E
425
1

AGB
E 425
1

5 2
5 2
5 5 2

Die Glöcknerstochter.

I.

E 425/1

Die

Glöcknerstochter.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erster Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1871.

Das Uebersetzungsrecht dieses Werkes in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Entered, according to Act of Congress in the year 1871, by
HERMAN BLÜMELING,
in the Office of the Librarian of Congress at Washington, D. C.
Déposé.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Ein Abendbild	1
Eine Lebensskizze	17
Die Frau Marquise	48
Der Herr Marquis	82
Eine zärtliche Schwester	104
Bericht des Pfarrers Edelholt	140
Verleumdung	165
Das Christgeschenk des Waisenkindes	194
Am Rhein und am Neckar	225
Die Heimkehr	250
Der Wartthurm	281
Das Violoncello	300
Das Evangelium aeternum	337
Vier glückliche Ehen	358
Das Schloß am Meer	390
Eine reiche Erbin	429

Ein Abendbild.

Da wo die letzten Höhenzüge des Taunus in der heitern und gesegneten Ebene der Wetterau auslaufen, liegt ein Dorf, zwischen Pappeln, Weiden, Obstbäumen und Hollunderbüschen. Durch das Dorf fließt ein Bach, der oberhalb desselben eine Mühle treibt, einen herrschaftlichen Park belebt und im Dorfe selbst den Wäscherinnen dienstbar ist, den Kindern ein bequemes Fußbad bietet und, zu einem kleinen Becken ausgeweitet, Enten und Gänse gemüthlich trägt. Dann fließt er durch die Wiesen weiter, aber in so krausen Schlangenwindungen, als habe er gar keine Lust seinen Lauf nach wenigen Stunden in der Lahn zu beenden, die ihm wie ein unausweichliches Schicksal entgegenfließt. Zuweilen versteckt er sich gleichsam unter einzelnen Gruppen von Erlengebüsch; einmal macht er eine so starke Wendung rückwärts, daß er wieder jenen herrschaftlichen Park an dessen äußerer Grenze berührt. Doch Alles ist umsonst! er kann seinem Schicksal nicht entfliehen:

er geht in der Lahn unter. Das aber berührt sein jugendliches Dasein im Dorf durchaus nicht.

Die Gegend ist freundlich, das Land bebaut. Von der Vergangenheit, als die Wetterau einer der Hauptsitze der Reichsritterschaft war, erzählen nur noch vereinzelte Ueberbleibsel, die Ruine einer Burg auf einem Hügel, ein Wartthurm oder ein Stück alter Ringmauer bei kleinen Städten — und auch diese Ueberreste sind entkleidet jedes romantischen Zaubers durch die prosaische Nüchternheit der Umgebung, wie das moderne civilisirte Leben, Treiben und Streben sie hervorzurufen pflegt. Bei jenem Dorf, das seiner Lage seinen Namen verdankt und Bachheim heißt, befand sich ebenfalls eine Ruine aus uralten Zeiten, von deren früherer Schönheit, durch besonders günstige Umstände, wenigstens noch die Spur erhalten war.

In jenen Tagen hohen religiösen Aufschwungs, da St. Bernhard in's Rheinland kam und mit seinem liebeflammenden Herzen die Seelen zur Liebe des Kreuzes entflammte und hinriß, siedelten sich seine geistlichen Kinder, Mönche und Nonnen, von Claravallis und Cisterz in der Wetterau an, und Söhne und Töchter der vornehmsten Geschlechter widmeten sich dem Klosterleben, um in diesem stillen Hafen ihre Seele für den Himmel zu retten und den Nöthen des Nächsten in den Mühsalen der Welt

nach Kräften abzuhelfen. Gertrudis, die einzige Tochter des reichen, mächtigen Grafen von Wianden, nahm den Schleier in einem Kloster im Rheingau, das der Regel von Cisterz folgte. Als ihr Vater nach einer Reihe von Jahren ihre Wahl zur Aebtissin erlebte, fühlte er sich so beglückt und geehrt, daß er auf seinen Ländereien in der Wetterau für seine Tochter ein Kloster erbaute, das er Paradies nannte und mit reichen Schenkungen bedachte. Eine derselben war der Grund und Boden, auf welchem jetzt Bachheim liegt. Am untern Ende des Dorfes befand sich die Ruine des einst so großartigen, im edelsten Styl des dreizehnten Jahrhunderts erbauten Cisterzienserinnenklosters Paradies, in welchem Gertrudis von Wianden hochbejahrt im Ruf der Heiligkeit starb. Die Ruine bestand aus dem Kreuzgang — wie man den viereckigen, von Bogenstellungen umgebenen innern Hof der Klostergebäude nennt — aus einem Seitenschiff der ehemaligen Klosterkirche, das jetzt als Pfarrkirche diente, und aus einem Theil der Hinterwand des hohen Chors, welches einst fünf wunderschöne Fenster, im schlankesten Spitzbogenstyl gehabt hatte, jetzt aber nur noch eines derselben aufwies, das der Pfarrkirche am nächsten und durch sie gestützt und etwas geschützt war. Alles Gemäuer des Mittel- und des zweiten Seitenschiffes war spurlos verschwunden, der Boden geebnet und der

ganze Platz zum Gottesacker eingerichtet. Grabhügel bedeckten ihn mit ihren kleinen grünen Wellen, zu deren Häupter arme kleine hölzerne Kreuze standen — ach! zum Theil zersplittert oder vermorscht lagen, während in der Mitte des Kirchhofs ein großes Cruzifix von grauem Sandstein weithin sichtbar über die niedrige Mauer sich erhob, welche die Stätte der Todten umfriedete. Diese Mauer, der hohe Sockel des Cruzifixes und das Gemäuer des hohen Chors waren mit Epheu umrankt und umsponnen. Ueber das letztere hatte er sich dermaßen ausgebreitet, daß es aussah, als sei in eine grüne Tapete ein gothisches Fenster mit zierlichstem Maßwerk hineingeschnitten.

Von dem Kloster selbst war nicht die geringste Spur mehr vorhanden. Als es im Anfang des Jahrhunderts säcularisirt, d. h. seinen rechtmäßigen Besitzerinnen geraubt wurde, brach man es ab, und verwendete anderweitig die Steine oder verbrannte sie zu Kalk; denn man brauchte Material, um aus dem Seitenschiff der Klosterkirche die Pfarrkirche mit ihrem nothwendigen Zubehör zurecht zu bauen. Dieser Bau rettete den schönen Kreuzgang vom Verderben. Die Rückmauer seines einen Trakts wurde die Seitenmauer der Kirche, und ein Theil desselben wurde zu einer Taufcapelle ausgebaut. An den Trakt zur Rechten war in seiner ganzen Länge die Wohnung des Glöckners, der zugleich Schullehrer war, nebst

den Schulzimmern angebaut; an den Trakt zur Linken die Sacristei und das Pfarrhaus. In dem vierten Trakt war ein großes, plumpes Thor gebrochen, das in seiner ungeschickten Rohheit einen schreienden Gegensatz zu den schönen gothischen Bogen bildete, welche den innern Hof umgaben, hingegen in Uebereinstimmung mit der Anordnung dieses Hofes war. In der Mitte desselben erhob sich eine schwerfällige hölzerne Pumpe. Sie bildete die Grenze zwischen zwei Reichen. Auf der einen Seite, nächst der Glöcknerwohnung, war ein Rasenfleck mit einem Zaun von Dorngeflecht umgeben, um ihn vor Kindern, Bettlern, Hunden und Hühnern zu schützen; denn auf dem Rasen lagen lange Streifen Leinwand zur Bleiche und an ausgespannten Seilen hing mancherlei Wäsche zum Trocknen. Daneben, unter einem Kirschbaum, lagen ein Paar Blumenbeete mit Fingerhut und Rittersporn und einigen gewaltigen Sonnenblumen; aber die Beete waren minder gepflegt, als der Rasenplatz, weil sie minder nothwendig waren. In einer Ecke stand das große Wasserfaß, um aus den Dachrinnen den Regen aufzufangen, den die Hausfrauen zu wirthschaftlichen Zwecken brauchen. In der andern Ecke stand die Hundehütte mit einem wachsamen Hofhund an der Kette und altes Gerümpel lag umher, zersplitterte Körbe, ein ausgedienter Eimer, ein zerbrochener Strohstuhl.

Dazwischen stand ein kleiner Trog, der spärlich für die Hühner gefüllt wurde, damit sie nicht ihre Nahrung allzufern suchten und sich mit ihren Eiern im Dorf verliefen.

Die andere Hälfte des Hofes, nächst dem Pfarrhause, war reinlich mit Kies bestreut, und stand auch das unentbehrliche Wasserfaß in einer Ecke, so war er übrigens frei und trug nur, in einiger Entfernung von einander, einen Nußbaum und eine Akazie. Unter jedem dieser Bäume stand eine kleine hölzerne Bank, die der Pfarrer mehr für Andere als für sich aufgestellt hatte. Das ganze Mauerwerk des Hofes war mit Epheu und wildem Wein bewachsen, auf einigen Stellen so fest wie eine Tapete, auf andern wie ein leichtes Netz von schwankenden Reben, die sich anmuthig an den feinen Säulen hinaufschlangen und von oben durch den Vierpaß oder das Kleeblatt des Bogens wieder herabfielen. Daß hie und da das Maßwerk beschädigt war, bemerkte man kaum hinter dem lieblichen grünen Schleier. Es war diesem Kreuzgang ein Gemisch von Poesie und Prosa, von Romantik und Alltäglichkeit, von Schönheit und Gemeinheit aufgeprägt, welches zuweilen einen sanftmelancholischen, zuweilen einen abstoßenden Eindruck machte, je nachdem der Beschauer gestimmt war. Aber Eindruck machte es — sogar auf die, welche täglich dies Bild vor Augen hatten, wenn sie sich dessen auch nicht bewußt waren.

Es war ein schöner Sommerabend. Draußen im Dorf herrschte Leben und Bewegung. Die Erntewagen fuhren mit schweren Garben beladen von den Feldern heim. Die Schnitter folgten ihnen, müde vom Tagewerk, bestaubt und erhitzt, aber froh des reichen Erntesegens. Die Kinder schrien und jauchzten nach Kinderart ohne zu wissen weshalb, nur um dem Drang einer gewissen kleinen Lebensfreudigkeit genug zu thun, so wie sie laufen und springen und hin und her rennen, um ihrem Bedürfniß der Thätigkeit einen Ausdruck zu geben. Die Wäscherinnen knieten am Rand des Baches, schwangen kräftig die Schlägel und schnatterten untereinander mit dröhnender Stimme, wetteifernd mit den Gänsen, die ihre jugendlich unerfahrene Brut um sich sammelten und mit ihr schnatternd ihrem Heim zuwatschelten; aber zuweilen lautauf kreischten und verzweiflungsvoll fliehend mit den Flügeln schlugen, wenn irgend ein muthwilliges Bübchen in die Heerde hineinsprang und ihren Marsch verstörte. Zu all diesen Stimmen der Erde gesellte sich die in den Lüften. Unzählige Schwalben schossen im Zickzack mit jauchzendem Gezwitscher hernieder und hinauf und schienen sich in der Luft eben so fröhlich zu tummeln, wie die Kinder im Staube des Dorfes; während seitab von dem Treiben der Menschen eine Lerche singend himmelhoch über die Felder aufstieg, als wolle sie sich auf

goldenen Abendwolken ihr Nest bauen, jetzt, da es zwischen den Stoppeln nicht mehr sicher sei; und während von den dunkeln Ulmen und Linden des herrschaftlichen Parks das süße Abendlied der Amsel und Schwarzdrossel, und das schwermüthige Gurren der wilden Taube herüberklang und der Storch klappernd über seinem Nest auf dem Giebel einer Scheune stand und seine Jungen die Beute verzehrten, die er aus dem Wiesengraben für sie geholt hatte.

Im Hof des Kreuzganges herrschte tiefe Stille und doch waren drei lebende Wesen darin: ein Kind, eine Katze und ein Hund. Der Hund lag friedlich an der Kette vor seiner Hütte, schlief den leisen Schlaf der Wachsamkeit und fuhr bisweilen auf um nach einer Fliege zu schnappen, die sich auf seine Schnauze oder sein Ohr setzte. Unter dem Kirschbaum lag ein umgestürzter Zuber und auf dem Zuber lag rund und weich zusammengerollt eine graue Katze, blinzelte fortwährend mit ihren falschen, grünen Augen und schien sich sehr behaglich zu fühlen, denn sie ließ ununterbrochen das leise innere Schnurren hören, das der Ausdruck des Wohlbefindens für Katzen ist. Vor dem Zuber platt auf der Erde, nur mit dem Kopfe an ihn gelehnt, lag ein Kind, und neben dem Kinde ein kleines Buch. Dies Kind war ein kleines Mädchen von acht bis neun Jahren, mager, sonnenverbrannt, mit rabenschwarzem,

kurzgeschnittenen Lockenhaar. Sie lag ganz ruhig da und starrte mit weitgeöffnetem Auge in den Himmel hinauf, durch dessen tiefes Blau kleine Wolken wie goldene Nachen langsam zogen, während unter ihm die Schwalben ihre jauchzende wilde Jagd hielten.

Da sprach unter dem Eingang vom Kreuzgang in den Hof ein großer Mann in schwarzer Soutane und Schnallenschuhen mit tiefer milder Stimme:

„Wendeline!“

Jetzt kam Leben in das Kleeblatt. Die Kleine schnellte wie eine Feder in die Höhe; die Katze erhob sich mit gekrümmtem Rücken und gebogenem Schweif auf dem Zuber; der Hund fuhr auf, bog seinen Rücken niederwärts auf seine vier Pfoten, gähnte mächtig mit einem kurzen sanften Geheul und wedelte aus Leibeskräften mit seinem kurzen Schwanz. In dieser Weise wurde der Pfarrer begrüßt. Wendeline hing sich mit beiden Händen an seine Hand. Er ging zur Bank unter dem Nußbaum, setzte sich, nahm seinen Hut ab und sagte, indem er sie vor sich hinstellte:

„Das wird morgen in der Schule schlimm aussehen mit dem Katechismus, wenn Du Dich hinlegst und schläfst anstatt ihn zu lernen.“

„Ich schlief nicht,“ erwiederte die Kleine.

„Lernteſt Du Deine Aufgabe auswendig?“

„Nein!“ sagte sie ehrlich.

„Wäre es nicht viel besser gewesen sie zu lernen, als so träge auf der Erde zu liegen?“

„Ja . . . . aber ich konnte nicht.“

„Warum denn nicht? ich sehe doch, daß Du den Katechismus bei Dir hattest.“

„Ja, ich hatte ihn . . . . aber ich mußte an etwas Anderes denken.“

„Du hast aber zuerst und vor Allem an Deine Aufgabe zu denken und dann erst an Deine Spielereien, wenn Du ein gutes Kind sein willst.“

„O ich dachte nicht an die Hühner und die Ziege . . . . ich dachte an den lieben Gott!“ rief Wendeline hastig.

„Das hättest Du auch bei dem Katechismus thun können.“

„O nein! . . . . nicht so! nein, so nicht!“ versicherte Wendeline und bewegte verneinend den kleinen schwarzlockigen Kopf.

„Wie nicht, Wendeline?“

„Nicht so wie ich gerne an ihn denke . . . . ich meine ohne die Buchstaben und ohne zu lesen.“

„Da hast Du aber vielleicht gar manches Verkehrte gedacht, Wendeline.“

„O nein! ich habe gedacht, daß der liebe Gott da oben über den Wolken ginge und sich umschaute nach einer Wendeline, ob sie wohl heute ein gutes Kind gewesen sei . . . . und so etwas mag ich gern denken und es ist gewiß nicht verkehrt.“

„Und meinteſt Du, daß der liebe Gott mit Wendeline zufrieden geweſen ſei?“

„Ganz wohl nicht,“ ſagte ſie bekümmert.

„Warum denn nicht?“

„Ach . . . . wegen des Katechismuslernens.“

„Siehſt Du, wie Dein Gewiſſen Dir ganz daſſelbe ſagt, was ich Dir ſage! Zuerſt muß ein gutes Kind hübſch gehorſam ſeine Pflicht thun, damit es ein reines Gewiſſen habe und den lieben Gott zufrieden ſtelle. Jetzt iſt es ſpät geworden . . . . wie willſt Du denn noch Deine Aufgabe lernen?“

„Es wird ſchon gehen!“ ſagte Wendeline entſchloſſen und blickte treuherzig den Pfarrer mit ein Paar wunderſchönen großen ſchwarzen Augen an, die gar nicht zu dem kleinen unſchönen Geſichte zu paſſen ſchienen.

„Nun, dann mußt Du Dich gleich daran machen, es iſt die höchſte Zeit!“ ſagte der Pfarrer liebreich und legte einen Augenblick ſeine Hand auf ihr Haupt.

Wendeline kehrte unter ihren Kirſchbaum zurück. Der Zuber, der vorhin ihr Kopfkiſſen geweſen war, wurde jetzt ihr Sitz. Sie legte den Katechismus auf den Schooß, ſtemmte die Elbogen auf die Knie und beſchattete mit beiden Händen ihre Augen um nichts zu ſehen von Himmel und Erde, was ſie von ihrer Aufgabe zerſtreuen könne. Der Pfarrer ſah

ihr eine kleine Weile zu wie sie sich Mühe gab ihren kleinen wilden beweglichen Geist zu bändigen. Dann zog er sein Brevier hervor und begann die Matutine zu beten, so daß wieder im Klosterhof die Stille herrschte, die mit seiner melancholischen Schönheit übereinstimmte. Man hörte nichts als den Abendwind, der in den langen Ranken des wilden Weines flüsterte, denn mit dem Untergang der Sonne war die Natur zur Ruhe gegangen und das Leben der Creatur verstummt.

Eine Viertelstunde mogte verflossen sein, als die Thür der Glöcknerwohnung, die in den Kreuzgang führte, sich öffnete. Der Glöckner kam heraus und ging durch den Kreuzgang in die Kirche, deren Seitenwand hier einen Eingang hatte. Gleich darauf begann das Ave Marialäuten.

Wendeline bekreuzte sich, betete den Englischen Gruß und griff sogleich wieder zu ihrem Katechismus. Da rief eine scharfe Frauenstimme innerhalb der Glöcknerwohnung:

„Wendeline! zu Bett! geschwind!“

Wendeline regte sich nicht; doch plötzlich schlug sie die Augen zum Pfarrer auf und als ihr Blick dem seinen begegnete, sprang sie auf, lief zu ihm hin, küßte seine Hand, lief zu dem Hunde, streichelte dessen Kopf — und als sie auf diese Weise ihren Freunden gute Nacht gewünscht hatte, lief sie

zur Thür, wo dieselbe Stimme ihr mit noch schärferem Ton entgegenrief:

„Kommst Du endlich? Du verdientest, daß ich Dich draußen in der Hundehütte schlafen ließe! — Geschwind .... geh' schlafen!"

Wendeline war an die keifende Mutter gewöhnt und Vorwürfe waren ihr tägliches Brod. Die Drohung draußen und bei dem Hunde die Nacht zubringen zu sollen, hätte sie hingenommen; aber in der Hundehütte! das empörte sie. Sie fühlte die Verachtung heraus, die darin lag. Trotzig richtete sie den kleinen Kopf auf und sagte:

„Ich würde aber nicht in die Hundehütte hineinkriechen."

„Das wollen wir doch einmal sehen, wer von uns Beiden seinen Willen durchsetzt, Du oder ich."

„Ich!" sagte Wendeline trotzig.

„Nun, so komm'!" rief die Mutter, faßte Wendelinens beide Hände über dem Gelenk zusammen und riß die Kleine nach der Thür und in den Kreuzgang hinein.

Wendeline sträubte sich aus allen Kräften, ging keinen Schritt und ließ sich fortschleifen; als sie aber merkte, daß ihr Widerstand vergeblich und die Mutter wirklich mit ihr im Hof und auf dem Wege zur Hundehütte sei, erhob sie ein lautes Jammergeschrei:

„Vater, lieber Vater! o die schreckliche Hundehütte! .... O lieber Herr Pfarrer! o lieber Gott!“

„Was gibt es denn, Frau Weinrich! was hat Wendeline verbrochen?“ fragte der Pfarrer, indem er seine Bank verließ und plötzlich neben der erzürnten Frau stand, die ihn in der Hitze des Kampfes gar nicht bemerkt hatte.

„Sie soll für ihre Bosheit in die Hundehütte hineinkriechen .... und das will sie nicht!“ schrie die Mutter.

„Nein, durchaus nicht! schluchzte Wendeline: ich will ja für meine Bosheit hier draußen schlafen .... aber nicht in die Hütte kriechen! .... Nein! .... Nein! .... —“

„Ist der Trotz zu dulden, Herr Pfarrer!“ rief die Mutter im höchsten Zorn, während das Kind beständig unter Thränenströmen jammerte:

„O lieber Gott!“

„Wendeline!“ sagte der Pfarrer sanft, „wenn der liebe Gott jetzt da oben auf den Wolken fährt und Dich sieht, wird er Dich dann sein gutes Kind nennen?“

Eine große Veränderung kam über die Kleine. Sie hörte auf zu weinen und zu wimmern, sie schöpfte tief Athem, ihre trotzige Miene verschwand, sie schlug die Augen nieder und sagte traurig und beschämt:

„Ach nein!“

„Kommst Du endlich zur Besinnung, Du schlimme Kröte!“ rief die Mutter triumphirend und ließ Wendelinens Hände los

„Ich will nur lieber ganz rasch in die Hundehütte kriechen,“ sagte Wendeline entschlossen zum Pfarrer, stand in zwei Sätzen vor derselben, kniete nieder und schickte sich an ihre Absicht auszuführen.

Doch eben so schnell war die Mutter neben ihr, hob sie auf, schloß sie in die Arme und rief:

„Du Goldkind! Du Engel! .... wolltest Du wirklich meinen Willen thun? .... Ach, Du einziger Schatz, es war ja nicht mein Ernst .... ich habe es nicht so böse gemeint! .... Jetzt komm', ich bringe Dich in Dein Bettchen!“

Und sie bedeckte Wendeline mit Liebkosungen und trug sie in ihre Wohnung zurück.

Gleich darauf kam der Glöckner aus der Kirche. Der Pfarrer ging ihm entgegen und sagte:

„Lieber Weinrich! könnte sich doch endlich Ihre arme Frau etwas Selbstbeherrschung und Mäßigung angewöhnen! Man muß Geduld mit Wendeline haben — recht viel Geduld, wie mit allen Kindern, wie mit uns selbst; aber sie ist nicht unlenksam. Man muß nur das Wie verstehen und sie nicht ganz unsinnig behandeln. Das thut aber Ihre Frau und weckt dadurch des Kindes Trotz.“

„Ich weiß das Alles, Herr Pfarrer,“ antwortete

der Mann bekümmert: „es ist ja mein Hauskreuz, mein tägliches. Alle meine Schulkinder machen mir nicht so viel Noth wie meine Frau, denn bei jenen kann ich hoffen, daß sie sich bessern; aber bei dieser nicht mehr. Ihre unverständige Zanksucht ist ihr in's Blut übergegangen, wie eine Krankheit. Sie kann nicht leben ohne Hader und Streit. Nun, Sie kennen sie ja."

„Freilich kenne ich sie! daher kenne ich auch ihre guten Seiten: sie ist häuslich, fleißig, sparsam, wohlthätig .... auch gutmüthig .... aber sie behandelt Wendeline ganz verkehrt."

„Leider Gottes, Hochwürden, behandelt sie alle Menschen verkehrt! ich wünsche wohl zu schlafen," sagte der langmüthige Mann und ging das äußere Thor des Kreuzgangs zu verschließen, denn die Nacht brach ein.

Eine Lebensskizze.

Die Kirche nebst Pfarrwohnung und Schulhaus liegen am untern Ende des Dorfes. Am obern Ende liegen das Wohnhaus, der Hof und der Park des Grafen von Wianden. Jenen Complex nannte man noch immer den Klosterhof diesen den Herrenhof. In den französischen Kriegen zu Anfang unseres Jahrhunderts, war das ehemalige Schloß gänzlich durch eine Feuersbrunst zerstört und der jetzige Graf lebte in dem Hause, das die Beamten seines Vaters bewohnt hatten. Es war ein sehr gewöhnliches Gebäude, ohne eine Spur von herrschaftlichem Ansehen. Zu der Thür des hohen Erdgeschosses führten ein paar breite Stufen hinauf und ein steiles gebrochenes Dach mit Mansardenfenstern gab dem Bau, der ohnehin zu lang für seine Höhe war, ein gedrücktes, schwerfälliges Ansehen. Das Haus lag auch nicht der Einfahrt in den Hof gegenüber, sondern zur Seite. Gegenüber, wo das Schloß einst stand, befanden sich Wirthschaftsgebäude. Man hätte das unregelmäßige, unschöne, aber mit Ordnung gehaltene Ganze für einen großen Pachterhof

halten können, wenn sich nicht hinter diesen Gebäuden und über ihren Dächern uralte Kastanien, Ulmen und Linden erhoben und eine größere Gartenanlage verkündet hätten, als die ökonomische Betriebsamkeit eines Pachters zuzulassen pflegt. Selbstverständlich war der Garten so angelegt, daß die schönen, schattenreichen Lindenalleen auf das ehemalige Schloß zuliefen und daß die Aussichtspunkte auf die Höhen des Taunus, auf einen alten gebrochenen Wartthurm und auf eine freundliche Wassermühle, für die Schloßfenster berechnet waren. Auf der Gartenseite des jetzigen Wohnhauses hatte man keine andere Aussicht als die in den Garten selbst, und er hatte keine andere Schönheit aufzuweisen, als die seiner herrlichen Bäume und weiten Rasenplätze. Treibhäuser, Orangerie, kostbare Blumen, Gruppen von seltenen Pflanzen, und was die moderne Gartenkunst heutzutage verlangt, hätte man umsonst gesucht. Im Frühling freilich war der durch seine Einförmigkeit etwas melancholische Charakter des Gartens dadurch erheitert, daß Massen von blühenden Gesträuchen, namentlich in der Nähe des Hauses, das allgemeine stille Grün unterbrachen. Massen von Syringen in allen Schattirungen, von der zartesten Perlenfärbung bis zum Violet, Massen von Jasmin, von rothem Dorn, von Cytisus, standen als dichtes Gebüsch, wie riesige Blumensträuße, farbenreich und duftend,

beisammen, während die rothe Kastanie ihre kleinen pyramidalischen Blüten über sie erhob und die Akazie den südlichen Arom ihrer weißen Traubenbüschel auf sie herabgoß. Im hohen Sommer war aber die massenhafte Farbenpracht dahin und beschränkte sich auf Beete mit Rosen und Levkoyen, die von Reseda eingefaßt waren und wie ein bunter Kranz um den runden Rasenplatz lagen, den ein Kiesweg vom Hause trennte.

Auf diesem Wege ging ein bejahrter Mann mit einem leichten Rechen in der Hand, womit er sorgsam jedes Zweiglein, jedes welke Blatt bei Seite harkte. Dann wandelte er weiter nach der großen Allee und setzte auch dort sein stilles Werk fort. Dieser Mann war der Besitzer von Bachheim, Eustachius Graf von Wianden, und Bachheim war das einzige, geringe Gut, das ihm von dem Erbe seiner Väter übrig blieb, obschon diese seit Jahrhunderten reichsfreie und sehr reiche Herrn in der Wetterau gewesen waren. Dieser Mann zählte um die Mitte unseres Jahrhunderts achtundsechszig Jahre, doch seine hohe, hagere Gestalt, seine aufrechte Haltung, sein fester Schritt hatten nichts, was an das Greisenalter erinnerte. Seine Züge, obschon welk und mit tiefen Linien und Furchen ausgeprägt, zeigten noch immer, namentlich im Profil, den edelsten Schnitt und feines, silbergraues, an den Spitzen

leicht gekräuseltes Haar, umrahmte das Antlitz, das durch ein Paar große dunkelgraue, geistvolle aber unbeschreiblich schwermüthige Augen einen eigenthümlichen Ausdruck erhielt. Die ganze Erscheinung des Mannes erinnerte an die Gemälde, die Van Dyk von Carl I. von England gemalt hat und die so majestätisch und so traurig aussehen; sein Blick schien immer auf einer untergehenden Welt zu ruhen.

Als zwölfjähriger Knabe hatte er seinen Vater verloren, den der Haß gegen die französische Revolution und gegen die Königsmörder zum Verbündeten der Emigrirten in Coblenz gemacht hatte. Er wollte nichts, als gegen die falsche Freiheit kämpfen; Titel, Würden, Ehren wollte er nicht und brauchte er nicht. Er war ein freier Mann, ein hochgeachteter Mann, ein reicher Mann, der Niemand über sich hatte, als den Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Er fiel im Kampf, kaum vierzig Jahre alt. Seine Wittwe, eine energische Frau, erzog ihren einzigen Sohn nach den Traditionen und im Sinn und in den Ideen seines Vaters. Eustach bekam eine gründliche wissenschaftliche Bildung; sein Geist wurde mit ernsten Studien beschäftigt, seine Gedanken höheren Fragen von allgemeinem Interesse zugewendet. Besonderes Gewicht wurde auf seine sittliche Erziehung, als auf die Grundlage einer kräftigen, geistigen Entwickelung

gelegt, denn die Gräfin von Wianden wollte nicht blos einen gebildeten, sondern auch einen tüchtigen Mann aus ihrem Sohn machen. Wie sie selbst unberührt blieb von der kläglichen Frivolität so mancher ihrer Standesgenossen, die trotz der furchtbaren Erschütterung, welche durch alle Verhältnisse ging und durch alle Gemüther hätte gehen sollen, in leichtsinniger Oberflächlichkeit verblieben und allenfalls mit Träumereien von Menschenwohl flüchtig sich befaßten: so schützte sie auch ihren Sohn vor der allvernichtenden halb genußsüchtigen, halb sentimentalen Verflachung der Zeit.

Kräftig wurde sie in ihren Bemühungen unterstützt durch ihre Schwägerin Claudia von Wianden, Priorin vom Kloster Paradies, die dort seit ihrem zwanzigsten Jahr der Regel von Cisterz als eine ächte Tochter ihrer frommen Ahnfrau, Gertrudis von Wianden, folgte. Es machte immer einen feierlichen Eindruck auf den Knaben, wenn er in dem großen, mit dunkelm Holz getäfelten Sprachzimmer der Priorin erscheinen durfte. Dann setzte er sich auf einen der hohen, mit braunem Leder bezogenen Stühle und blickte auf das Cruzifix, das zwischen einem Gemälde des heil. Benedict und einem Gemälde des heil. Bernhard an der Wand hing und wehmüthig auf ihn herab zu schauen schien, und es kam ihm gar hart vor, in solcher Einsamkeit und solcher Um-

gebung zu leben. Wurde dann aber an der Hinterwand des Zimmers der Vorhang von dunkelbrauner Serge zurückgezogen, öffnete sich das breite Gitterfenster, erschien seine Tante in ihrem langen, weißen Ordenshabit und mit dem schwarzen Schleier, aus dem ihr freundliches Antlitz so heiter und liebreich hervorsah: so verschwand seine Beklommenheit, er eilte zum Gitter, küßte zärtlich und ehrfurchtsvoll ihre Hand und blickte halb treuherzig, halb neugierig in ihr gutes, lächelndes Auge. Es imponirte ihm auch gewaltig, daß die ernste Mutter immer die Hand seiner Tante küßte. Da die Mutter ihm das Höchste auf Erden war und sich so unterwürfig bewies — was mußte dann die Tante sein! und doch fühlte er sich traulich zu ihr hingezogen, da sie heiterer und liebreicher mit ihm sprach, als die ernste sorgenvolle Mutter und mehr auf seine kindlichen Interessen, seine jugendlichen Ansichten einzugehen verstand.

Und doch hatte Claudia von Wianden auch ihre ernsten Sorgen; — nicht, wie ihre Schwägerin, für ein einziges Kind, sondern für ihre Genossenschaft. Kloster Paradies hatte sich in den Stürmen des sechszehnten Jahrhunderts vom Untergang losgekauft, indem es den glaubensfeindlichen Bedrängern den größten Theil seiner Güter überließ, denn die Ordensfrauen wollten lieber arm im stillen Hafen ihres

Paradieses leben, als in weltlichen Verhältnissen außerhalb desselben. Dann kam der dreißigjährige Krieg mit neuen furchtbaren Verheerungen und Erpressungen. Die Schweden verwüsteten die herrliche Klosterkirche und steckten die Klostergebäude in Brand. Um das Nothwendigste wieder aufzubauen und herzustellen, mußte beinahe der ganze Rest der Güter veräußert werden und von dieser schweren Heimsuchung erholte sich das Kloster nie. Die Grafen von Wianden, deren Hauptsitz jenseits des Rheins war, unterstützten es freilich; aber der alte Glanz war unwiederbringlich verschwunden. Das hielt aber die hochsinnige Claudia nicht ab, gerade hier den Schleier zu nehmen. Als sie nach einigen Jahren zur Priorin gewählt wurde, fand sie die finanzielle Lage gänzlich zerrüttet. Um das Kloster von seinen drückenden Schulden zu befreien, bat sie ihren Vater, die Ländereien, die es noch in Bachheim besaß, zurückzukaufen. Er that es gern, da er dort ein Schloß besaß. Claudia trug die Schulden ab und lebte mit ihrer Genossenschaft von den Zinsen des sehr zusammengeschmolzenen Capitals, was um so schwieriger war, als weit und breit aus der Umgegend alle Arme, Kranke, Rath- und Hülflose sich an das Kloster wendeten, und seit Jahrhunderten in der traditionellen Ueberzeugung lebten, dort würden ihre Nöthen gelindert werden. Und dem war auch so. In be-

sondern Räumen des Hauses lag das Pilgerzimmer — da wurden sie gespeist; das Krankenzimmer — da wurden sie gepflegt; das Arbeitszimmer — da wurden die Mädchen in einfachen Handarbeiten und im Katechismus unterrichtet. Die Klosterapotheke bereitete Arzneien und die Priorin vertheilte sie unentgeltlich mit vielen guten Rathschlägen, wie das Volk sie liebt. In der Gewandkammer gab es immer warme Kleidungsstücke für gebrechliche Alte und dürftige Kinder und die milde Hand der Priorin spendete überdas manchen Zehrpfennig. Dann wurden alle Kirchen- und alle Ordensfeste herrlich gefeiert. Die Altäre strahlten von Kerzen, glänzende Reliquienschreine wurden ausgestellt, die schönsten Paramente, kunstfertig von den Nonnen gestickt, kamen zum Vorschein; und sangen die Nonnen mit wohlgeübten, sanften, reinen Stimmen im Hochamt ein „Benedictus“, ein „Ave verum“; — in der Vesper das „Magnificat“, vor dem Sanctissimum „O sacrum convivium“: so fühlten sich die frommen Andächtigen in der Kirche selig bewegt, als ständen sie vor den Pforten des wirklichen Paradieses.

All' diese Wohlthaten, leibliche und geistige, spendete das Kloster; aber um sie spenden zu können mußte die Priorin mit haushälterischer Sparsamkeit walten, besonders nach dem Tode ihres Vaters und ihres Bruders, welche ihr nicht selten mit reichen

Almosen geholfen hatten. Auf den Tod ihres Bruders folgte die Ueberflutung der linksrheinischen deutschen Lande durch die Armeen der französischen Republikaner. Die neuen republikanischen Gesetze, die Gleichheit und Brüderlichkeit verbreiten wollten, duldeten keine vornehme Herrn mehr; man verjagte oder guillotinirte sie, plünderte und verbrannte ihre Schlösser und verkaufte ihre Besitzungen um Spottpreise.

Die Gräfin von Wianden hatte im Bachheimer Schloß gelebt, seitdem der Graf die Kriegszüge gegen die Republikaner machte. Bald war es ihre einzige Zuflucht, denn die herrlichen Besitzungen im Churmainzischen gingen verloren, weil ihr Gemahl ein Feind der Republik gewesen war. Ein treuer Beamter rettete wenigstens ziemlich bedeutende Capitalien, während ein treuloser noch bedeutendere unterschlug. So sah sie sich denn als Wittwe mit einem sehr zusammengeschmolzenen Vermögen und in sehr unsichern, drohenden Zeiten auf Bachheim beschränkt. Sie besaß große Tugenden und manche vortreffliche Eigenschaft; aber eine ging ihr völlig ab, obschon sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen überaus wichtig gewesen wäre: die Sparsamkeit. Nicht etwa, als hätte sie einen thörichten Luxus getrieben: der lag weder in ihrer Lebensweise, noch in ihrem Geschmack; allein sie blieb bei ihren alten Gewohnheiten,

die nach einem großen Zuschnitt gemacht waren. Sie hatte eine zahlreiche Dienerschaft, freilich großentheils Leute, die von den andern Schlössern verjagt oder geflohen waren; sie bekümmerte sich nicht um das, was ihr Haushalt kostete: das war die Sache des Secretärs, dem alle Rechnungen eingereicht wurden, welche sie am Schluß des Jahres nach flüchtiger Durchsicht liquidirte. Sie brauchte jeden Sommer eine lange Brunnenkur in Pyrmont, und da sie sich nie von ihrem Sohn trennte und dieser nicht aus seinen Studien herausgerissen werden durfte, so nahm sie Gouverneur und Lehrer nebst entsprechendem Dienstpersonal mit und reiste in der kostspieligen, schwerfälligen Weise jener Zeit in einer mächtigen englischen Kutsche, mit einem ebenso gewaltigen Fourgon, mit acht eigenen Pferden und einem Courier, der für diese Caravane in den Gasthöfen Platz machte. Auch war das Bachheimer Schloß allen Verwandten und Freunden immer gastlich auf beliebige Zeit geöffnet, was Manchen, die wenigstens für den Augenblick in ihren Vermögensumständen sehr gelitten hatten, höchst willkommen war. Und versicherte die Gräfin auch immer — und mit Recht! — man finde bei ihr nur ein ernstes, ruhiges Wittwenleben: so war doch diese unbegrenzte Gastfreiheit nicht ohne beträchtliche Kosten durchzuführen. Desgleichen auch ihre Almosen. In diesem Punkt wußte sie gar nicht,

was Geld sei. Während drei Jahren beherbergte sie im Schloß acht emigrirte französische Geistliche und versorgte sie mit allen Bedürfnissen. Sie blieb, was sie gewesen war, die vornehme Frau, und es schien ihr ebenso unmöglich, ihre großen Allüren aufzugeben, als aufzuhören Gräfin von Wianden zu sein. Zuweilen wagte die Priorin wohl eine leise Frage; doch immer entgegnete die Gräfin, die Finanzen wären in bester Ordnung und sie hasse die Schulden. Wenn dann die Priorin lächelnd sagte: es gehöre zu einer guten Vormundschaft, daß ein Sparpfennig zurückgelegt werde: so pflegte die Gräfin in ihrer gemessenen Weise zu antworten:

„Liebe Frau Schwester, die Gnade des Gelübdes der heiligen Armuth steht Ihnen bei. Sie können in Ihrem Haushalt den Sparpfennig erübrigen. Ich besitze diese Gnade nicht. Für die Verhältnisse, in denen mein Sohn geboren ist und für die standesmäßige Erziehung und Gewohnheiten, die ich ihm geben muß, reicht das so arg geschmälerte Einkommen nur eben aus. Ersparnisse sind nicht zu machen, und meine Einschränkungen dürfen nicht die althergebrachte Gastfreiheit des Hauses, nicht ergraute Diener, nicht die heilige Pflicht des Almosenspendens berühren. Sollten je bessere Tage kommen und meinem Sohn wieder zu seinem überrheinischen Erbgut verhelfen: so würde es beständig mein Gewissen be-

lästigen, in kleinlicher Weise gekargt zu haben — denn, liebe Frau Schwester, — was für ein Kloster fromme Sparsamkeit ist, wäre für mich — Geiz. Ein anderer Stand bringt andere Pflichten mit sich."

Die Priorin konnte nur beistimmen. Ueberdas war die Erziehung ihres Neffen so vortrefflich geleitet, daß sie in dieser Hauptsache die größte Achtung vor der Vernunft und Umsicht ihrer Schwägerin haben mußte und deshalb andere Punkte fallen ließ. Ein gründlich gebildeter, frommer Geistlicher aus guter Familie war Eustachs Erzieher. Ihm lag die Sorge ob, für diejenigen Zweige der Wissenschaft, in denen er sich nicht dem Unterricht gewachsen fühlte, Lehrer zu suchen, welche dann, im Einvernehmen mit der Gräfin, für einzelne Fächer genommen wurden und jahrelang bei dem Knaben blieben. Eustach hatte einen klaren, ruhigen Verstand, einen festen Charakter, große Pflichttreue, aufrichtige Gottesfurcht. Diese Gaben der Natur und der Gnade wurden durch seine Erziehung und durch das Beispiel, das seine Mutter, das seine ganze Umgebung ihm vor Augen stellte, gekräftigt und entwickelt. Schwärmerei der Gefühle war ihm fremd; Enthusiasmus für neue Ideen kannte er nicht. Die alten, die großen, von Kaiser und Kirche waren seine Ideale. Denn Ideale hatte er; aber sie waren von festen Principien unterbaut, damit sie in der Wahrheit blieben. Er besaß nicht die

gewisse chaotisch geniale Stimmung und Begabung, die man interessant zu nennen pflegt; allein er interessirte dennoch, weil er aus einem Guß war.

Er blieb bei seiner Mutter, bis er sein neunzehntes Jahr vollendet hatte; dann ging er nach Göttingen, um Rechts- und Staatswissenschaft zu studiren. Seine Mutter hatte ihm in den letzten Jahren alle Freiheit gelassen, welche die Jugend, wofern sie nicht Zügellosigkeit in Anspruch nimmt, verlangen darf — und deshalb hatte der Uebergang vom geregelten Leben auf dem Bachheimer Schloß zum ungebundenen Leben auf der Universität, für ihn keinen andern Reiz, als den der Neuheit — und der war nach einigen Wochen seines Zaubers beraubt. Aufgewachsen in dem Bewußtsein, daß Selbstverleugnung und der Kampf gegen böse Neigungen die Grundbedingung jeder Tugend sind, hielt er um so fester daran, als Verlockungen mancher Art sich ihm naheten und das Beispiel vielfacher Ausgelassenheit ihm nicht fehlte. Er machte seine Studien so ernst und gründlich, wie er Alles that, was ihm sein Gewissen als Pflicht vorstellte.

Während dieser Zeit traf ihn in seiner Familie ein schwerer Schlag: seine Tante starb. Claudia von Wianden überlebte nicht die Aufhebung ihres geliebten Klosters, das im Jahre 1803, wie so viele andere, der Säcularisation erlag und aufgehoben wurde.

Die französische Republik hob die Klöster auf, als sie in Gottlosigkeit, Blutrausch und Finanznoth versunken war. Aus Ingrimm gegen fremde Gottesfurcht, die ihr als ein moralisches Privileg erscheinen mochte, und in dem Wahn, ihre leeren Cassen durch den Erlös der Klostergüter zu einem unerschöpflichen Fortunatussäckel zu machen, vollzog sie diesen Gewaltakt brutalster Art. Obschon sich dieser Wahn sehr bald in seiner vollständigen Hohlheit erwies, verschmähten Deutschlands Fürsten — auch katholische Fürsten! — keineswegs das Beispiel, das die Revolution gegeben hatte: die Klöster wurden bis auf eine verschwindende Minderzahl aufgehoben, um verschiedene Kriegsbeschädigungen mit den Gütern auszugleichen oder zu verbessern. Wenn Fürsten das, was ihnen genehm ist, von der Revolution lernen und getrost üben: so werden sie mit einiger Logik leicht begreifen, daß Andere Anderes von ihr lernen und geneigt sein können, es gleichfalls zu üben. Genug, die letzte Stunde von Kloster Paradies hatte geschlagen. Es sollte überflüssig sein, denn es waren nur zehn Nonnen darin; es sollte gegen den Zeitgeist sein, der die Klöster verdamme; es sollte zu einer nützlichen Anstalt gemacht und Pfarr- und Schulhaus werden. Es sei ja nicht einmal ein Pfarrer in Bachheim und der Schloßcaplan besorge die Pfarrgeschäfte, während der Beichtvater des Klosters ja schon so

alt sei, daß er unmöglich der Seelsorge vorstehen könne.

Die Priorin widerlegte jeden Punkt, vertheidigte ihr Kloster gegen jeden Vorwurf, fand unterstützende Fürsprache im ganzen Dorf, in der ganzen Umgegend; — doch umsonst! Die Gräfin von Wianden legte Einsprache ein im Namen der Nachkommen des ersten Stifters. Aber man bewies ihr, daß diese Nachkommen nie den mindesten Anspruch gemacht hätten, als besäßen sie ein Recht an das Kloster, daß sie sogar vor etwa fünfundzwanzig Jahren die Bachheimer Klosterländereien gekauft hätten und daß in jedem Fall die Ansprüche verjährt wären. Was hätte die Gräfin darum gegeben, jetzt das gefährdete Kloster kaufen zu können! aber als man bemerkte, daß dies ihr geheimer Wunsch sei, forderte man eine übertrieben große Summe, während ihr nicht einmal die mäßigste zu Gebot stand, und als sich die Verhandlungen endlich zerschlugen, mußten die Wehrlosen Gewalt leiden und sich fügen. Sie mietheten ein kleines Haus in Bachheim, wo sie ihr gemeinsames Leben in klösterlicher Weise fortsetzen wollten, bis es ihnen etwa gelinge, in einem andern Lande von einem Hause ihres Ordens aufgenommen zu werden. Die Priorin besorgte mit brechendem Herzen ihre Obliegenheit, der Genossenschaft eine Unterkunft zu verschaffen, sagte aber immer den Schwestern, sie

glaube nicht, daß es ihr möglich sein werde, das Paradies zu verlassen, in welchem sie dreißig Jahre dem lieben Gott gedient habe. Die Schwestern lächelten traurig. Hatten die Commissäre ja schon den Tag bestimmt, an welchem sie die Genossenschaft in ihre neue Behausung führen würden! Aber drei Tage vor diesem schmerzlichen Augenblick wurde die Priorin von einem furchtbaren Brustkrampf befallen, der sich in einen Blutsturz auflöste. Nach vierundzwanzig Stunden heftigen Leidens verschied sie sanft und selig. Sie war immer bei voller Besinnung geblieben und hatte keinen Augenblick aufgehört Gott für die Gnade zu danken, daß sie im Kloster leben und sterben durfte. So schloß Claudia von Wianden in Kummer und Unterdrückung die Thore von Kloster Paradies zu, die sich für Gertrudis von Wianden so glänzend geöffnet hatten. Die großen Ideen des Christenthums haben eine ewige Dauer; allein jeder ihrer einzelnen Blüten — und wären sie noch so vollkommen! — ist die Verheißung irdischer Unvergänglichkeit nicht gegeben.

Eustach von Wianden kam zu den Exequien seiner Tante, tief betrübt, nicht an ihrem Sterbelager gewesen zu sein. Er ließ sich alle Einzelheiten ihrer letzten Stunden von seiner Mutter und von den Geistlichen erzählen, von denen immer einer abwechselnd bei ihr gewesen war.

„Wie ein guter Feldherr ist sie auf ihrem Schlachtfeld erlegen," sagte der Schloßcaplan: „und hat sie gegen die Uebermacht auch die Schlacht verloren, so behauptete sie doch den Kampfplatz."

„Sie war eine Tochter Gottes und als eine solche ist sie aus dem Wechsel der Zeit in den Frieden der lieben Ewigkeit übergegangen," sagte der greise Priester, der seit dreißig Jahren Beichtvater im Kloster gewesen war. „Wir wollen hoffen, daß sie jetzt im seligen Schauen Desjenigen ist, an den sie so fest geglaubt hat. Das Credo war das letzte Gebet, welches sie mit erbleichenden Lippen betete und ihr letzter Hauch entfloh im Amen."

„Zwei treue Herzen sind jetzt unsere Fürbitter am Thron Gottes, mein Sohn, und ich glaube, daß wir sie sehr nöthig haben, denn die Zeiten werden schlimm und schlimmer," sagte die Gräfin und umarmte mit ungewohnter Zärtlichkeit ihren Sohn.

Er war jetzt einundzwanzig Jahre alt und großjährig. Ungleich den meisten Jünglingen, welche danach streben, für Männer zu gelten, wenn sie kaum die Kinderschuhe — und am wenigsten die geistigen — vertreten haben, wollte Eustach von Wianden nicht etwas zu sein scheinen, was er noch nicht war. Er fühlte sich nicht unterrichtet, nicht klar, nicht reif genug; ihm blieb noch ein weites Feld zum lernen, zum nachdenken offen; er wollte es benutzen und seine

Studien fortsetzen. Ueberdas waren die politischen Verhältnisse so verwirrt und so gespannt, der Consul Bonaparte, der als Dictator und Eroberer die Revolution bändigte, hielt ganz Europa in Schach; Niemand glaubte an Frieden, ein Element des Unbehagens in dem Bestehenden, ein Drang nach Veränderung, nach Erneuerung, nach Fortschritt, ging — obschon man dies letzte Wort noch nicht kannte — durch die Gemüther. Durch die Vergewaltigung, welche die Kirche zu leiden hatte und durch den Untergang der drei geistlichen Churfürstenthümer, waren auch in religiöser Beziehung schwankende Zustände eingetreten; Nichts war geordnet, Manches wurde versucht, Alles war in Gährung. Das erkannte sowohl die Gräfin, als ihr Sohn. Sie gründeten darauf ihren Plan für die Zukunft, ihr Verhalten in der Gegenwart. Sie rechneten so:

Unvermeidlich ist der Krieg mit Frankreich; denn die Lehren der Revolution mit ihren Folgen und Wirkungen können nicht freundnachbarlich neben den Principien der alten, auf göttlichem Recht basirenden Ordnung bestehen; sie müssen in Conflicte gerathen, die zum Kriege führen. In diesem Kriege wird, mit Gottes Beistand, das alte, heilige Recht siegen und aus diesem Siege wird das deutsche Kaiserreich gleichsam wiedergeboren hervorgehen und als gebietende Macht im Herzen von Europa das Gleichgewicht hal-

ten mit weiser Berücksichtigung der Elemente und Verhältnisse, die im Laufe der Zeit zu historischer Berechtigung gelangt sind.

Diesem Reich zu dienen, im Kriege wie im Frieden, und für dies Ziel tüchtig und brauchbar zu werden — das war Eustachs Ideal. Er kehrte mit Eifer zu seinen Studien zurück, während die Gräfin einen Proceß fortsetzte, den sie begonnen hatte, um die Familiengüter jenseits des Rheins wieder zu erhalten. Aber alle Hoffnungen schlugen fehl. Der Proceß ging verloren; der Consul Bonaparte machte sich zum Kaiser der Franzosen, sammelte deutsche Fürsten als seine Schützlinge — Schützlinge eines fremdländischen, revolutionären Dictators! — unter seine Botmäßigkeit; und der deutsch-römische Kaiser legte die Krone Carls des Großen nieder. Das tausendjährige Kaiserreich war zu Ende.

Doch Eustach und seine Mutter hielten ein solches Ende für unmöglich. Er hatte inzwischen einen längeren Aufenthalt in England gemacht und sich an den großen Gedanken und Anschauungen Pitts gekräftigt. Er glaubte fest an eine große Zukunft Deutschlands, hielt den Zustand des Augenblicks für eine vorübergehende Demüthigung und hoffte, daß es unter der Zuchtruthe zum guten Kampf erstarken werde.

„Deutschland ist wie der Vogel Phönix, der,

wenn er sich gealtert fühlt, sich einen Scheiterhaufen baut und sich selbst verbrennt, weil er weiß, daß ein junger Phönix aus seiner Asche hervorgehen wird. Das deutsche Kaiserreich wird ein solcher Phönix sein." — So schrieb er seiner Mutter und sie hoffte mit ihm und für ihn.

Sie lebte nicht mehr in Bachheim. Eustach war auf Reisen in London, Paris und Wien; am Rhein wurden die politischen Verhältnisse immer peinlicher, unruhiger; der große Proceß war verloren; sie erkannte, daß Eustach jetzt Herr und Besitzer sei und über seine Einkünfte zu verfügen habe; sie ging nach der Steiermark. Dort lebte, auch als Wittwe, ihre Cousine und Jugendfreundin, mit welcher sie im Kloster zu Brüssel erzogen worden war: in deren Nähe ließ sie sich nieder. Dieselben Schicksale, dieselben Interessen und die lieben Erinnerungen der ersten Jugend, verbanden beide Frauen im Herbst des Lebens, wie einst die Sympathie des Herzens sie in dessen Frühling verbunden hatte; und die Gräfin fühlte sich in ihrem stillen Wittwenleben zufrieden, denn sie fühlte sich in Uebereinstimmung mit ihrer Pflicht.

Während sie sich in die Abgeschiedenheit zurückzog, durchlebte ihr Sohn zehn Jahre des bewegtesten Lebens, zehn Jahre des Krieges gegen Napoleon.

„Ich kämpfe nicht für eine Dynastie, nicht für

ein Land, nicht für eine Partei, nicht für den eigenen Heerd; — ich kämpfe für Principien und deshalb kämpfe ich bis zum letzten Mann!“ sagte Eustach zur Gräfin, nachdem das besiegte Oesterreich mit Napoleon Frieden gemacht hatte. „Geben Sie mir Ihren Segen, liebe Mama! ich gehe nach England und von dort nach Spanien. Auf spanischem Boden kämpfe ich für den künftigen deutschen Kaiser.“

Sie ließ ihn ziehen mit Thränen im Herzen, aber stolz und froh; denn es waren ja auch ihre Gesinnungen, für die er kämpfte und nicht anders hätte sie an seiner Stelle gedacht und gehandelt. Als ihm in Spanien die Nachricht zukam, der Krieg werde auf's Neue und heftiger denn zuvor in Deutschland ausbrechen, machte er sich wieder nach der Heimat auf, um dort mit seinem Blut und Leben für die Sache einzustehen, welche ihm die theuerste war. Nie wurde er verwundet, nie fiel er in schwere Krankheit, mit unverwüstlicher Kraft ertrug er alle Strapazen und wenn er zwischen seinen Feldzügen bei der Gräfin erschien, fand sie ihn immer schöner, immer besser, immer gereifter.

Endlich hatte Europa Frieden, denn Napoleon saß im Kerker einer kleinen Insel, die wie eine Klippe aus dem weiten Ocean hervorstarrte. Die schlaffe Maßregel, ihn nach Elba zu verweisen, verhöhnte er — mit Recht! Was dachte er, als er sich

dem unbesiegten, dem unversöhnlichsten seiner Feinde endlich doch ergab? war er selbst kampfesmüde? — Genug, der Engländer machte Ernst und Europa hatte Frieden. Aber Ruhe hatte Europa nicht. Kein deutscher Kaiser ward der Phönix redivivus, nach welchem Eustach von Wianden, nach welchem Millionen verlangten. Willkürlich wurden deutsche Lande zertheilt und vertheilt, wie es den Machthabern genehm war, ohne Rücksicht auf alte Rechte, auf alte Sympathien der Volksstämme, auf den alten heiligen Glauben. In ihrem Souveränetätsbewußtsein setzten sich die Fürsten zurecht, große und kleine, und fanden die absolutistische Form dermaßen bequem für die Regierenden, daß sie annahmen, die Regierten fänden es ebenfalls am bequemsten. Ein allgemeines Bevormundungssystem trat ein und wurde von den Regierungen als ihr unantastbares Monopol gehandhabt. Die Kirche, die Schule, die Gemeinde, die Tagespresse, die Wissenschaft — Alles war Sache der Regierung, Alles wurde von ihr geordnet, eingerichtet, besorgt, beaufsichtigt, verwaltet. Es war, als habe das Alles nur insofern ein Recht zu existiren, als der Staat es einräumte. Selbstständige Lebensäußerungen, Selbstverwaltung, waren verpönte Dinge, hinter denen man revolutionäre Tendenzen witterte. Denn man hatte das geheime Bewußtsein, daß sie in der Luft waren, ja, sein mußten, weil eine naturgemäße

freie Bewegung auf dem Boden des öffentlichen Lebens nicht geduldet wurde.

Mit Schmerz und Staunen sah Eustach von Wianden diese traurige, unheilverkündende Wendung. Nicht für sie hatte er Gut und Blut auf's Spiel gesetzt und hundertmal sein Leben in die Schanze geschlagen. Und wie er dachte, so dachten Tausende von tüchtigen Männern, von frischen Jünglingen, die mit der Erregung des Krieges und Sieges aus dem Kampf heimkehrten und stolze Hoffnungen auf ein großes, starkes Deutschland mitbrachten. Wie bitter wurden sie enttäuscht! Statt Deutschland zu einigen, wurde es zersplittert und dem Zerfall preisgegeben.

Eustach war in der vollen Kraft des Lebens, fünfunddreißig Jahre alt, reich an Wissen, an Erfahrung, befähigt, einen würdigen Platz in der Welt einzunehmen und ihn würdig auszufüllen. Aber wo fand er diesen Platz? Sollte er Soldat bleiben? — Nein! er hatte den schauderhaften Ernst des Krieges mit seinem Jammergefolge von namenlosen Gräuel zu lange, zu gründlich vor Augen gehabt, um im Soldatenstande etwas Anderes zu sehen, als eine furchtbare, nur unter gewissen Bedingungen zu duldende Last für die Völker. Sollte er in die Diplomatie eintreten? — Nein! die Diplomaten hatten eben jetzt durch Deutschlands Zerstückelung ein Werk

vollbracht, das ihm keinen hohen Begriff von ihrer staatsmännischen Weisheit gab und ihn nicht lockte, sich zu ihrem Corps zu gesellen. Sollte er in eine andere Civil-Carriere eintreten? — Aber Beamter in einem büreaukratisch organisirten und absolutistisch regierten Staat zu sein — das widerstrebte seinen Anschauungen zu sehr. Und endlich — wenn er sich entschlossen hätte, irgend eine Laufbahn anzutreten, wo, wem sollte er dienen? der Kaiser von Oesterreich war ja freilich der Sohn der deutsch-römischen Kaiser, aber dieser Kaiser selbst und Eustach's Kaiser und einziger unmittelbarer Oberherr, war er nicht mehr. Und einem der Monarchen, die in Deutschland Königreiche besaßen — oder einem der kleinen Fürsten zu dienen, denen die Wetterau mit ihrer freien Reichsritterschaft zugefallen war — das kam ihm keinen Augenblick in den Sinn.

Er that das Beste, was er unter diesen Umständen thun konnte: er wendete seinen Blick vom öffentlichen Leben ab, er verliebte sich in ein liebliches junges Mädchen und heirathete. Seine Mutter war überglücklich, denn gerade diese Heirath hatte sie seit Jahren gewünscht. Die älteste Tochter ihrer Jugendfreundin war mit dem spanischen Gesandten in Wien vermält — und deren Tochter, Agueda de las Floridias, bezauberte Eustach und wurde Gräfin von Wianden.

Bis jetzt hatte sich Eustach als ächter Sohn seiner Mutter so wenig wie möglich um seine Vermögensverhältnisse bekümmert; nun aber, da er eine Familie begründen wollte, hielt er es für seine Pflicht. Er ging nach Bachheim, um sich zu überzeugen, ob er dort leben könne. Allein er fand es geradezu unmöglich. Das Schloß hatte zu verschiedenen Malen durchziehenden Truppen bald als Caserne, bald als Lazareth, gelegentlich auch als Pferdestall gedient. In Folge roher Fahrlässigkeit war es einmal in Brand gerathen und zur Hälfte in Asche gelegt und zwei Jahre später schlug der Blitz in den andern Flügel ein und eine heftige Feuersbrunst zerstörte ihn und die Schloßcapelle. Die äußern Mauern mit ihren Fensterlücken standen theilweise noch aufrecht, machten aber den unheimlichen Eindruck eines Gerippes und waren so riesig, daß Eustach gleich begriff, es übersteige weit seine Mittel, das Schloß wieder aufzubauen. Vielleicht war es ihm willkommen, denn er schrieb seiner Mutter:

„Wir sind nicht mehr Herrn im alten Sinne, wir brauchen die alten Schlösser nicht herzustellen. Sie sind zu großartig für unsere Stellung in der Neuzeit.“ —

Da auch die Wirthschaftsgebäude sehr gelitten hatten, so ordnete er an, daß das Baumaterial des Schlosses verwendet werde, um neue Stallungen und

Scheunen zu bauen. Mit tiefer Wehmuth verließ er Bachheim. Konnte er doch die geliebte Agueda nicht in das Haus seiner Väter, nicht unter sein eigenes Dach führen!

Inzwischen wurde der Graf de las Floridias zum Gesandten Spaniens in Neapel ernannt. Er wünschte sehnlichst, sich nicht von seiner einzigen Tochter zu trennen und so schlug denn auch Eustach von Wianden sein Zelt, — wenn nicht dauernd in Neapel, so doch in Italien auf, und verlebte theils bei seinen Schwiegereltern, theils in Rom, Florenz und Venedig eine Reihe von Jahren; aber weder sein häusliches Glück noch die Genüsse, die Italien einem denkenden und gebildeten Geist bietet, machten ihn gleichgültig gegen die Wirren der Zeit. Mit Sorge und Spannung blickte er auf die revolutionären Bewegungen, die in Italien, in Spanien, in Frankreich, in Belgien, in Deutschland, in Polen, mehr und minder heftig und mit sehr verschiedenem Erfolg sich äußerten. Immer hoffte er, es werde in Deutschland ein großer Aufschwung und Umschwung statt finden. Er konnte sich nicht an die Vorstellung gewöhnen, es für immer von seiner Basis, aus seiner Bestimmung herausgeschleudert zu sehen. Er ging darin so weit, daß er, wenn er seine Mutter in der Steiermark besuchte und seine Ansichten und Hoffnungen aussprach, für einen Revolutionär galt; — doch nicht bei ihr. Sie

verstand und theilte seine Gesinnung; sie begriff, daß man bei aller Loyalität doch das Einlenken in andere Bahnen, in ein öffentliches, ständisches Leben, wünschen könne und müsse. Er aber freute sich bei dergleichen Wahrnehmungen, daß er sich fern vom Staatsdienst gehalten habe, denn es war ihm ganz klar: seine Freisinnigkeit hätte ihn zu einer mißliebigen Persönlichkeit gemacht und vielleicht in schwierige Conflicte verwickelt. Er mußte darauf verzichten, ein Feld für seine Thatkraft zu finden.

Auch ein anderer Wunsch blieb ihm unerfüllt: er hatte keinen Sohn. Er suchte sich darüber zu trösten, indem er sich die schwierige Zukunft eines Sohnes ausmalte, der vielleicht auch keinen ihm zusagenden Platz in der Welt finden werde, ohne den Charakter zu haben, der den Mangel einer Thätigkeit erträgt. Mehr aber als in solchen Vorstellungen fand er Trost in dem Gedanken, daß der Wille Gottes die Schicksale des Menschen zu dessen ewigem Heil lenkt. Er vereinigte die ganze Liebeskraft seines Herzens auf seine Mutter, seine Frau, seine Tochter.

Aber seine Mutter starb. Sie war siebenzig Jahre alt; — und doch war ihm ihr Tod so unerwartet, als ob es nur von ihrem Willen abgehangen habe, länger zu leben. Er war mit Frau und Kind in

rauher Jahreszeit nach der Steiermark gereist, um für sich und die Seinen den Segen der sterbenden Mutter zu empfangen und ihre Augen zu schließen. Die Reise wurde seiner Frau nachtheilig. Kaum nach Neapel zurückgekehrt, bekam sie eine Lungenentzündung und starb. In derselben Zeit wurde sein Schwiegervater von dem Gesandtschaftsposten ab=, nach Spanien zurückberufen und pensionirt. Was sollte er in Italien beginnen, jetzt, da alle Familienbande, die ihn fesselten und beglückten, zerrissen waren? Er zog nordwärts über die Alpen mit seiner Tochter, nach dem mit Schmerzen geliebten Deutschland, nach dem vereinsamten Bachheim. Bis er das Haus der Beamten für sich — und für sie in einem andern Gebäude Wohnungen eingerichtet haben werde, brachte er seine vierzehnjährige Tochter, die er zur Erinnerung an seine Tante Claudia genannt hatte, in eine Erziehungsanstalt nach Frankfurt. Wurde ihm die vorübergehende Trennung schwer, so that Claudia Alles, um sie noch schwerer zu machen. Ihr leidenschaftlicher, poetisch angelegter Charakter verfiel leicht in alle Stürme des Gefühls. Dadurch übte sie einen großen Zauber über ihren Vater aus, bei dem die Tiefe der Empfindung immer durch Selbstbeherrschung gezügelt, immer durch Grundsätze geregelt wurde und der nun in dem Gegensatz zu seiner Art und Weise eine Wärme, eine Ursprünglichkeit

fand, die ihn entzückte, wenn er sich auch dagegen wehrte. Er sah sehr klar ein, daß Claudia's Charakter kein solcher sei, der für friedliche Lebenswege bestimmt scheine; aber er fragte sich, wie es ihm möglich sein könne, diese fliegende Seele zu lenken — und bis er die Antwort fand, flog sie mit ihm davon.

Claudia fühlte sich grenzenlos unglücklich in ihrem Institut, in ihrer Umgebung, überhaupt in Deutschland. Ihre Erziehung war so ganz anders gewesen und hatte ihren Geist, ihr Urtheil so ganz anders entwickelt, daß sie in einer Schaar von Altersgenossinnen, die Alle nach dem Durchschnittsmaß begabt und gebildet waren, völlig vereinzelt dastand — eine Vereinzelung, die dadurch verstärkt wurde, daß Claudia sehr offenherzig aussprach, wie ungern sie hier sei. Trotz aller ihrer Klagen und Desolationen mußte sie ein Jahr verweilen. Sie zerstreute sich von ihrem Heimweh dadurch, daß sie sich mit glühendem Eifer auf das Studium der Musik warf, denn es sagte ihrer Stimmung zu und sie wußte, welche Freude sie ihrem Vater bereite. Als endlich das Jahr ihrer Verbannung, wie sie es nannte, abgelaufen und Bachheim eingerichtet war, kehrte sie jubelnd zum Grafen zurück.

Er hatte die langjährige Gesellschaftsdame seiner verstorbenen Mutter und die junge Lectrice kommen

lassen, welche diese in den letzten Jahren gehabt hatte. Frau von Wildermut sollte als Claudia's Ehrendame fungiren und die Aufsicht über das Haus führen, während Fräulein Leocadie mit Claudia Musik und fremde Sprachen treiben sollte. Leocadie war die siebente Tochter einer Familie von altem Adel und ohne Vermögen. Durch die Güte einer Verwandten war sie in einem Institut erzogen, wo sie Gelegenheit bekam, sich sehr zu unterrichten und ihre Talente so auszubilden, daß sie hoffen durfte, selbstständig ihr Fortkommen zu begründen. Als sie im neunzehnten Jahre das Institut verließ, kam sie zur Gräfin von Wianden, die fast erblindet war und sich den Genuß der Lectüre und der Musik nur noch durch Andere verschaffen konnte; und als der Graf jetzt eine junge, talentvolle, wohlerzogene Gefährtin für seine Tochter suchte, machte Frau von Wildermut ihn auf Fräulein Leocadie aufmerksam. Diese gab gern eine Stelle als Erzieherin auf, die sie inzwischen angenommen hatte und die ihr nicht zusagte, um der Einladung des Grafen zu folgen und als Claudia nach Bachheim kam, fand sie zu ihrer Freude in Leocadie eine jugendliche Gefährtin, die ihrem Alter nicht allzu fern, aber an Wissen und Verständigkeit über ihr stand.

Da sich Claudia schon im nächsten Jahre vermählte und ihren Vater verließ, hörte auch Leocadie's

Stellung in Bachheim auf; aber der Graf konnte sich nicht in seiner Einsamkeit zurechtfinden. Er bedurfte den freundlichen Verkehr der Häuslichkeit und fühlte, daß er ohne denselben vertrocknen und erstarren müsse. Er bot Leocadie seine Hand und sie wurde Gräfin von Wianden. Ja, es sollte sogar sein alter Wunsch erfüllt werden: er bekam einen Sohn.

Die Frau Marquise.

Ein schöner Knabe trat aus dem Hause in den Garten, blickte mit scharfem Auge spähend rechts und links, entdeckte den Grafen am Ende einer langen Allee und lief auf ihn zu quer über die Rasenplätze, indem er über die Blumenbeete, die ihm im Wege lagen, nicht eben zu deren Vortheil, hinwegsprang.

„Papa, bitte, geh' nicht weiter!“ rief er endlich athemlos: „Claudia ist gekommen.“

„Claudia ist gekommen?“ sagte der Graf erfreut und trat sogleich den Rückweg an.

„Ja .... und zu Pferd, Papa! sie hat ihr Reitpferd nach der Eisenbahnstation voraus geschickt. Die Kammerjungfer und die Koffer kommen mit Extrapost. Der Reitknecht reitet einen lustigen Braunen, den ich reiten möchte. Meinst Du nicht, Papa, daß der alte Pony nachgerade doch zu alt für mich ist?“

„Noch nicht, Dagobert,“ entgegnete der Graf lächelnd: „Bei dreizehn Jahren kann man noch kein Pferd bändigen.“

„Aber das kann ich doch nicht durch den altersschwachen Pony lernen, und ich bin fast vierzehn Jahre alt!“ rief Dagobert; und indem er hinzusetzte: „Da ist sie!“ lief er auf zwei Damen zu, die Arm in Arm unten in der Allee erschienen, seine Mutter und seine Stiefschwester.

Gräfin Leocadie, jetzt im vierzigsten Jahr, war noch immer die freundliche Erscheinung, die sie in ihrer Jugend gewesen — nur daß deren frischer Schmelz abgestreift war. Seit ihrer Kindheit an Fügsamkeit gewöhnt und mit dem Gedanken vertraut, daß sie sich unterzuordnen und kein glänzendes Loos zu erwarten habe, war sie der göttlichen Vorsehung aufrichtig dankbar, als sie Herrin in einem Hause wurde, das sie als Musiklehrerin betreten hatte; als sie die Gattin eines Mannes wurde, den sie innig verehrte und dessen liebreiches Wohlwollen und unbedingtes Vertrauen ihr die Bürgschaft einer friedlichen Ehe gab; als sie endlich Dagoberts Mutter wurde. Freilich entsprachen ihre pecuniären Verhältnisse nicht ihrem Namen und Stande; die Einkünfte beschränkten sich auf den Ertrag von Bachheim, das einige Tausend Gulden abwarf; das baare Vermögen war ganz allmälig aufgezehrt, als sie einen Einblick in den Zustand der Finanzen bekam. Da sie aber immer auf dem Lande und in großer Zurückgezogenheit von der Welt lebte — und da sie

gelernt hatte sich mit geringen Mitteln zu begnügen und anständig einzurichten: so fühlte sie sich auch jetzt gar nicht bedrückt, sondern nur veranlaßt, das Talent einer tüchtigen Hausfrau neben ihren übrigen Talenten zur Geltung zu bringen. Frau von Wildermut rümpfte freilich zuweilen die Nase, wenn Leocadie ihre Kleider eigenhändig zuschnitt oder das Einkochen von Früchten zu Confitüren selbst besorgte oder ihre Linnenvorräthe genau musterte, einregistrirte und in Ordnung hielt oder sonst mit irgend einem häuslichen Geschäft sich befaßte.

„Das hätte meine Gräfin nie gethan," pflegte sie dann wohl zu sagen, indem sie die Falten ihres Kleides zurecht strich.

Auch kränkte es sie ungemein, daß Leocadie einfache wollene und baumwollene Stoffe trug.

„Meine Gräfin hat nie ein anderes als ein seidenes Kleid getragen!" sagte sie mit stiller Empörung.

„Liebe Wildermut," entgegnete der Graf freundlich scherzend, „die Zeiten haben sich verändert. Die Wianden sind keine große Herren mehr, sind herabgekommen, sind quasi Bauern geworden .... Bauern mit vornehmen Namen, ohne Rechte, ohne Verpflichtungen des Adels. Da bin ich denn meiner Gräfin sehr dankbar, wenn sie sich freundlich den Umständen anpaßt, sich einfach kleidet und häusliche Geschäfte übernimmt."

„O Gott, Herr Graf! . . . . ich bewundere ja die Frau Gräfin!“ sagte die gute Wildermut ganz eifrig: „ich bin nur betrübt, daß sich die Zeiten so verändert haben.“

Hatte Leocadie ihren Pflichten als Hausfrau genügt, so setzte sie sich an den Flügel, bat den Grafen sein Violoncell zu nehmen und wie ein linder Balsam legten sich Beethovens große Harmonien über die verwundenden Dissonanzen, welche die Außenwelt hervorrief.

Leocadie wäre eine Vollkommenheit in ihrer Art gewesen, wenn sie die Vernunft, die sie als Gattin und Hausfrau besaß, auch als Mutter gehabt hätte. Aber gerade da hörte ihre Vernunft auf. Sie liebte Dagobert abgöttisch und sie zeigte es ihm zum großen Kummer des Grafen, der seinem Sohn eine männliche Erziehung zu geben wünschte und dem weibliche Verweichlichung für einen Knaben unerträglich war. Diese verkehrte Liebe für Dagobert bewirkte sogar, daß Gräfin Leocadie Anwandlungen von Eifersucht auf die Zärtlichkeit des Grafen für Claudia verspürte. Sie hätte seine ganz väterliche Liebe auf Dagobert conzentrirt sehen mögen. Dennoch hatte sie ihre Stieftochter gern, sehr gern. Aber wer hätte auch Claudia nicht gern gehabt? der Vater, der Bruder, Frau von Wildermut, Dienstboten — Alle geriethen in frohe Bewegung wenn sie kam,

Allen war sie ein Freudenstrahl. Warum? wodurch? — Sie war eben liebenswürdig. Damit ist Alles gesagt und Nichts erklärt.

Als sie am unteren Ende des Lindenganges erschien, leuchtete das schwermüthige Auge des Grafen hell auf. Ja, er konnte es nicht leugnen, er hatte eine besondere Zärtlichkeit für sie: Claudia war das Kind der Frau seiner Liebe; Claudia erinnerte ihn an schöne vergangene Tage, an ihre früh verstorbene Mutter, an eine Zeit, in welcher er selbst noch voll großer, seelenstärkender Hoffnungen war. Nun kam sie daher in ihrem schleppenden braunen Reitkleid, das sie vorn ein wenig aufnahm. Man war nicht geneigt zu sagen: sie ging. Nein! sie kam daher mit leichtem ruhigen Schritt, groß, dunkel, schlank, schmieg- und biegsam. Sie hatte ihren Hut abgenommen; der Abendwind wehte ihre Locken, die schwarz, wie Rabenflügel, voll und kurz um ihre Schläfe hingen, von der Stirn zurück und die Abendsonne goß einen rosigen Schimmer über ihr schönes Antlitz, das gewöhnlich das weiche, warme, aber farblose Colorit des Elfenbeines hatte.

„Da ist sie ja, die schwarze Rose!“ rief Dagobert und sprang ihr entgegen, während der Graf rief:

„Welche Ueberraschung, mein Kind! ich glaubte Ihr würdet Euch länger in Baden-Baden aufhalten.“

„Ja, lieber Vater, sagte Claudia, indem sie ihn zärtlich umarmte, wir sind auch noch dort, allein ich konnte es nicht mehr aushalten .... und entfloh zu Dir."

„Was konntest Du nicht mehr aushalten?" fragte Dagobert neugierig.

„Die Langeweile, mein Brüderchen," erwiderte sie mit lächelndem Munde und traurigem Blick.

„Du langweilst Dich .... und hast doch ein so herrliches Reitpferd!" rief der Knabe verwundert.

Aber er bekam keine Antwort, denn Claudia sprach mit ihrem Vater und ihrer Stiefmutter, welche sie, ihrer alten Gewohnheit treu, bei Namen nannte.

„Und wie befindet sich Dein Mann bei dem Gebrauch der warmen Bäder?" fragte Leocadie.

„Gut!" versetzte Claudia trocken.

Man ging zum Hause zurück.

„O wie liebe ich das alte Haus!" rief Claudia und blieb davor stehen.

„Natürlich!" rief Dagobert.

„Das sage ich auch," setzte Leocadie hinzu.

„Ihr seid liebreiche Herzen," sagte der Graf.

„Es hat seine eigenthümlichen Schönheiten — zum Beispiel diese," sagte Claudia, bückte sich und brach ein Paar Stänglein Reseda ab, welche zwischen den Quadersteinen der Freitreppenstufen wild wuchsen:

„auf dem harten Stein wachsen duftende Blumen. Ist das nicht reizend?“

„Ja — es ist aber nicht vortheilhaft für die Freitreppe, wenn sich solch Unkraut in die Spalten der Stufen drängt,“ erwiederte Leocadie.

„Solch' Unkraut! Reseda mit dem feinsten geistigen Arom, und dabei so schmiegsam und genügsam — Reseda nennst Du Unkraut!“ rief Claudia.

„Auf dieser Stelle — ja!“ behauptete Leocadie.

„Du magst Recht haben! . . . . aber ich bitte Dich, gönne dem Reseda dies Plätzchen so lange ich hier bin. Muß man sein Leben im Salon zubringen, so ist solche kleine wilde Schönheit eine Erquickung für Auge und Gedanken,“ versetzte Claudia mit dem ihr eigenthümlichen schwermüthigen Lächeln.

Leocadie versprach es.

„Ich darf im Reitanzug bleiben? brauche mich nicht zum Nachtessen umzukleiden — nicht wahr?“ fragte Claudia ihren Vater.

„Halte das wie Du willst,“ sagte er freundlich.

„Und dann soll dies Haus keine eigenthümliche Schönheit haben! man braucht darin nicht an die Toilette zu denken! . . . . das ist doch eine Wonne!“ rief sie.

„Hast Du denn aber an die Musik gedacht?“ fragte er.

„Das versteht sich! hernach gibt es ein Trio von

Beethoven. Ist denn der Wagen noch nicht angekommen mit der Kammerjungfer und den Koffern?"

Dagobert sprang hinweg um Erkundigungen einzuziehen, die Pferde seiner Schwester zu bewundern und sich mit dem Reitknecht auf einen guten Fuß zu setzen. Von diesem hörte er zu seinem grenzenlosen Erstaunen, daß die Frau Marquise drei Reitpferde besitze und daß sie zuweilen alle drei an einem Tage müde reite.

Der Wagen war gekommen und die Bagage abgeladen und untergebracht. Claudia bekümmerte sich nur um einen einzigen Kasten; alles Uebrige fiel in das Bereich der Kammerfrau. Diesen Kasten aber trug sie eigenhändig in den Salon. Und als das Nachtessen vorüber war und man in den Salon zurückkehrte, zündete sie geschäftig die Kerzen an, rückte die Musikpulte zurecht, legte die Noten auf, ermahnte Dagobert sich fein still zu halten und sagte zu Frau von Wildermut, mit deren Namen scherzend:

„Du aber, Du wildes Mütterchen, mußt Dir Gewalt anthun und ganz ruhig bei Deinem Strickzeug sitzen."

Das wilde Mütterchen, das in seinem ganzen Leben nicht wilder gewesen war, als etwa ein springendes Häschen, versprach das Beste. Der Hauscaplan bekam auch eine freundliche Ermahnung; und das Trio begann: Leocadie spielte den Flügel, der Graf

das Violoncello, Claudia die Violine — und himmlische Klänge zogen durch die geöffneten Fenster in die schwüle Sommmernacht hinaus.

Der Caplan, der erst seit einigen Monaten als Dagoberts Erzieher im Hause war, starrte Claudia, die für ihn Frau Marquise Marialva hieß, wie ein Meerwunder an. Da stand sie! alle Uebrigen saßen, der Graf und die Gräfin an ihren Instrumenten, die Zuhörer auf ihren Plätzen; die Marquise stand. In ihrem langen, dunkeln, schleppenden Kleide, das ihre schlanke Größe noch mehr hervorhob, stand sie in der Mitte der Umgebung und spielte ganz verloren in die Musik. Er war gar nicht romantisch, aber es rankten sich wie dämmernde Traumbilder poetische Reminiscenzen durch seinen Sinn. Er dachte an musizirende Engel auf Gemälden der alten, sinnigen Zeit; er dachte an Lieder von Heine, an Romanzen von Uhland; er dachte an Märchen und Feen, wenn die Marquise ihren Bogen wie einen Zauberstab erhob oder sinken ließ. Und doch wollten all diese Arabesken seiner Phantasie nicht genau zu dem Bilde passen, das er in der Wirklichkeit vor Augen hatte. Da verließ er plötzlich mit einem gewissen Schreck, wie Jemand der im Traume geflogen ist und davon erwacht, die Höhen der Romantik, begab sich auf die ebenen Wege der Prosa zurück und dachte bei sich selbst das, was immer unter allen

Umständen richtig ist: Am Ende ist sie doch nur eine armselige Tochter Eva's und in fünfzig Jahren ein wenig Staub und Asche oder gar ein altes runzeliges Weib. — Diese verständige Betrachtung über weibliche Schönheit versetzte ihn in die richtige Stimmung, um in dem Genuß der Musik nicht gestört zu werden. Und dieser Genuß war groß. Die drei Musiker spielten wie Künstler. Freilich trat Leocadie gegen den Grafen und seine Tochter in den Schatten, weil der Ton des Flügels — selbst von Meisterhand gespielt — nicht jenen Ausdruck von vibrirendem Leben, von intensiver Empfindung festhält, welchen der Bogen dem Streichinstrument entlockt. In den Passagen des Trio, wo Violoncello und Violine vorherrschten, war es nicht anders, als ob zwei Seelen zu einander sprächen.

„Wunderbar schön! Du hast wieder Fortschritte gemacht, liebes Kind," sagte der Graf nach dem letzten Bogenstrich.

„Ich möchte dasselbe von Dir behaupten, lieber Vater," versetzte sie zärtlich.

„Nein, Kind! in meinem Alter macht man nicht mehr Fortschritte in der Kunst. Man hält mühsam das zusammen, was man einmal kann."

„O nein! denke nur an Michel-Angelo! er begann bei achtzig Jahren Fresken zu malen und warf

bei neunzig Jahren mit göttlicher Kühnheit die Kuppel von St. Peter durch die Lüfte."

„Er war ein wunderseltenes Genie."

„Ja . . . . aber doch nur ein Mensch."

„Nicht Alle vermögen, was Einem gegeben ward. Jeder muß seine Schranken kennen. Wer sie überspringt bricht leicht den Hals," sagte der Graf.

„Zuweilen auch das Herz," setzte die Marquise ernst hinzu und dann lachend: „oder auch die Beine, wie das wohl bei einem Rennen geschehen kann, wo es gilt über Graben, Hecken und Zäune zu setzen."

„Kannst Du das?" fragte Dagobert mit ungeheuchelter Bewunderung.

„O ja," sagte sie gleichgültig.

„Und magst Du nicht viel lieber reiten, als die Violine spielen?" fragte er weiter.

„Zu Zeiten, ja! — Jetzt aber wollen wir das Trio wiederholen. Es ging noch nicht so gut, wie wir im Stande sind es zu leisten."

Und nun nahm sie einzelne Stellen vor und ließ jedes Instrument erst allein, dann zusammen sie spielen, und schließlich wurde das Trio wiederholt und ging jetzt so gut, daß Claudia nach dem letzten Bogenstrich selbst ausrief:

„Bravo! wir haben es jetzt schon besser gemacht!"

Die Gräfin erhob sich und schloß den Flügel zum Zeichen des Aufbruchs. Aber die Marquise

stand noch vor ihrem Notenpult mit der Violine im Arm, spielte wie in Gedanken ein Paar Tacte des Adagio's, das eben aufgeschlagen vor ihr lag und ging von ihnen zu den schönsten Phantasien über, die sie in hinreißenden Modulationen den Saiten entlockte, so daß ihre Zuhörer in athemloser, entzückter Spannung schwebten, ungewiß wohin dieser Flug durch das Reich der Geister sie führen werde, unfähig diesen Zauberbann zu brechen. Leocadie hatte sich wieder niedergelassen; der Strickstrumpf war Frau von Wildermuts Händen entsunken; der Graf legte sich mit geschlossenen Augen im Lehnstuhl zurück; mit weitgeöffneten Augen horchte Dagobert — und die Gedanken des Caplans begaben sich wiederum auf schwärmerische Excurse.

Endlich ließ Claudia einen Ton lind und leise verschweben und dann sagte sie nach einer kleinen Pause:

„So! — der Engel dieses Tages hat uns jetzt gute Nacht gesagt. Wo bleiben die Engel der entschwundenen Tage, Herr Caplan?" setzte sie plötzlich hinzu, indem sie ihre Violine sorgsam verschloß.

Der Caplan war durchaus nicht auf diese theologische Frage vorbereitet, wußte auch gar nicht, ob die Marquise im Ernst oder Scherz rede. Ehe er sich besonnen hatte, was man passender Weise antworten könne, sagte der Graf lächelnd:

„Sollten sie nicht jenem Engel, der das große Buch über die Welt und uns Alle führt, ihren Bericht abstatten? Liber scriptus proferetur — In quo totum continetur — Unde mundus judicetur. — Nicht wahr, Herr Caplan?“

„Furchtbar!“ rief Claudia, „furchtbar ist der Gedanke, daß ein Tag, den wir vertändeln oder vergeuden, schwer genug wiegt, um in der Ewigkeit mitgezählt zu werden.“

„Darum ist es auch ein höchst heilsamer Gedanke,“ sagte der Caplan gewichtig.

Aber sie hörte ihn nicht. Sie hatte die Glasthür geöffnet, die in den Garten führte. Vor dieser Thür lag ein breiter, altanmäßiger, steinerner Perron, auf dem zu jeder Seite der Thür eine Gartenbank stand und von dem rechts und links fünf Stufen, hinabführten — jene Stufen, zwischen denen der Reseda wuchs. Eine eiserne Brustwehr befand sich der Thür gegenüber und zog sich an den Stufen hinab als Geländer, das von der Epomea mit ihren zarten rosen- und lilafarbenen Glocken umrankt war. Claudia trat hinaus, schritt rasch bis zur Brustwehr vor, stützte sich mit beiden Armen darauf und wiederholte halblaut:

„O es ist furchtbar . . . . furchtbar!“

Leocadie war ihr gefolgt, nahm ihren Arm und sagte:

„Du wirst müde sein, komm' zur Ruhe."

„O wie beneide ich Dich! . . . . Du hast einen Sohn!" rief Claudia mit unterdrückten Thränen in der Stimme und umschlang einen Augenblick die Gräfin. Dann kehrte sie ruhig in den Salon zurück und man ging für die Nacht auseinander.

Claudia bewohnte das Zimmer, welches sie als junges Mädchen bewohnt hatte und welches so geblieben war, wie ihr Vater es für sie, bei der Rückkehr aus der Erziehungsanstalt eingerichtet hatte. Sie empfand immer eine eigenthümliche Wehmuth, wenn sie, den Vater besuchend, ihr Zimmer wieder einnahm. Sie hatte es so wenig bewohnt, hatte es so früh und ach! so gedankenlos verlassen. Jetzt hatte sie freilich ein schöneres Zimmer, ja, eine ganze Reihe von Zimmern — aber hier gefiel ihr Alles viel besser. Die Vorhänge von schlichtem weißen Musselin um Fenster und Bett, eine Causeuse für zwei Personen mit dunkelgrünem velours d' Utrecht bezogen, ihr kleiner Schreibtisch, Rohrstühle — das Alles war so einfach, daß es ihr zu Herzen ging. Es war etwas Friedliches, etwas Unschuldiges in diesem Zimmer. Sie hätte weinen mögen vor namenloser Beklommenheit. Sie entließ rasch die Kammerfrau, löschte die Lampe aus und öffnete das Fenster, in welches der volle Mond nun einen Strom von Silberlicht ergoß. Das Zimmer lag in der Man-

farde, gerade oberhalb des Salons. Sie setzte sich auf ein niedriges Tabouret am Fenster und blickte hinaus in die stille Nacht, in die mondbeglänzte Natur, die wie im Schlaf und vom liebenden Auge des Mondes bewacht, vor ihr lag. Aber sie beachtete das nicht. Ihr Blick flog über die grüne Erde mit ihrem Licht und ihrem Schatten — flog über den blauen Himmel mit all seinen Gestirnen hinweg und schien sich zu verlieren in etwas Höherem, Unermeßlichen, das sie ersehnte und das ihr Entsetzen einflößte. Sie verlangte nach etwas Ewigem, sie suchte es, sie glaubte es gefunden zu haben — — aber das Ewige war wohl nur dort oben über den himmlischen Sternen und hatte die Erde dem Wechsel und Wandel preisgegeben. Und dieses Schicksal lastete nun auch auf ihrem Leben, und dennoch sollte es in die Ewigkeit eintreten und in derselben eine Geltung haben! Liber scriptus proferetur — flüsterte sie vor sich hin: O das ist furchtbar .... zu furchtbar! O mein vergeudetes, mein verlorenes, mein elendes Leben! Quid sum miser tunc dicturus? — — Wie sie da saß auf dem niedrigen Tabouret, verhüllt in ihren weißen, langherabfallenden Peignoir, die Hände um ihre Knie geschlungen, der schöne, bleiche, schwarzumlockte Kopf zurückgelehnt, das Auge in Thränen und auf den Lippen die angstvolle Klage: Quid sum miser tunc dicturus? — so hätte Murillo sie als Urbild einer Magdalene malen können. — —

Als sie am andern Morgen herunter kam, erfuhr sie, daß die Hausgesellschaft schon in der Messe sei. Sie ging über den Hof, auf dem die Tauben in der Morgensonne gurrten, und die Straße des Dorfes entlang nach der Kirche; trat aber nicht durch die Hauptthür ein, sondern schlug von der Straße aus den Seitenweg ein, der nach dem Kreuzgang führte. Im Hof blieb sie stehen und betrachtete die schönen Arcaden, die ganze Umgebung. Da gewahrte sie Wendeline, welche neben der Katze auf dem Zuber saß und, eingedenk der Ermahnung des Pfarrers ihre Katechismus-Aufgabe überlas, die sie gestern so spät und eilig gelernt hatte.

„Guten Morgen, Wendeline," sagte die Marquise freundlich: „weshalb bist Du denn aber nicht hübsch fromm in der heiligen Messe?"

Wendeline war aufgestanden und sagte schüchtern:

„Die Pfarrmesse fängt um halbacht Uhr an; das ist die Messe für uns Schulkinder; — diese nicht."

„Wer liest denn diese Messe?"

„Der Herr Caplan, der seit Ostern bei Graf Dagobert ist, liest sie alle Tage um sieben Uhr."

„Du scheinst ja recht verständig zu sein, Wendeline; aber sage mir, ob Du auch recht fromm bist und gern in die Schule gehst?" sagte die Marquise,

indem sie die Kleine bei der Hand nahm und sich mit ihr auf die Bank unter der Akazie setzte.

Wendeline schwieg verschüchtert, während die Marquise sie mit zärtlicher Theilnahme betrachtete und endlich scherzend fragte:

„Du willst Dich wohl nicht selbst loben?“

„Ach nein! ich weiß nur nicht, ob ich fromm bin .... und in die Schule — nein! in die Schule gehe ich gar nicht gern!“ rief Wendeline plötzlich entschlossen.

„Das thut mir aber sehr leid,“ versetzte lächelnd die Marquise: „wer nichts lernen mag bleibt einfältig, und einfältige Leute kann Niemand leiden.“

„Auch die Einfältigen können Gott lieben, so gut wie die Klugen; — der Herr Pfarrer hat es gesagt,“ versetzte Wendeline unverzagt, denn der Pfarrer war für sie die entscheidende Autorität.

„Vielleicht sogar besser,“ erwiederte die Marquise halb für sich; — „aber ein gutes Kind ist gehorsam und lernt fleißig, weil das den Eltern Freude macht.“

„Die Mutter hat keine Freude daran; sie sagt ich solle kochen und nähen lernen. In der Schule würden kleine Mädchen dumm gemacht.“

„Und was sagt der Vater?“

„Der Vater sagt, vom kochen und nähen würde man dumm, von der Schule nicht.“

„Da hältst Du es wohl mit der Mutter?“

„Nein! denn der Herr Pfarrer sagt, der liebe Gott hätte die Schule zum Besten der Kinder bestellt. Ich gehe alle Tage in die Schule .... aber sehr gern nicht."

„Das wird noch kommen, wenn Du größer und verständiger bist," erwiederte die Marquise.

Allein Wendeline beantwortete diese Prophezeiung mit einer sehr zweifelhaften Miene, sprang von der Bank und sagte:

„Ich muß nun fort .... es hat zum zweiten Mal geläutet."

Sie machte einen kleinen kurzen Knix und verschwand. Mit namenloser Wehmuth schaute die Marquise ihr nach, stand auf und begab sich in die Kirche. Sie kniete auf einer Bank nieder, wo sie eben Platz fand; es war sehr voll. Das wunderte sie an einem Werktag in der Erntezeit. Als sie aber den Pfarrer in Schwarz am Altar erscheinen und die Tumba mit Kerzen umstellt sah — und als die Orgel das „Requiem aeternam" anstimmte, wunderte sie sich nicht mehr: das Landvolk betet fleißig für seine Abgestorbenen. Sie legte die Hände über das Gesicht und horchte auf diese wundervollen Klänge, die selbst in einer schlichten Dorfkirche herzerschütternd sind, weil eine unermeßliche Trauer, von einer himmlischen Hoffnung gesänftigt aus ihnen spricht. Aber schmerzlich zuckte die Marquise zu-

sammen, als das „Dies irae“ begann. Liber scriptus proferetur — flüsterten ihre bebenden Lippen und das Quid sum miser tunc dicturus, das ihr Mund nicht aussprach, grub sich schneidend in ihr Herz ein.

So viel Thränen, die auf eine geheime Seelen- oder Herzensfolter deuteten und doch immer, namentlich wenn sie vor ihrem Vater erschien, ein Lächeln, ein Glanz, eine Frische, wie silberne Wellen über den Abgründen des Meeres. Der Graf wußte wohl etwas von dem, worüber sie schwieg; allein es befremdete ihn nicht. Er kannte ihren Charakter, ihr Wesen, ihre Art und Weise und er wußte sehr genau, daß der Mensch durch nichts so sehr leidet, als durch sich selbst, durch seine Fehler wie durch seine Vorzüge, weil auch diese letzteren durch den Schmelztiegel gehen müssen, der ihr reines Gold von den beigemischten Schlacken trennen soll. Auch Leocadie kannte die Marquise von Jugend auf und war gewöhnt an diese phantasiereiche, wetterleuchtende Natur, die sie freilich recht oft phantastisch nannte — wenigstens im Stillen, denn der Graf pflegte auf eine solche Andeutung immer zu erwiedern, daß Claudia besser poetisch als phantastisch zu nennen sei.

Für den Caplan Ulmer war sie aber etwas ganz Neues, Merkwürdiges, Exotisches. Als Dagobert aus dem Unterricht entlassen und bei seinen Eltern

war, begab sich der Caplan zum Pfarrer Edelholt, den er zuweilen besuchte. Der Pfarrer ging in dem langen mit Weinreben überzogenen Bogengang seines Gartens auf und nieder und betete sein Brevier. Er winkte dem Caplan schweigend einen Gruß zu; ein Zeichen, daß er noch nicht fertig sei — und ließ sich durch dessen Anwesenheit nicht stören. Er war ein großer, hagerer Mann, zwischen vierzig und fünfzig Jahren. Sein dunkles Haar war schon mit grau gemischt, aber in seinem tiefen ruhigen Auge war, wenn es nicht nach Innen blickte, frisches Leben, jugendliches Feuer. Seine ganze Erscheinung flößte Vertrauen und Ehrfurcht ein. Man fühlte, daß dieser Mann spreche wie er denke, und handele wie er spreche. Er war so recht der gute Hirt seiner Gemeinde und von Wendeline bis zum Grafen von Wianden liebte und ehrte ihn jedermann. Nach etwa zehn Minuten schloß er sein Brevier, ging auf den Caplan zu und sagte herzlich:

„Grüß' Sie Gott, Herr Caplan! aber wie fangen Sie es an, um schon jetzt mit Ihrem Brevier fertig zu sein? denn Sie haben die Muße nicht benutzt, die ich Ihnen so eben lassen mußte."

„Ich bete es Abends spät," versetzte der Caplan.

„Nur nicht allzuspät!" sagte der Pfarrer: „dann ist man zuweilen so ermüdet, daß man nicht die

Kraft hat die Bilder und Eindrücke zu beseitigen, die der Tag in unserem Gedächtniß zurückließ, und es ist doch jammerschade das Brevier in einer solchen Zerstreutheit zu beten."

„Gestern ist mir das allerdings im höchsten Grade widerfahren, denn ich habe die Frau Marquise Marialva zum Erstenmale gesehen und gehört."

„Ah so!" erwiederte der Pfarrer trocken.

„Sie kennen wohl schon lange die Frau Marquise?"

„Seitdem ich hier bin, also seit acht Jahren, habe ich nicht selten die Ehre gehabt sie bei dem Herrn Grafen und zuweilen auch bei mir zu sehen."

„Und Sie hörten ihr Violinspiel?"

„Gewiß!"

„Ich habe nie eine ergreifendere Musik gehört. Was ich einmal von dem berühmten Paganini gelesen — er habe in der Einsamkeit des Kerkers sein Geigenspiel so wunderbar ausgebildet — das fiel mir immer gestern ein."

„Die Frau Marquise war nie im Kerker, so viel ich weiß."

„Nun, das versteht sich, Herr Pfarrer!" rief der Caplan ungeduldig, „aber sie hat gewiß manche Leiden gehabt."

„Die hat jedes Menschenkind; glauben Sie etwa, daß eine Marquise anders beschaffen sein sollte? Da

irren Sie heftig! sie ist genau von demselben Stoff, wie unsre Bachheimer Bauerweiber."

„Nein, Herr Pfarrer, diesmal irren Sie heftig!" rief der Caplan empört: „die Frau Marquise Marialva hat mit denen nichts gemein. Als ich gestern während des Seelenamtes die Kirche verließ, sah ich sie ganz hinten knien, heftig weinend, während sich die Bachheimer Bauerweiber höchst gleichmüthig verhielten."

„Aber was um's Himmelswillen geht es Sie an, bester Ulmer, ob die Frau Marquise Marialva lacht oder weint! Lassen Sie sie nur weinen! vielleicht beweint sie ihre Sünden und ist dadurch dem lieben Gott sehr wohlgefällig."

„Herr Pfarrer!" . . . . —

„Soll ich etwa wieder unrecht haben?" unterbrach der Pfarrer gutmüthig lächelnd: „wir begehen ja Alle täglich, stündlich, tausend kleine Unvollkommenheiten, die aus der Schwäche unserer sündigen Natur entspringen und die von Seelen mit sehr zartem Gewissen heftiger bereut werden, als eine rohe Natur schwere Fehltritte bereut. Weshalb soll ich die Frau Marquise nicht zu solchen gewissenszarten Seelen rechnen? Sie haben mir ja eben bewiesen, daß sie ganz anders als meine braven Bauerweiber sei."

„Ich bitte, Herr Pfarrer, lassen wir den Scherz

fallen und sagen Sie mir ernsthaft, was Sie von der Frau Marquise halten."

„Ich halte sie für eine sehr interessante, mit seltenen Gaben ausgestattete Dame, mit welcher Sie, Herr Caplan, Sie und ich und tausend Andere, uns möglichst wenig zu beschäftigen haben. Sie ist bei sechszehn Jahren reich und glänzend vermählt an den Brasilianischen Gesandten, Marquis Marialva, hat immer im allergrößten Welttumult gelebt und hat folglich mit unsereinem so wenig Berührungspunkte, wie ein Brasilianischer Colibri mit einem Bachheimer Spatz."

Caplan Ulmer war nicht sehr entzückt von diesem Vergleich und sagte:

„Für solchen armen Spatz wie ich bin, ist es doch sehr interessant den Colibri zu betrachten und zu bewundern. Wie ist denn der Herr Marquis?"

„Dunkel und trocken. Ich habe ihn nur selten gesehen, weil er nicht häufig und immer nur auf kurze Zeit den Herrn Grafen besucht."

„Und besucht dieser nie seine Tochter?"

„Nein, niemals! Der Herr Graf hat seit vielen Jahren Bachheim nicht verlassen. Seine beschränkten Vermögensverhältnisse erlauben ihm nicht in der Welt standesmäßig zu leben. Ueberdas will er seinen Sohn in größter Einfachheit, fern von den Verwöhnungen des Luxus erziehen. Darum lebt er

beständig hier — und die Frau Gräfin ist ganz mit ihm einverstanden. Wohl dem, der sein Glück nicht draußen in der confusen Welt sucht, Herr Caplan."

„Die Frau Marquise hat den ganzen Nachmittag Violine gespielt; ich begreife nicht, wie man das aushalten kann," versetzte der Caplan.

„Sie hat eine Art von Leidenschaft für die Musik, wie sie mir einmal sagte — und dann kann man unglaublich viel aushalten; aber dennoch ist in jeder Leidenschaft etwas Zerstörendes, welches aufreibt, während es anregt."

„Und wie ungewöhnlich, daß die Violine ihr Instrument ist!"

„Bester Caplan, sind Sie heute gekommen, um Betrachtungen über die Frau Marquise bei mir anzustellen: so betrachten Sie doch auch die Flüchtigkeit und Kostbarkeit Ihrer und meiner Zeit. Wir haben andere Dinge zu thun, als uns über die Absonderlichkeiten einer vornehmen Dame den Kopf zu zerbrechen."

„Sie haben mir erlaubt, als ich zum Grafen kam, mich mit Fragen an Sie zu wenden, Herr Pfarrer, deren Beantwortung mir in meiner Stellung nützlich und heilsam sein könnten," sagte Caplan Ulmer etwas empfindlich.

„Gewiß, lieber Freund, gewiß! Wenn ich Ihnen

nun aber auch sagen könnte, weshalb die Frau Marquise Violine spielt und nicht Harfe oder Flügel — welchen Nutzen hätten Sie davon?"

„Ich weiß nicht .... es wäre doch möglich .... im täglichen Verkehr mit ihr" ....

„Bester Herr Caplan, Sie haben gar nicht im täglichen Verkehr mit ihr zu sein."

„Soll ich mich plötzlich zum Einsiedler machen, Herr Pfarrer! Sie muthen mir seltsame Dinge zu! — Der Graf musizirt täglich mit seiner Gemahlin, und ich habe so lange ich hier bin höchstens dreimal als Zuhörer gefehlt, weil gute Musik meine Freude ist .... und jetzt, da ich die allerbeste hören kann, soll ich diesem Genuß entsagen!"

„Mit nichten, Herr Caplan! Freut es Sie, so hören Sie jeden Abend der Musik zu, obgleich .... — doch ich will das nicht weiter ausführen, sondern nur sagen: Derjenige, der ein Concert besucht, tritt dadurch nicht in Verkehr mit den Virtuosen, die er bewundert; — und dies wende ich auf Sie und die Frau Marquise Marialva an."

„Aber sie wird vielleicht über Dagobert mit mir sprechen .... die Frau Gräfin thut das ja sehr oft."

„Natürlich! sie ist ja die Mutter! Doch um so weniger wird es die Schwester — die Halbschwester thun."

„Oder über ihre eigenen Kinder.“

„Die Ehe der Frau Marquise ist kinderlos und wird es auch wohl bleiben, da sie bereits siebzehn Jahre vermählt ist.“

„Siebzehn Jahre, Herr Pfarrer! . . . . nein! das ist unmöglich! . . . . Siebzehn Jahre! . . . . Wie alt ist denn die Frau Marquise?“

„Da sie bei sechszehn Jahren sich vermählte, so ist sie nunmehr dreiunddreißig.“

„Eine neue Merkwürdigkeit! ich hätte ihr vierundzwanzig gegeben.“

„Solche Damen sind in ihrem bequemen Leben wie Früchte in Zucker eingekocht: sie erhalten sich sehr lange,“ sagte der Pfarrer so trocken im Ton und Blick, daß Caplan Ulmer für gut fand dem Gespräch eine andere Wendung zu geben und nach dem Inhalt des letzten Heftes einer theologischen Zeitschrift zu fragen — eine Frage, auf die der Pfarrer mit viel größerer Wärme einging, als er bisher an den Tag gelegt hatte.

Am Abend wurde wieder Musik gemacht. Die Marquise hatte eine Masse von Musikalien mitgebracht; nicht blos Trio's, auch Duo's für Violine und Violoncello und für Violine und Piano — ein Vorrath für viele Wochen. Am schönsten war es aber doch, wenn sie allein spielte und sich in freien Phantasien erging. Das fand auch ihr Vater:

„Du entführst die Seelen zu einer Wanderung durch schönere Sterne, Claudia," sagte er: „Du verwöhnst sie! sie möchten immer Dir folgen und finden die Erde kalt und leer, wenn Du sie wieder in ihre natürliche Sphäre versetzest."

„Das ist ja die Schattenseite der Kunst und mehr noch für den Künstler selbst, als für den Kunstfreund. Er zaubert Paradiese hervor — und soll in Wüsteneien leben. Er verkehrt mit Idealen, er schafft ideale Gebilde und Gestaltungen — und prallt überall an dürftige Geschöpfe der Wirklichkeit an, die ihn grausam ernüchtern. Er beherrscht die Geister, er lenkt sie in seine Bahnen, er gibt ihnen die Richtung, er leiht ihnen Flügel — und mit dieser Macht begabt, soll er dennoch den kleinen Trott inne halten, den man auf dem Parquet des Alltaglebens zu gehen pflegt. Es ist kein Glück ein Fünkchen von jener seltsamen Flamme zu besitzen, die man Poesie oder Kunstgenie nennt," sagte Claudia ernst.

„Unser Glück, mein' ich, liegt nie in dem, was wir besitzen," erwiederte der Graf, „sondern in dem, was wir aus den Gaben machen und was wir sind."

„Diese Ansicht gehört zur christlichen Ethik, zur Wissenschaft der Heiligen — nicht wahr, Herr Caplan?" rief die Marquise, und dann zu ihrem Vater sich wendend fuhr sie fort: „ich wäre sehr undankbar,

wenn ich nicht mein Violine als ein ganz köstliches Gut betrachten wollte. Wer hat mir je so viel Freude, so viel Genuß, so viel glückliche Stunden bereitet, als sie! Wenn ich sie in der rechten Stimmung zur Hand nehme, so brauche ich die ganze Welt nicht mehr. Sie ist eine Vertraute, mit der ich im innersten Einklang bin; sie ist eine Freundin, die Alles sagt und nichts ausplaudert; sie ist eine Sclavin, die sich unbedingt jedem Gefühl anschmiegt, jeder Laune unterwirft. Sie ist mein Idol: in ihr bete ich eine transfigurirte Claudia an."

Lachend umarmte sie den Grafen, der ihr mild erwiderte:

„Auf die Weise wird Claudia nicht transfigurirt."

„O ich weiß es, mein lieber Vater!" rief sie: „ich weiß sehr gut, daß es der Weg zur wahren Transfiguration nicht ist. Nicht wahr, Herr Caplan, Christen haben keine Idole?"

„Wenigstens sollten sie keine Idole haben."

„Und nicht wahr? in jedem Christen steckt immer noch ein kleiner Heide, der in aller Stille sein Idolchen anbetet."

„Der Christ muß den Heiden überwinden — das ist sein täglicher Kampf," erwiederte der Caplan.

„Gelingt er ihm?" fragte sie weiter.

„Kennen Frau Marquise nicht die Legenden der Martyrer und der Heiligen?“ fragte er zurück.

„Ob ich sie kenne!“ rief die Marquise: „habe ich nicht in Rom einige Jahre meiner Jugend auf dem Boden der Martyrer und Heiligen verlebt, wo jeder Schritt an sie erinnert, jeder Blick an sie mahnt — wo ihr Andenken und ihre Bilder uns zeigen, daß man das Idol verlassen müsse, um für das Ideal zu leben und zu sterben! — O ja, ja! ich kenne jene wunderbaren Legenden. Ich habe sie unter andern gelesen in der Lapidarschrift des Coliseums.“

„Werde ich auch einmal das herrliche Rom sehen, lieber Papa?“ rief Dagobert feurig.

„Ich hoffe es, mein Sohn,“ entgegnete der Graf; „aber merke wohl: Rom ist herrlich — ja! Rom hat das größte Interesse für jeden Menschen, der einigermaßen an Bildung und Gesittung Anspruch macht. Allein das, was uns Katholiken hauptsächlich anzieht und fesselt, das sind unsre idealen Beziehungen zu Rom, und in ihnen können wir verbleiben auch wenn wir es nie mit Augen sehen.“

„Ja, Rom ist herrlich, Dagobert!“ sagte die Marquise, „aber es gibt auch andere Herrlichkeit auf unserm Erdball. Wenn in stiller Sommernacht das Schiff über die breiten Wellen des Atlantischen Ozeans mit vollen Segeln wie ein geisterhafter Riesenschwan fortgleitet, wenn die Unermeßlichkeit der Tiefe und

der Höhe Dich, das winzige Atom in dem unendlichen Raum, umgibt, wenn Millionen von goldenen Sternen Dir mit ihren spielenden Augen tröstlich zuwinken: wir sind auch da; — und wenn dann das schönste Gestirn jener Hemisphäre, das südliche Kreuz, leuchtend emporsteigt — o Dagobert, das ist doch noch schöner als St. Peters Dom und die ewige Roma."

„Und an idealen Beziehungen fehlt es auch dabei nicht, denn die Hauptschönheit ist ein Kreuz — obschon von Sternen," setzte der Graf hinzu.

Es kam mit der Marquise neues Leben in das alte Haus. Sie war so anregend zum Nachdenken, denn nie wußte man, ob das was sie sagte auch richtig, ob es überhaupt ihre Meinung sei; — und eben dieses regte das Nachdenken bald zum Widerspruch, bald zur Beistimmung, bald zur Ergänzung an. Caplan Ulmer wurde ganz betäubt und geblendet; allein er theilte dem Pfarrer nicht mehr seine Eindrücke mit.

Die Marquise ging jeden Morgen in die Pfarrmesse, setzte sich zuvor ein Paar Minuten im Klosterhof auf die Bank unter der Akazie, betrachtete mit ihren schönen schwärmerischen Augen die Umgebung und rief gewöhnlich Wendeline herbei, um sie nach diesem und jenem zu fragen, wobei es sie sehr er-

götzte, daß die Kleine viel häufiger Nein als Ja sagte. Einmal fragte sie:

„Gibt es denn gar nichts, was Du lernen möchtest, Wendeline? nicht lesen, nicht schreiben, nicht nähen, nicht stricken?“

Wendeline verneinte beharrlich.

„Besinne Dich einmal,“ fuhr die Marquise fort, „es wird doch irgend etwas geben, das Du zu lernen wünschest.“

„Orgel spielen möchte ich lernen,“ sagte Wendeline plötzlich mit großer Bestimmtheit.

„Aber dazu bist Du noch zu jung, zu klein.“

„Das sagt der Vater auch . . . . ich möchte es aber doch lernen.“ — —

Die Marquise ging zur Messe. Nach derselben winkte sie dem Glöckner ihr in den Klosterhof zu folgen und fragte ihn, ob er glaube daß Wendeline musikalisches Talent habe. Er antwortete:

„So viel sich aus einem äußerst richtigen Gehör, musikalischem Gedächtniß und Taktgefühl schließen läßt, glaube ich es, und überdies hat sie die größte Lust dazu.“

„Ja, zum Orgelspiel — wie sie mir sagte.“

„Sie kennt kein anderes Instrument als die Orgel, gnädige Frau.“

Die Marquise entließ ihn in seine Schule, und am Frühstückstisch erzählte sie von der kleinen

Glöcknerstochter, welche Luft habe eine heilige Cäcilia zu werden — wenigstens bei der Orgel.

„Sieh! die kleine Zigeunerin!“ rief Dagobert.

„Zigeunerin? warum denn das?“ fragte die Marquise.

„Sie ist so schwarz und blaß und hat so große dunkele Augen .... ganz schwarze Augen, wie Du“ .... —

„Wie ich? und deshalb nennst Du sie Zigeunerin?“ rief die Marquise lachend.

„Der Herr Pfarrer hat auch schwarzes Haar und dunkele Augen,“ sagte Dagobert beruhigend: „dem sieht die Wendeline noch ähnlicher als Dir.“

„Zigeuner haben ja Talent für Musik und nach dem, was der Glöckner mir sagte, darf man annehmen, daß die Kleine es auch habe. Es wäre zu versuchen.“

„Mit Freuden würde ich ihr Unterricht geben,“ sagte die Gräfin: „es wäre gar nicht übel, wenn wir hier ein kleines musikalisches Genie auszubilden bekämen.“

„Zu so kühnen Hoffnungen wollen wir uns nicht versteigen,“ sagte der Graf: „aber es ist immer interessant, wenn ein Kind eine entschieden vortretende Anlage hat. Laßt nur Dagoberts kleine Zigeunerin kommen.“

Sie kam, von ihrer Mutter begleitet, die in einem

unaufhaltsamen Wortschwall Wendeline lobte, tadelte, ermahnte, herausstrich — bis endlich die Gräfin sagte, Frau Weinrich möge unbesorgt sein, man verlange gar nichts von Wendeline und man werde sie in einer Stunde in den Klosterhof — wie man noch immer zu sagen pflegte — zurückschicken. Bei dieser ganzen Scene hatte sich Wendeline starr und stumm verhalten. Kaum war die Mutter fort, so thaute sie auf, betrachtete den geöffneten Flügel und näherte sich ihm schüchtern.

„Soll ich Dir etwas vorspielen?“ fragte Leocadie und setzte sich an den Flügel.

„Ach ja, bitte recht viel!“ rief Wendeline.

Die Gräfin spielte leichte anmuthige Melodien. Die Kleine hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu und rief plötzlich:

„Jetzt kann ich es!“

Die Gräfin machte ihr Platz, und indem Wendeline die Melodie leise vor sich hin summte, tippte sie mit ihren kleinen sonneverbrannten Fingern auf den Tasten umher und fand auch dort die Melodie richtig zusammen.

„Diese Schülerin wird Deine Mühe belohnen, Leocadie. Was meinst Du?“ sagte der Graf und betrachtete mit theilnehmendem Wohlwollen das Kind.

„Und wer weiß, ob man nicht ihr Fortkommen im spätern Leben dadurch begründet oder erleichtert,“

erwiederte die Gräfin, eingedenk ihres eigenen Schicksals.

„O könnte ich das Kind unterrichten!“ rief die Marquise, ergriff ihre Violine und spielte einige Takte. Dann hielt sie inne und fragte: „Kannst Du dies auch, Wendeline?“

„Nein,“ antwortete die Kleine, „ich kann es nicht, aber ich weiß es.“ Und sie summte ganz richtig die Melodie, doch ohne den Versuch zu machen, sie auf der Violine nachzuspielen.

Die Prüfung war befriedigend ausgefallen und Wendeline erhielt die Weisung, täglich zu einer bestimmten Stunde bei der Gräfin zu erscheinen. Ganz beglückt kehrte sie im schnellsten Lauf in den Klosterhof zurück und theilte zuerst dem Pfarrer die frohe Kunde mit, sie werde nun bald die Orgel spielen können; sie müsse nur zuvor ganz geschwinde den Flügel spielen lernen.

„Sieh' wie der liebe Gott so gut für Dich ist, erwiederte der Pfarrer. „Wirst Du ihm nun auch dankbar sein und ein gehorsames fleißiges Kind werden?“

„Ich will mir Mühe geben,“ sagte sie entschlossen, und während des ganzen Tages widersprach sie nicht Einmal der zänkischen Mutter.

Der Herr Marquis.

So vergingen Tage und Wochen, gleichmäßig einförmig im engen häuslichen Kreise. Zuweilen kam der Pfarrer Edelholt, Allen eine willkommene Erscheinung. Zuweilen kam ein Besuch aus den beiden benachbarten Badeorten, alte Bekannte des Grafen, welche die Heilquellen brauchten. Sie wurden immer sehr freundlich und gastfrei empfangen; aber der Graf erwiderte nie den Besuch. Das war so seine Art und man hatte sich daran gewöhnt, ihn wie einen liebenswürdigen Einsiedler zu betrachten, der in seiner Clause Bilder aus der Welt an sich vorübergleiten läßt. Indessen bewirkte seine Art und Weise denn doch, daß man viel seltener zu ihm kam, als man es sonst wohl in der Langweile eines Badeaufenthaltes gethan hätte; und gerade das war seine Absicht.

Eines Tages stellte sich ein Besuch ein, unerwarteter als jeder andere: der Marquis Marialva. Er war ein Herr tief in den fünfziger Jahren, ein ehe-

mals sehr schöner Mann, mit südländischem Gesichtsschnitt und Colorit, ein Mann, der noch immer nicht seine früheren glänzenden Tage mit ihren Erfolgen und Eroberungen vergessen konnte und nichts so sehr liebte, als das geräuschvolle Leben der großen Welt, das ihm durch lange Gewohnheit zum Bedürfniß geworden war.

Und dies war der Gemahl der poetischen, leidenschaftlichen, schwärmerischen Marquise! ja sogar der Mann ihrer Wahl, nämlich bei sechszehn Jahren. Damals war eine gewaltige Gährung in ihrem jungen Kopf. Sie liebte weder den Aufenthalt in Bachheim, noch überhaupt den in Deutschland.. Sie begann zu denken, daß es im Leben interessantere Dinge zu sehen, zu hören, zu thun gebe, als den ernsten Park von Bachheim, die musikalischen Trio's mit dem Vater und Leocadie und die Geschichts- und Sprachstudien, zu denen der Vater sie mit einiger Strenge anhielt. Sie sehnte sich nach Bewegung, nach Veränderung, nach etwas Neuem, während der Graf der Ansicht war, daß sie noch ein Paar stille Jahre nöthig habe, um gründlicher gebildet und reifer zu werden, bevor sie in der Welt erscheinen könne. Da kam Marquis Marialva, der den Grafen von Wianden seit langer Zeit kannte, nach Bachheim. Der Marquis, damals ein schöner Mann von vierzig Jahren, trat mit dem vollen Glanz seiner Stellung,

seines Reichthums, seiner Weltgewandtheit vor Claudia und hatte überdas in ihren Augen einen Vorzug, der ihm einen Nimbus verlieh: er war ein Südländer, als Portugiese ein quasi Landsmann ihrer Großeltern, ihrer verstorbenen Mutter. Er sprach spanisch mit ihr — und sie war entzückt. Der Graf lächelte über diese Begeisterung, zu welcher Claudia den vollen Inhalt aus sich selbst, aus ihrer Phantasie schöpfte, und auch als der Marquis seinen Besuch wiederholte und häufig von dem Badeort, wo er sich aufhielt, herüberkam, war dem Grafen noch keineswegs der Ernst der Sache klar geworden. Das geschah, als Marquis Marialva nach drei Wochen um Claudia's Hand bat. Der Graf hatte nicht die mindeste Lust, die Werbung anzunehmen und die feste Ueberzeugung, daß Claudia mit ihm übereinstimmen werde. Um sie aber nicht in Unkenntniß über eine Frage zu lassen, welche sie so unmittelbar berührte, theilte er ihr den Antrag mit. Groß und schmerzlich war sein Erstaunen, als Claudia auf der Stelle die Bewerbung annahm. Er machte ihr ernste Vorstellungen über ihre Jugend, ihre Unwissenheit. Gerade deshalb, entgegnete sie, schicke ihr der liebe Gott einen Gatten, der älter als sie sei und Alles habe, was ihr mangele; und sie werde gelehrig sein. Der Graf stellte ihr ferner vor, daß sie ihrem Gatten für ihr ganzes Leben eine ausschließliche Liebe und freundlichen

Gehorsam schuldig — und daß dies eine sehr schwere und ernste Aufgabe sei, für welche die menschliche Schwäche großer Gnade bedürfe und nur ein sehr standhafter guter Wille könne diese Gnade festhalten. Sei sie bei ihrer großen Jugend zu diesem Entschluß fähig? Claudia erwiederte, der Marquis sei ihr in jeder Beziehung dermaßen überlegen, daß sie ihm gern gehorchen und ihr ganzes Bestreben darauf richten werde ihn glücklich zu machen und ihm zu gefallen. Genug, Claudia war entschieden. Der Graf schrieb dem Marquis, bat um acht Tage Bedenkzeit für seine noch sehr kindliche Tochter und bat ferner den Marquis, gründlich zu erwägen, ob Claudia die Frau sei, die ihn für's Leben glücklich machen könne. Statt einer Antwort erschien nach acht Tägen der Marquis und wiederholte dringend seine Bewerbung. Claudia wurde seine Braut und nach einigen Wochen seine Gattin. Er war ganz unter ihrem Zauber und machte ein Idol aus ihr. Sie blickte in die Zukunft, wie in ein Feenland. Sie sollte zuerst ihre Großeltern wiedersehen, die in Sevilla lebten, und dann ihren Gemahl, der nach Rio Janeiro berufen worden war, auf der See begleiten. Andalusien, Brasilien, der Atlantische Ocean — das Alles lag vor ihrem träumerischen Blick, wie Gärten der Hesperiden, in denen nur goldene Früchte reiften.

„Ich glaube, wir werden auf dieser Reise das untergegangene Eiland Atlantis, diese Insel der Glückseligkeit, entdecken," sagte Claudia zu ihrem Vater.

„Mich verlangt nicht nach einer solchen Entdeckung!" rief der Marquis, in Claudia's Anblick verloren, „ich besitze meinen Antheil an der Glückseligkeit."

„Die Insel Atlantis ist untergegangen zur Strafe für die Sünden ihrer Bewohner: so spricht die Fabel," sagte der Graf, „und ich meine, sie spreche eine tiefe Wahrheit aus, der Mensch mißbraucht die irdische Glückseligkeit; er verträgt sie nicht, denn er ist nicht für sie geschaffen."

„Nun gut!" erwiederte Claudia feurig: „wenn ich nur wenigstens ihre Gestade berührt habe."

Der Marquis und die Marquise Marialva verließen Bachheim, verließen Europa, und als sie nach vier Jahren zurückkehrten, fand Claudia ihren Vater mit Leocadie vermählt und beglückt durch den neugeborenen Dagobert. Mit namenloser Wehmuth stand Claudia an der Wiege ihres kleinen Bruders. Warum wurde nicht ihr dies Glück zu Theil? Sie umarmte zärtlich ihren Vater und sprach ihm herzlich ihre Freude aus, daß sein Leben nicht mehr einsam sei, daß er für seine Gedanken einen Gegenstand, für seine Thätigkeit ein Ziel habe. Er lebte zurück-

gezogen von der Welt, theils weil er ihrer überdrüssig war, hauptsächlich aber, um für Dagobert's Zukunft in pecuniärer Beziehung zu sorgen und er hatte die Absicht, den Knaben in den einfachsten Verhältnissen des Landlebens und nicht als großen und reichen Herrn zu erziehen, weil dergleichen Ansprüche unerfüllbar waren und Zwiespalt zwischen Gegenwart und Zukunft des Knaben bewirkt hätten. Claudia stimmte aus ganzer Seele dem Plan ihres Vaters bei. Bachheim, das alte Haus, der ernste Garten, erschien ihr jetzt in einem ganz andern Licht als früher, so traulich, so heimisch.

„Ein Plätzchen zum Ausruhen," sagte sie.

„Ausruhen? wovon denn? wo ist Deine Mühe? wer verlangt von Dir eine Anstrengung?" fragte lächelnd Leocadie.

„Das Leben!" erwiederte sie ernst.

Ein anderes Mal fragte Leocadie im Scherz:

„Nun, Claudia, hast Du das untergegangene Eiland Atlantis entdeckt?"

„Ja!" antwortete sie: „aber nicht da, wo ich es zu finden wähnte, sondern untergegangen in meiner eigenen Brust. Das ist das ganz gewöhnliche Schicksal unserer Jugendträume! wir zielen immer viel zu hoch nach dem Glück. Du nicht, Leocadie, Du nicht!" setzte sie lebhaft hinzu: „doch nicht Jedem ist Deine ruhige Verständigkeit gegeben."

„Stimme Dich zu dem Ton Deiner Umgebung, Deiner Verhältnisse," ermahnte Leocadie.

„Zum Geschnatter der Welt? zum Geflüster der Intrigue? zum falschen Pathos der Lüge?" rief Claudia lachend: „Nein, nein! es ist schon besser, wenn ich mein eigenes Liedchen pfeife, dann bleibe ich doch wenigstens in Harmonie mit mir selbst."

Kaum ein Jahr hatte Claudia mit ihrem Traume von Glück getändelt, als die Wirklichkeit sich geltend machte: der Marquis wurde ernüchtert und sie enttäuscht. Sein Idol sank herab zu den Dimensionen eines lieblichen, aber sehr unvollkommenen, sehr unentwickelten Menschenkindes, das tausend kleine Verstöße in der Gesellschaft beging — und die leidenschaftliche Zärtlichkeit, die er für sie empfunden und geäußert hatte, kühlte sich im Lauf der Zeit ab. Das verstand sie nicht; sie war ohne Erfahrung. Der Uebergang der Gefühle aus der heißen in die gemäßigte Zone, war für sie ein Räthsel, denn sie hatte ihn noch nicht selbst durchgemacht. Sie verdoppelte den Ausdruck ihrer Zärtlichkeit, anstatt den guten Rath zu befolgen, den der heil. Gregor von Nyssa schon vor anderthalb tausend Jahren der heil. Olympia bei ihrer Vermählung gab: immer um ein Paar Grad kühler zu sein, als ihr Gemahl. Dies hatte zur Folge, daß der Marquis mehr und mehr gleichgültig in seinem Benehmen gegen sie wurde.

Sie gerieth ganz außer sich, machte ihm Scenen, machte ihm Vorwürfe und vergoß viele Thränen, während der Marquis gar nicht auf ihre romanesken Grillen — wie er sie nannte — einging, sondern für seine Geschäfte, für die Geselligkeit und für die Verpflichtungen und Freuden der Welt lebte.

Nachdem sie wieder ein Jahr in diesem Kummer hingebracht hatte, wurde sie ihrer eigenen Thränen überdrüssig und suchte sich in der Welt zu zerstreuen. Dazu war man ihr gern behülflich: Sie war eine reizende Erscheinung, eine schöne junge, von ihrem Gemahl vernachlässigte Frau: folglich lagen ihr eine Menge Männer zu Füßen. Sie ließ sie freilich dort liegen, aber — es unterhielt sie, es freute sie, es gab ihr einen kleinen Triumph dem Marquis gegenüber. Diesem war es keineswegs unangenehm seine Frau so gefeiert und endlich in der Weltstellung, die ihr gebührte, glänzen zu sehen. An der Bewunderung, die Andere ihr zollten, entzündete sich wieder die seinige. Doch Claudia hatte schnell gelernt mit Gefühlen zu spielen: sie wollte sich ein wenig an dem Marquis rächen und ließ ihn empfinden, was das sei: mit Gleichgültigkeit behandelt zu werden, obschon diese Gleichgültigkeit gegen ihn nicht in ihrem Herzen war. Der Marquis fühlte sich tief beleidigt, ergrimmte, und verfiel in wüthende Eifersucht. Claudia gerieth in Verzweiflung so sehr verkannt

zu werden und das kleinliche Mißtrauen, das er bei jeder Vorkommenheit rücksichtslos äußerte, empörte sie. Er wurde ihr lästig, er wurde ihr unerträglich, und in demselben Maß stieg in ihren Augen die Liebenswürdigkeit eines jungen Mannes, der ihr feurige Huldigung darbrachte.

Plötzlich erhielt der Marquis einen diplomatischen Posten in Deutschland, und Claudia kehrte nach vierjähriger Abwesenheit nach Europa zurück, um dort, ganz in der Nähe ihres Vaters, am Sitz des deutschen Bundes, ihren Aufenthalt zu nehmen. Der Graf von Wianden fand Claudia sehr verändert und nicht in der Weise, wie er es gewünscht hatte. Sie war gänzlich enttäuscht über ihren Gemahl, dessen eitler, selbstsüchtiger Charakter ihr kein Vertrauen — dessen Weltsinn und oberflächliche Bildung ihr keine Hochachtung einflößte; sie war enttäuscht über sich selbst, denn sie hatte Phantasiegebilde für Wahrheit, unruhige bunte Träumereien für Liebe gehalten; sie war enttäuscht über ihr eheliches Verhältniß, in welchem sie ein Abgott gewesen und ein Gegenstand geworden war, der bald mit Gleichgültigkeit, bald mit tyrannischem Mißtrauen behandelt wurde. Sie war enttäuscht über die Tiefe und Stärke der Empfindungen, denen sie eine ewige Dauer zugetraut hatte und die sie im eigenen und im fremden Herzen kläglich verwandelt sah; — denn sie mußte sich gestehen,

daß sie dies nicht nur in ihrer Beziehung zum Marquis erfahren hatte. War doch jener junge Mann, der ihr in Rio so leidenschaftlich huldigte, ihr damals nicht gleichgültig gewesen, und jetzt, da der Ocean und ein paar Welttheile sie trennten, jetzt dachte sie kaum mehr an Denjenigen, der ihr die Abreise von Rio schwer gemacht hatte.

„In jeder Menschenbrust liegt eine Sphynx mit ungelösten, todtbringenden Räthseln — findest Du das nicht, lieber Vater?“ fragte sie ihn.

„Es mag sein .... — aber halte Dich nicht bei all' den Täuschungen des Irdischen auf, entgegnete er: wandele auf dem Wege Deiner Pflicht und entferne starkmüthig Alles, was Dich daran hindern könnte; dann bist Du in der Wahrheit, dann kann keine Sphynx Dich ergreifen und tödten, dann hast Du das Räthsel Deines Lebens glücklich gelöst.“

Claudia seufzte; sie wußte mit dem schlichten Compaß der Pflicht nicht recht umzugehen; sie hätte ihn gern nach ihren Wünschen gestellt. Sie fand sich durch den Marquis verletzt, beleidigt, unterschätzt, ihrer Ideale beraubt; sie empfand nur Bitterkeit und Kälte für ihn und sie dachte nicht daran, es ihm zu verbergen, viel weniger noch, wohlwollendere Gefühle in sich zu erwecken. Er seinerseits behandelte sie wie ein eigensinniges, thörichtes Kind, das man unter strenger Zucht halten muß. Doch nahmen sich

Beide in Gegenwart des Grafen immer zusammen, um ihm keinen Anstoß zu geben. In Claudia's Augen war der Vater das Urbild alles Guten und Edeln; seine Mißbilligung, sein Tadel, schienen ihr unerträglich; sie hätte vollkommen sein mögen, um sein Lob zu verdienen, denn trotz aller Nachsicht und Vorliebe, die er für sie äußerte, war sein Leben, sein Charakter, seine Gesinnung der Art, daß er ihr die tiefste Ehrfurcht einflößte und daß sie zitterte bei dem Gedanken ihm zu mißfallen. Auch dem Marquis imponirte ganz außerordentlich dieser Schwiegervater, der mit unverwüstlicher Zähigkeit an seinen Grundsätzen hing und den Weg verfolgte, auf den sie ihn hinwiesen, ohne sich durch Leidenschaften oder Vortheile oder Mode oder Zeitgeist beirren zu lassen. Genug, in seiner Gegenwart wurde ein leidlich freundliches Verhältniß aufrecht gehalten. Unter vier Augen freilich war es anders! seitdem Claudia sich gesagt hatte, daß zwischen ihr und ihrem Mann von Liebe keine Spur sei, behandelte sie ihn mit eisiger Kälte und wünschte ebenso von ihm behandelt zu werden — ein Wunsch, der nach und nach die vollkommenste Erhörung fand. Jedoch sah der Marquis in ihrem leidenschaftlichen, capriziösen Charakter Grund genug zu einer andauernden, stillen Eifersucht — ein Gefühl, das der Marquise gänzlich fremd war. Merkwürdiger Weise verletzte das seine

Eitelkeit. Er sah darin einen Beweis, daß sie gar nicht beachte, ob er andern Frauen huldige oder nicht.

So stellte sich ihr Verhältniß im Lauf der Zeit fest. Der Marquis blieb fortan in Deutschland in seiner Stellung. Er machte Reisen nach Italien, England und Frankreich mit Claudia; aber auf einer Reise nach Brasilien begleitete sie ihn nicht; sie ging während der Zeit zu ihren Großeltern nach Sevilla. — In der Welt machte sie überall ein glänzendes Haus, das, verbunden mit dem Zauber ihrer Persönlichkeit, außerordentlich geschätzt wurde. Beobachtete sie auch keineswegs immer Etikette und Fashion nach Zoll und Linie: so hielt man das ihrer genialen Begabung zu gut. Man betrachtete sie wie eine wunderschöne, höchst seltene exotische Blume, wie sie im Treibhaus der Welt nur unter besondern Umständen gedeihen konnte. Ihr inneres Leben? — darüber schwieg sie. Ihre tiefen Melancholien behielt sie für sich. In der Gesellschaft war sie, wie sie sein wollte, wie Laune und Stimmung des Augenblicks es ihr eben eingaben, bald anziehend, bald gleichgültig, bald gelangweilt, bald belebt und anregend. Der Marquis hatte nicht unrecht zu behaupten, daß sie in strenge Zucht genommen werden müsse. Hätte eine geschicktere Hand als die seine es gethan, so hätte Claudia ein sehr vollkommenes Wesen werden können. — —

Als Marquis Marialva jetzt in Bachheim erschien, wurde er mit allgemeinem Erstaunen begrüßt und der Graf sagte:

„Wir sind überrascht, wie Sie sehen, lieber Marquis, denn meine Tochter hatte uns gesagt, daß Sie bis Ende September in Baden bleiben würden."

„So war es abgemacht," sagte Claudia kühl.

„Und so wäre es geblieben," erwiederte der Marquis, „wenn nicht einem meiner Landsleute die Badeorte der Wetterau empfohlen wären. Er suchte mich in Baden auf und ich begleitete ihn nach Homburg, wo wir uns jetzt niedergelassen haben. Es ist Sierra Blanca," setzte er an Claudia sich wendend hinzu.

Ein Funke flog in ihrem Auge auf, als sie fragte:

„Was will er hier?"

„Du hörst es ja: die Quellen von Homburg will er brauchen," erwiederte der Marquis — und zu seinem Schwiegervater sagte er:

„Sie erlauben mir, nicht wahr? Ihnen den Grafen Salvator de Sierra Blanca vorzustellen — ein sehr angenehmer Mann, so etwas wie ein Seitenstück zu meiner Frau."

„Was soll dieser Scherz bedeuten?" fragte sie kalt und hoch.

„Eine Wahrheit soll er aussprechen, meine Liebe.

Graf Sierra Blanca ist der Sohn eines Portugiesen und einer Engländerin, ist in England erzogen und Brasilianer geworden, weil sich sein Vater dem Kaiser Don Pedro anschloß. Diese complicirten Familienverhältnisse haben Aehnlichkeit mit den Deinen."

„Ihr Landsmann soll uns willkommen sein," sagte der Graf ruhig und sprach von andern Dingen.

Nach einer Stunde brach der Marquis auf und sagte, er werde in den nächsten Tagen wieder kommen.

Claudia befahl ihrem Reitknechte, fortan täglich die Pferde am Nachmittag im Stall gesattelt und bereit zu halten.

Claudia war mit ihrem Vater tief im Park, als nach drei Tagen der Marquis mit seinem Landsmann in Bachheim erschien. Leocadie empfing die Herrn und schickte den Diener fort, um den Grafen zu benachrichtigen. Als Claudia in weiter Entfernung den eilenden Diener wahrnahm, rief sie plötzlich:

„Ha! .... Adieu, lieber Vater!"

Dann bog sie in einen Seitenweg ein und war verschwunden, bevor der Diener den Grafen erreicht und seine Botschaft ausgerichtet hatte. Der Graf glaubte, sie sei dem Marquis entgegen geeilt, was ihn etwas wunderte; doch seine Verwunderung stieg, als er sie nicht im Salon fand und Marialva nach den ersten Begrüßungen fragte:

„Und meine Frau ist nicht bei Ihnen?"

„Wie Sie sehen," versetzte der Graf lächelnd und knüpfte ein Gespräch über England mit dem Fremden an.

Leocadie ließ den Park durchsuchen, ohne daß Claudia gefunden wurde. Sie ging selbst auf deren Zimmer und, als sie dort Niemand fand, zu Dagobert, der in Studien vertieft war; allein Claudia blieb verschwunden. Endlich meldete der Diener, die Frau Marquise werde ausgeritten sein, denn Pferde und Reitknecht wären nicht im Stall.

„Dann wird sie ohne Zweifel bald heimkehren," bemerkte der Marquis.

„Das ist die Frage," erwiederte der Graf.

Claudia kam nicht zurück. Der Marquis wartete zwei Stunden — vergebens! Endlich brachen die Herrn auf.

„Aber, wo um's Himmelswillen ist Claudia!" rief Leocadie beängstigt, als jene fort waren: „es dämmert ja schon."

„Sei unbesorgt! sie kennt hier Weg und Steg," erwiederte der Graf beruhigend.

„Sieh', wie gut wäre es, wenn ich ein Pferd — oder wenigstens einen jungen muntern Pony hätte, Papa!" rief Dagobert: „dann würde ich Claudia begleiten und Ihr könntet unbesorgt sein."

„Das sind wir auch jetzt, mein Bub'," sagte der Graf freundlich.

„Ich höre Hufschlag!“ rief Dagobert und sprang hinaus in den Hof.

Ganz langsam kam Claudia daher geritten, der Reitknecht hinter ihr drein.

„Sie zu Pferd — und nicht ich!“ sagte Dagobert unmuthig zu sich selbst; „und sie ist doch nur eine Frau!“ —

„Kommst Du endlich!“ rief er ihr entgegen: „Dein Mann war hier mit einem Grafen Sierra Blanca, der wie ein Engländer aussieht — sagt Mama.“

„So?“ sagte sie gleichgültig, stieg ab, küßte Dagobert's Stirn, ging mit ihm in den Salon, umarmte Leocadie und sagte, indem sie die Hand ihres Vaters küßte:

„Ich war in der Stadt. Ich hatte heute früh dem Pfarrer versprochen, Arznei für ein Paar Kranke im Dorf zu besorgen und die Rechnung zu zahlen. Das that ich und hielt mich etwas bei dem Pfarrer auf. Die Tage nehmen so stark ab, daß es noch gar nicht spät und schon recht finster ist.“

„Welche angenehme Erscheinung ist Graf Sierra Blanca,“ sagte Leocadie: „er macht den Eindruck eines sehr gebildeten Engländers. Er hätte Dich gern Violine spielen gehört.“

„Ach, er kennt ja dies armselige Violinespiel,“

rief Claudia unmuthig, „wenn ich mich auch jetzt etwas vervollkommnet habe.“

Sie holte alsbald ihre Violine hervor und begann so wunderschön zu spielen, daß das Leben in seinem Alltagskleide mit Besuchen und hergebrachten Höflichkeitsphrasen ihren Zuhörern aus dem Sinn kam.

„Die Thessalischen Zauberinnen des Alterthums verstanden den Mond vom Himmel herunter zu singen — wie die Sage geht; und die Druidinnen Britaniens den Meeressturm zu beschwichtigen: das fällt mir immer bei Deiner Violine ein,“ sagte der Graf.

Sie warf ihm einen zärtlich dankbaren Blick zu und spielte weiter.

„Ich glaube, Du könntest Dich zu Tode spielen, Claudia, wenn nicht etwas Prosa Deinen poetischen Hochflug unterbräche. Laß uns zum Nachtessen gehen,“ sagte Leocadie, indem sie aufstand und in das Speisezimmer ging.

Als Claudia später einsam in ihrem Zimmer war, brach sie zusammen, wie Jemand, der seine Kräfte überangestrengt hat. Sie sank auf dem Tabouret am Fenster nieder, ihre Arme fielen schlaff herab, ihre Augen schlossen sich, ihr Haupt senkte sich auf die Brust, der Ausdruck äußerster Erschöpfung gab sich auf ihren Zügen, in ihrer Haltung kund und

ihre blassen Lippen seufzten stoßweise: Mein Gott .... erbarme dich meiner .... o mein Got! .... — —

Am andern Morgen war sie aber wieder da mit ihrem schwärmerischen Blick, ihrem schönen Lächeln, ihrer grazienhaften Haltung, ihrer ganzen gewinnenden Erscheinung. Trug sie wirklich im innersten Herzen eine Wunde, so verstand sie meisterhaft sie zu verbergen.

Nach einigen Tagen kam der Marquis wieder und erzählte, Graf Sierra Blanca habe plötzlich eine Familiennachricht erhalten, die ihn nach England gerufen, und sei bereits fort. Claudia vernahm gleichgültig diese Kunde. Minder gleichgültig war ihr der Wunsch des Gatten, sich zu ihm nach Homburg zu begeben. Er mochte nicht allein sein und er wußte, daß Claudia immer einen anziehenden Mittelpunkt für die Geselligkeit bilde.

Der Graf sagte sogleich:

„Du hast mir sechs Wochen geschenkt, liebes Kind, ich finde es billig, wenn Dein Mann seinen Anspruch an Deine Gesellschaft geltend macht."

„Da Sie und die Gräfin schwerlich für uns eine Ausnahme machen und uns besuchen werden," sagte der Marquis verbindlich, „so könnten Sie uns doch vielleicht die Freude machen, uns zuweilen Dagobert zu schicken."

„O ja, Papa! lieber Papa! bitte bitte, sprich

Ja!“ rief Dagobert entzückt und warf sich um den Hals des Grafen.

„Er wäre ja bei uns so sicher aufgehoben, wie bei Dir und wir ließen ihn nicht aus den Augen,“ setzte Claudia hinzu.

Aber der Graf entgegnete:

„Das muß ruhig überlegt werden;“ — und Claudia reiste ab, ohne seine Zusage erhalten zu haben.

Leocadie, von Dagobert mit Bitten bestürmt, versuchte den Grafen für den Wunsch ihres Lieblings zu gewinnen.

„Was hat Dagobert von diesem Besuch in Homburg!“ erwiederte der Graf: „Zerstreuung, störende Eindrücke, verwirrende Bilder und, sehr wahrscheinlich, ein geheimes Mißfallen an dem einfachen Elternhause.“

„Du nimmst die Sache zu ernst,“ erwiederte die Gräfin: „wenn das die Folgen wären, so dürfte man ja nie einem Kinde eine Ferienreise gestatten.“

„Es kommt darauf an, mit wem und wohin die Reise gemacht wird.“

„Wo kann er in besserer Obhut für die kurze Abwesenheit sein, als bei seiner Schwester?“

„Ich habe keine einzelne Persönlichkeit im Sinn. Ich fürchte nur einen aufregenden Eindruck für Dagobert von der fremden Luft — der ersten, in die er versetzt wird.“

„Dazu ist er zu jung, lieber Eustach!“ rief Leocadie.

„Sage das nicht! seine kleinen Gedanken und Wünsche sind ganz bereit, sich außerhalb seiner Sphäre zu bewegen, und ich möchte ihn doch gern in jener edeln Genügsamkeit erhalten, die zufrieden ist mit dem, was sie besitzt und nicht mehr verlangt als das, was ihr zugewiesen ist.“

„Aber, lieber Eustach, Du nimmst wirklich die Sache zu hoch, zu ernst,“ entgegnete Leocadie. „Dagobert ist ja noch ein Kind! und bedenke, mit welchem Eifer betreibt er seine Studien! welche Fortschritte macht er! noch gestern sagte mir Caplan Ulmer, dieser Durst zu lernen, zu wissen, sei ganz ungewöhnlich bei Knaben seines Alters. Da muß man ihm denn auch zuweilen eine Erholung gönnen, eine Freude machen, damit er sich in der einseitigen Richtung nicht aufreibe — und da wäre, mein' ich, eine Vacanz von etwa vierzehn Tagen sehr rathsam ....“ —

„Vierzehn Tage!“ unterbrach der Graf: „liebes Kind, was fällt Dir ein!“

„Und wenn es denn auch nur acht bis zehn Tage wären, so könnte Dagobert sich doch von den anstrengenden Studien erholen,“ fuhr Leocadie fort, im Stillen erfreut, daß der Graf ihren Vorschlag nicht absolut verwarf.

„Eine Woche!,... das ist das Aeußerste, wozu ich mich entschließen kann, sagte der Graf: und selbst das bewillige ich nur, weil Du eine gewisse Besorgniß vor Ueberanstrengung seiner geistigen Fähigkeiten äußerst, die ich übrigens nicht theile, denn Dagobert ist physisch so gesund, wie er geistig kräftig ist und kann sich hier nach Herzenslust herumtummeln."

„Du machst uns Allen die größte Freude durch Deine Einwilligung!" rief Leocadie so rasch, als fürchte sie, daß der Graf sie zurücknehmen könne.

Und wirklich war Dagobert freudetrunken, als er drei Tage später mit Caplan Ulmer zu seiner Schwester nach Homburg fuhr.

„Jetzt fahre ich hinaus in die Welt — in die weite, große, herrliche Welt!" frohlockte er, und als Wendeline eben zu ihrer Musikstunde im Zimmer der Gräfin erschien, rief er ihr zu:

„Kleine Zigeunerin, möchtest Du auch die weite Welt sehen?"

„Was ist das, die weite Welt?" fragte Wendeline ernst, wie immer.

„O etwas Herrliches!" rief Dagobert und sprang zum Wagen.

Als Pfarrer Edelholt die Vesper in seinem Garten gebetet hatte, kam Wendeline ihm unten am Laubengang entgegen und fragte nachdenklich:

„Haben Sie wohl die weite Welt gesehen?"

„Ja, ein Stückchen davon hab' ich wohl gesehen," erwiederte er lächelnd.

„Und hat sie Ihnen gefallen?"

„Wie kommst Du mir vor, Wendeline!" sagte er befremdet.

„Ja, Graf Dagobert sagt, sie sei ganz herrlich."

„Für solchen jungen Buben ist sie es auch; .... aber schau'! da gehen schon die Sterne auf und bald wird der ganze Himmel hell von Sternen sein und jeder Stern ist eine Welt. Die weiten Welten sind schöner, Wendeline, als die, welche Graf Dagobert zu sehen bekommt."

Wendeline blickte mit ihren dunkeln Augen zu den Sternen empor und ihre Seele wendete sich ahnungsvoll einer Welt zu, die schöner ist, als das armselige Hienieden mit seinen ach! so vergänglichen — ach! so bestaubten Freuden.

Eine zärtliche Schwester.

Dagobert kam zurück nach vierzehn Tagen, ganz beseligt von den Freuden, die er genossen hatte. Täglich war er mit seiner Schwester spazieren geritten auf einem muntern Pony, täglich im Theater gewesen, um abwechselnd deutsche und französische Schauspiele zu sehen und Opern zu hören. Die Menschenmenge, die Musik im Freien, die glänzenden Kaufladen, das Wogen und Treiben von Tausenden in bunter Bewegung, die Spielsäle mit ihren langen grünen Tischen im dichten Kranz umdrängt von Spielenden und von neugierigen Zuschauern: Alles hatte er bemerkt und so genau sich gemerkt, daß er davon Schilderungen mit einer Lebhaftigkeit machte, die seinen Vater erschreckte. Sogar hatte er einmal Roulette gespielt! sein Schwager hatte ihn an den Tisch geführt, ihm ein Zwanzigfrankenstück gegeben und gesagt, er möge jetzt nach Belieben setzen und sein Glück versuchen. Erfreut, geblendet und verwirrt hatte er gesetzt — auf welche Schrift oder Zahl

wußte er vor freudiger Aufregung nicht mehr — aber ach! sein Goldstück wurde eingestrichen und der Marquis lachte über sein betrübtes Gesicht und sagte:

„So geht es den Gimpeln, die im Hazardspiel ihr Glück versuchen wollen."

Als Dagobert dies Alles und noch viel mehr mit feuriger Lebhaftigkeit und unerschöpflicher Beredsamkeit berichtete, dachte sein Vater mit leiser Reue, daß er allzuviel Schwäche gegen Leocadie bewiesen habe und Marialva's Aeußerung versöhnte ihn nicht mit dessen Verkehrtheit, einen Knaben an den Rouletteтisch zu führen.

„Jetzt schlage Dir das Alles aus dem Sinn, Dagobert," sagte er ruhig, „und denke an Deine Studien. Es wäre erbärmlich, wenn das, was eine Erholung für Dich sein sollte, Dir zur andauernden Zerstreuung würde."

„Sei unbesorgt, Papa! ich werde mit großem Eifer an die Studien gehen," erwiederte Dagobert.

Und er hielt Wort. Sein reger Verstand bedurfte der Thätigkeit, faßte schnell und scharf auf, verarbeitete mit Leichtigkeit seinen Gegenstand und löste Aufgaben, die einer reiferen Jugend vorbehalten zu sein pflegen. Er hatte den edeln Ehrgeiz, Alles auf's Beste machen zu wollen und ein lobendes Wort seines Vaters, der sehr karg mit Lob war, gab ihm

immer wieder eine frische Anregung. Seine Mutter frohlockte und behauptete, die neuen Eindrücke der Vacanzen hätten ungemein günstig auf Dagobert gewirkt, während der Graf meinte, Dagobert sei in dem Alter, wo der Geist des heranwachsenden Knaben beginne, sich über die Region des Kindes zu erheben. Caplan Ulmer hatte vielleicht Recht, wenn er beiden Eltern Recht gab.

Er fand sich nicht so leicht wie Dagobert wieder zurecht in der einsamen Stille von Bachheim. Nicht das bunte, laute, glänzende Getümmel, das er da draußen gefunden hatte, zerstreute ihn und fesselte seine Gedanken — o nein! sie waren in der Gefangenschaft der Marquise Marialva. Er war noch nie in die Nähe einer Frau aus der großen Welt gekommen. In sehr engen bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen, eines Landschullehrers Sohn, verlebte er seine Kindheit in seinem Dorf und seine Jugend in Studienanstalten und auf Universitäten. Wäre es nicht der heiße Wunsch seines Vaters gewesen, ihn, den jüngsten und begabtesten der Söhne, im geistlichen Stande zu sehen, hätte nicht nach des Vaters Tode, als er kaum das Gymnasium absolvirt hatte, seine Schwester Barbara mit unglaublicher Energie den väterlichen Wunsch festgehalten: so würde er sich vielleicht einen andern Beruf erwählt haben; doch so, wie die Umstände eben waren, konnte er es kaum —

und wollte es auch nicht, denn er hatte keine Abneigung gegen den geistlichen Stand. Barbara, zwölf Jahre älter als er, setzte ihre ganze Ehre darin, in ihrer Familie dereinst einen Herrn Pfarrer zu haben. Sie hatte eine hohe Meinung von sich selbst, denn sie mußte seit ihrem vierzehnten Jahr das Hauswesen führen, weil die Mutter starb, und sie that es mit Umsicht und Geschicklichkeit. Sie betrachtete ihre vier Brüder, namentlich den jüngsten, ungefähr wie ihre Söhne und es kränkte sie tief, daß sich die drei älteren begnügten ein schlichtes Handwerk zu lernen. Umsomehr setzte sie ihre ganze Hoffnung auf den jüngsten und als nach des Vaters Tode seine Standeswahl zur Sprache kam, sagte sie in dem Tone mütterlicher Autorität, den sie ihm gegenüber angenommen hatte:

„Lorenz! ich kenne Dich genau: Du mußt geistlich werden! Dazu taugst Du und zu nichts Anderem."

„Zu nichts Anderem?" rief er beleidigt: „das ist doch noch die Frage. Ich möchte sehr Vieles studiren und dann erst meine Wahl treffen."

„Wärst Du vermögend, so stände Dir das frei. Allein Du bist ganz unbemittelt."

„Ich werde Unterricht geben, wie ich es bereits gethan habe, seitdem ich Primaner bin .... und mir meine Subsistenzmittel erwerben."

„Und Deine Gesundheit ganz ruiniren! Zur Hälfte

ist sie es schon!“ rief Barbara: „nein, Lorenz, dazu bist Du nicht kräftig genug. Ich aber mache mich anheischig, Dich zu unterstützen, zu erhalten .... wohlverstanden, wenn Du geistlich wirst. Ich kann das. Für ein Hauswesen habe ich nicht mehr zu sorgen, unsere Brüder sind bei ihren Meistern untergebracht und für meine Person brauche ich wenig. Du weißt, wie geschickt ich mit der Nähnadel bin, wie ich Kleider, Weißzeug, Hauben und Hüte anzufertigen verstehe. Wenn ich meine ganze Zeit auf Handarbeit verwenden kann, so wird es mir nicht schwer werden, Dich kräftig genug zu unterstützen, um Dich vor allzu großer Anstrengung zu bewahren.“

„Du willst also meinetwegen jahrelang darben, Barbara!“ sagte Lorenz bewegt.

„Darum bekümmere Dich nicht!“ rief sie: „Du bist mein Stolz und meine Freude! Du sollst mich darüber trösten, daß unsere Brüder weder Gaben noch Neigung hatten, um etwas Anderes zu lernen, als ein Handwerk. Es hätte doch mindestens Einer — Lehrer werden müssen! aber nein! nicht Einer! — Genug, Lorenz, Du mußt das Alles gut machen, unsern Namen wieder zu Ehren bringen und geistlich werden.“

So sprach Fräulein Barbara Ulmer und Lorenz machte seine Studien und wurde geistlich, ganz so, wie sie es bestimmt hatte. Sie arbeitete während

fünf Jahren mit riesigem, beharrlichen Eifer, um Lorenz in den Stand zu setzen, sich ganz den Studien zu widmen. Sie ertrug lieber harte Entbehrungen und schränkte die Bedürfnisse ihres Lebens auf das allerknappste Maß ein, damit er nicht nöthig habe Unterricht zu geben und Brust und Nerven anzustrengen; denn sie wußte, daß er eine schwache Gesundheit habe. Dies stellte sich trotz aller ihrer Fürsorge zu ihrem höchsten Entsetzen heraus, als sie am Ziel ihrer Wünsche und Bestrebungen, als Lorenz im Hafen des heiligen Priesterthums eingelaufen war. Kaum hatte er ein Jahr als Caplan gedient, so brachen seine Kräfte zusammen und der Arzt verordnete ihm Ruhe und verbot die Ausübung aller anstrengenden geistlichen Funktionen. Lorenz war trostlos; Barbara nicht minder. Da traf es sich aber so glücklich, daß Dagobert's bisheriger Erzieher eine feste Anstellung bekam und der Graf von Wianden einen Ersatz suchte. Er konnte sich nicht dazu entschließen, Dagobert in irgend eine Erziehungsanstalt oder auf ein Gymnasium zu schicken und ihn fremden, unberechenbaren Einflüssen hinzugeben. Ueberdas hatte Dagobert nicht nöthig, durch das Beispiel von Cameraden zum Fleiß angespornt zu werden; Verwöhnung und Verzärtelung, die es nur zu häufig wünschenswerth machen, den Knaben aus dem elterlichen Hause zu entfernen, gab es in Bachheim nicht — und so

handelte es sich nur darum, Jemand zu finden, der die nöthigen Kenntnisse mit Liebe für dies Fach, mit einem guten Charakter und tadellosem Wandel verbinde. Es wurden dem Grafen verschiedene Persönlichkeiten empfohlen; doch Niemand so, wie Caplan Ulmer. Und mit Recht. Er war sehr unterrichtet, hatte ein gründliches Wissen und die Gabe der leichten Mittheilung. Im Seminar, wo er sich, nachdem er die Universität absolvirt, ein Jahr befunden hatte, zeichnete er sich aus durch seine Kenntnisse und sein reges Streben in den Geist seines Standes und Berufs einzudringen. Der Pfarrer, bei welchem er dann als Caplan fungirte und den der Pfarrer Edelholt persönlich kannte, war seines Lobes voll — genug, der Graf schätzte sich glücklich, einen so tüchtigen jungen Mann für seinen Dagobert in's Haus zu bekommen.

„Er wird aber doch nicht von einer für uns so niederdrückenden Vollkommenheit sein," sagte Leocadie lächelnd, „daß er keinen Fehler hat. Hörten Sie gar nichts darüber, Hochwürden?"

Pfarrer Edelholt, an den sie diese Frage stellte, antwortete:

„Doch, gnädige Gräfin! etwas eitel soll er sein."

„Der Fehler des Menschengeschlechts!" entgegnete sie achselzuckend.

„Gibt es einen Ort auf Erden, wo dieser Fehler

aus Mangel an Nahrung erstirbt, so ist es Bachheim," sagte der Graf: „wir wollen es also, im Vertrauen auf Gottes Beistand, mit Caplan Ulmer versuchen."

Er seinerseits war sehr froh, in diesem ruhigen, edeln Hause einen Platz zu finden, der ihm eine ehrenvolle Stellung, große pecuniäre Vortheile und eine friedliche Existenz für eine Reihe von Jahren versprach. Ueberdas wollte Pfarrer Edelholt ihm immer bereitwillig mit gutem Rath zur Hand gehen. Seine Verpflichtungen waren nicht so schwer, um auf seiner Gesundheit zu lasten, und so trat er denn mit gutem Muth in sein neues Verhältniß ein.

Nun aber störte die Marquise Marialva das Gleichgewicht seines innern Lebens, freilich vor der Hand nur dadurch, daß er in einem permanenten bewundernden Erstaunen über sie war. Wie sie ging, wie sie stand, wie sie sprach, wie sie sich benahm, wie sie ihre Violine spielte — Alles schien ihm ganz anders, als bei der übrigen Menschheit zu sein. Diesen Eindruck hatte sie bei ihrem ersten Erscheinen in Bachheim auf ihn gemacht, und der Homburger Aufenthalt in ihrem Hause verstärkte ihn mehr und mehr. Sie war sehr freundlich für ihn, weil sie Freude über Dagobert's Besuch hatte; deshalb sprach sie theilnehmend mit ihm über seine Gesundheit, seine Studien, seine Erziehungsgrundsätze, über Alles, was ihn interessiren konnte; sie verblüffte ihn nicht

mehr mit ihren plötzlichen Kreuz- und Querfragen, weil sie nicht in der Stimmung war, die ihr dieselben eingab. Einmal, als er davon sprach, wie mütterlich seine Schwester für ihn gesorgt, welche Opfer sie für ihn gebracht habe, äußerte sich die Marquise mit großer Wärme über Barbara's Opfergeist und Tüchtigkeit und setzte hinzu, diese Barbara müsse ein wahrer Schatz von Treue, von Hingebung und von Geschicklichkeit sein und sie habe schon lange vergebens gesucht, eine ähnliche Person für ihr Haus zu gewinnen. Caplan Ulmer schwieg, weil er Barbara's Ansicht über eine dienende Stellung nicht kannte, und es war um so weniger von jener Aeußerung wieder die Rede, als die Marquise in den letzten Tagen von Dagobert's Besuch sichtbar zerstreut und bewegt war.

Marquis Marialva hatte im Lauf des Gesprächs plötzlich einmal bei Tisch gesagt:

„Ich hatte heute einen Brief von Sierra Blanca, meine Liebe! er zeigt mir mit wenigen Worten seine Vermählung an. Er hat zuletzt seinen Entschluß kurz und schnell gefaßt, denn als er hier war, schwankte er noch gewaltig."

„Man muß ihm Glück wünschen," versetzte die Marquise ruhig.

„Sie sind zu beneiden, Herr Caplan," wendete

sich der Marquis an Ulmer: „Sie sind der Gefahr einer Wahl überhoben.“

„Der Gefahr!!“ warf die Marquise ein.

„Ja, meine Liebe, der Gefahr! denn ich halte es für viel schwerer zu Zweien glücklich zu sein, als wenn man für sich allein steht.“

„Schwer ist es unter allen Umständen, wie mir scheint,“ erwiederte die Marquise: „ich kenne Massen von Menschen; ob darunter Glückliche sind — weiß ich nicht.“

„Am glücklichsten sind gewiß die, welche nicht nach dem Glück jagen,“ sagte Caplan Ulmer.

„Sehr weise gesprochen und gedacht, junger Mann!“ rief der Marquis: „aber wer handelt so?“

„Derjenige, der an der Hand Gottes auf dem Wege der Entsagung wandelt,“ entgegnete der Caplan mit einem Anflug von Emphase.

Zwei Tage später kehrte er mit seinem Zögling nach Bachheim zurück, wo er durch die Versicherung der Marquise, daß sie zum Weihnachtsfest ihren Vater besuchen werde, allgemeine Freude verbreitete.

Er fand einen Brief seiner Schwester vor, die ihn fragte, ob es nicht möglich sei, daß sie sich in Bachheim niederlassen könne. Seine vergleichsweise große Entfernung von ihr bekümmere sie auf die Dauer und sie wisse gar nicht, was sie mit ihrer Zeit anfangen solle, jetzt, da sie für Niemand als

für sich selbst zu sorgen brauche. Es kämen nun die langen Abende und sie müsse vor Langweil vergehen. Nichts war ihm erwünschter als diese Nachricht. Er begab sich sogleich zum Pfarrer Edelholt und sagte:

„Herr Pfarrer, ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen, der Ihnen vielleicht willkommen ist — und das wäre mir sehr lieb."

„Lassen Sie ihn hören," versetzte der Pfarrer.

„Meine gute Schwester möchte sich aus Liebe zu mir hier in Bachheim niederlassen. Ich hoffe freilich, daß die Frau Marquise Marialva ihr später eine Vertrauensstelle in ihrem Hause in Frankfurt geben wird; doch eben deshalb muß die Frau Marquise nicht nur meine Schwester zuvor kennen lernen, sondern Barbara muß ihr wärmer empfohlen werden, als es sich von Seiten eines Bruders schicken würde. Ich möchte Ihnen nun vorschlagen meine Schwester als Haushälterin zu nehmen. Sie würden dabei gewiß nicht übel fahren; Barbara ist ein Muster von Fleiß, von Sparsamkeit, gründlich bewandert in der Führung eines Haushalts, umsichtig und thätig. Einen Gehalt beansprucht sie nicht. Genug, ich glaube sie würde bei Ihnen ganz an ihrem Platz und Ihnen recht nützlich sein. Was meinen Sie dazu?"

„Ich meine genau das Gegentheil, lieber Herr

Caplan," versetzte der Pfarrer freundlich. „Ich ziehe die Talente Ihrer Schwester mit nichten in Zweifel, weiß auch zu schätzen, wie brav sie an Ihnen gehandelt hat; — allein ich kann sie nicht brauchen, erstens, weil meine alte Köchin meinen Ansprüchen genügt und zweitens, weil ich in meinem Hause kein weibliches Wesen haben will, das nicht meine Dienstmagd ist."

„Barbara wird das canonische Alter haben, Herr Pfarrer," sagte der Caplan spitz.

„Und hätte sie Methusalems Alter, Herr Caplan, ich kann sie nun einmal nicht in meinem Hause brauchen," versetzte der Pfarrer gelassen.

„Aber, Herr Pfarrer, wenn Sie doch ein gutes Werk dadurch unterstützen!" wendete der Caplan bittend ein: „die Frau Marquise wünscht so sehr eine zuverlässige Person, wie meine Schwester ist, in ihrem Hause zu haben — und für meine Schwester wäre dann auf Lebenszeit ein gutes Plätzchen gesichert .... ein besseres, als ich je ihr bieten könnte. Sie begreifen, wie mir das am Herzen liegen muß."

„Aber, Herr Caplan, begreifen Sie denn nicht, daß ich mit immer größerer Entschiedenheit ablehnen muß! Machen Sie sich doch die Sache klar. So steht sie: ich soll unentgeltliche Dienste von Ihrer Schwester annehmen und dafür soll ich sie der Frau Marquise warm empfehlen. Setzen wir jedoch den Fall, daß

ich dies Letztere nicht könnte, weil ich Eigenschaften in ihr entdeckte, die es mir unmöglich machten; — in welche Verlegenheit würde mich das bringen. Ich würde dann Ihre arme Schwester ebensowenig in meinem Hause behalten mögen, als sie in ein anderes empfehlen, und das würde Sie sowohl als Ihre Schwester sehr verletzen. Mit Recht! denn ich hätte taktlos und unbesonnen gehandelt. Endlich sind solche Empfehlungen überhaupt nicht meine Sache, da ich weiblich-häusliche Talente nur sehr unvollkommen zu ermessen und zu schätzen weiß."

„Aber meine Schwester muß durchaus der Frau Marquise näher treten!" rief der Caplan zürnend.

„Diese Nothwendigkeit sehe ich nicht ein, lieber Freund. Ich kann Ihnen im Gegentheil nach meinem Gewissen nur den Rath geben: lassen Sie bei Ihren Plänen, welcher Art sie sein mögen, die Frau Marquise Marialva gänzlich bei Seite."

„Bei meinen persönlichen Plänen versteht sich das von selbst," antwortete Caplan Ulmer empfindlich: „ob ich den Rath bezüglich Barbara's befolgen werde, sei dahingestellt. Ich werde inzwischen einen andern Weg versuchen."

„Thun Sie, was Sie für das Richtige halten und möge der liebe Gott Sie zu dem Ziel hinführen, wo er Sie haben will," sagte der Pfarrer und blickte

den erregten jungen Mann mit so mildem Wohlwollen an, daß dieser ausrief:

„Wie kann man zugleich so gut und so hart sein, wie Sie!“

„Ich bin nun einmal so,“ entgegnete Pfarrer Edelholt einfach.

Durch diesen unerwarteten Widerstand gereizt, beschloß Caplan Ulmer, seine Schwester unter allen Umständen kommen zu lassen. Es stieg der Verdacht in ihm auf: Pfarrer Edelholt fürchte seinen Einfluß auf die Marquise durch ihn, Ulmer, zu verlieren. Da er den wahren Grund der Warnungen nicht einsehen wollte, so fiel ihm ein unrichtiger ein; denn wo wäre je Veranlassung gewesen, die leiseste Spur von Einfluß des Pfarrers auf die Marquise zu bemerken. Genug, Ulmer stellte in seinem Sinn fest, der Pfarrer müsse aus unbekannten Motiven handeln und diese müßten selbstsüchtiger Art sein. Er begab sich zum Glöckner, und da dieser in seiner Schule war, zu Frau Weinrich und fragte, ob sie geneigt sei, ihr Mansardenzimmer gegen einen anständigen Miethzins ihm zu überlassen.

„Ihnen sehr gern, Herr Caplan .... aber für wen?“ fragte Frau Weinrich.

„Für meine Schwester, die ich gern hier bei uns haben möchte.“

„Und wer ist Ihre Schwester, Herr Caplan? was

thut sie, was treibt sie? wovon lebt sie? Ich wünsche von Herzen Ihnen gefällig zu sein, allein diese Fragen dürfen Hochwürden mir nicht verübeln."

„Gewiß nicht, Frau Weinrich! meine Schwester ist unverehelicht, gegen vierzig Jahre alt und lebt sehr eingezogen und sehr anständig von der Arbeit ihrer geschickten Hände."

„So so! eine Nähterin! .... Nun dann wird sie wohl mit dem kleinen Zimmer da oben zufrieden sein. Kommen Sie, ich zeige es Ihnen."

Er folgte der Frau Weinrich die Treppe hinauf, und als sie ihm das Zimmer aufschloß, war er allerdings nicht angenehm überrascht, denn es sah dunkel, unfreundlich und vernachlässigt aus. Frau Weinrich bemerkte den Eindruck und sagte spitzig:

„Ja, Hochwürden, wir sind geringe Leute, bei uns dürfen Sie keine Prachtgemächer erwarten. Wir sind so beschränkt in unserer Wohnung, weil das Schullocal ganz unnützer Weise splendid geräumig ist, daß ich dies Zimmer zuweilen als Vorrathskammer brauche. Hier haben schon Kartoffeln gelegen, hier hat Garn gehangen .... denn ich spinne fleißig und habe nur selbstgesponnene Leinwand im Hause. Ist Ihnen aber die Stube zu schlecht, so fragen Sie doch bei dem Herrn Pfarrer an; — ich weiß ohnehin nicht, ob ich sie entbehren kann und der Herr Pfarrer hat mindestens — seine zwei Gastzimmer abgerech-

net — noch zwei Zimmer, die ganz unbenutzt sind. Vielleicht thäte er Ihnen den Gefallen und" .... —

„Nein, nein! das geht nicht an, Frau Weinrich!" unterbrach der Caplan sie hastig: „der Herr Pfarrer mag Niemand im Hause haben als die alte Josepha."

„Hochwürden haben also schon bei ihm angefragt?" versetzte Frau Weinrich mit Befriedigung über ihren Scharfsinn: „sind Sie also nicht geneigt, in der Schenke ein Zimmer zu miethen" .... —

„Nein, Frau Weinrich, dazu bin ich durchaus nicht geneigt!" unterbrach abermals der Caplan: „die Wirthsleute sind sehr brav .... allein ich kann nicht in die Schenke gehen, um meine Schwester zu besuchen. Nein! Sie müssen mir schon den Gefallen thun, mir dies Zimmer zu vermiethen. Ich lasse dann auf meine Kosten die Wände frisch übertünchen, alles Holzwerk dunkelbraun anstreichen; — meine Schwester bringt ihre Sachen zur Einrichtung mit und Sie werden sich wundern, was das für ein nettes Stübchen geben wird."

„Und wo wird Ihre Schwester zu essen bekommen?" fragte Frau Weinrich mit praktischem Sinn.

„Zu essen? .... Nun, ich denke auch bei Ihnen," entgegnete der Caplan, der noch gar nicht daran gedacht hatte.

Sie schüttelte bedenklich den Kopf.

„Hochwürden, das könnte mir sehr lästig werden“ .... eine Fremde an unserm Tisch!“ —

Aber Caplan Ulmer stellte ihr das Ganze so leicht vor, sprach so eindringlich zu Barbara's Gunsten und machte über den Kostenpunkt so gar keine Schwierigkeiten, daß Frau Weinrich die Sache wie eine große Gefälligkeit von und ein gutes Geschäft auf ihrer Seite abschloß und dann ihren Mann mit dieser Neuigkeit überraschte. Der Caplan war ungemein vergnügt und schrieb seiner Schwester, sie möge sich bereit halten, im Oktober nach Bachheim zu kommen.

Der Glöckner trat mit bleichem Entsetzen im Antlitz bei Pfarrer Edelholt ein und seufzte:

„Herr Pfarrer! .... ein schweres Unglück bricht über mich ein.“

„Was ist geschehen? .... oder was fürchten Sie?“ rief der Pfarrer und stand lebhaft vom Schreibtisch auf.

„Stellen Sie sich dieses vor, Hochwürden: meine Frau hat die Schwester vom Herrn Caplan in Kost und Wohnung genommen.“

„Nun, nun! das kann unbequem sein, lieber Weinrich, aber ein Unglück ist es Gottlob nicht.“

„Für mich ist es ein Unglück, hochwürdiger Herr, und vielleicht auch für Wendeline .... denn, von zwei Dingen wird eines geschehen: entweder gerathen

diese zwei Frauenzimmer in Feindschaft — und dann bringt ihr Zank und Hader die Hölle unter das Dach; oder sie schließen Freundschaft — und dann habe ich zwei Tyranninnen statt einer und Wendeline ebenfalls."

„Fassen Sie sich," sagte der Pfarrer mitleidig: „es kann ja ein Mittelzustand zwischen den Frauenzimmern eintreten. Diese Barbara Ulmer soll eine sehr brave Person sein. Vielleicht gewinnt sie einen guten Einfluß auf Ihre Frau. Und überdas mein' ich, Sie sollten dies Ereigniß benutzen, um sich aus Ihrer Unterwürfigkeit zu erheben und sollten Ihrer Frau nicht sagen aber zeigen, daß Sie Herr im Hause sind. Mißfällt Ihnen die Sache, so sagen Sie dem Herrn Caplan den Handel auf, gleich jetzt, auf der Stelle" . . . —

„Gott bewahre, Hochwürden! das könnte den Herrn Caplan beleidigen," sagte der zaghafte Mann schreckenvoll über die heroische Zumuthung.

„Und Ihre Frau erzürnen — was noch viel schrecklicher wäre . . . . nicht wahr?"

„Ich gebe es zu, Herr Pfarrer! Sie haben keine Vorstellung davon, was das ist eine Frau zu besitzen, welche der eingefleischte Geist des Widerspruchs ist und welche Ihnen bei jeder Gelegenheit sagt, sie habe Recht und Sie hätten Unrecht. Das macht so morsch und mürbe, daß man schon lieber die

Dinge gehen läßt wie sie wollen oder vielmehr .... wie die Frau will."

Und damit schlich der Glöckner bekümmert von dannen und der Pfarrer stellte bei sich selbst einige Betrachtungen an über die Schwachheit der Männer ihren Ehefrauen gegenüber. Wäre er aber, in anderen Verhältnissen lebend, mit einer vom Geist des Widerspruchs besessenen Gattin behaftet gewesen: so ist es sehr die Frage, ob er trotz seiner Charakterstärke nicht ebenso morsch und mürbe geworden wäre, wie der arme Weinrich, der jetzt kummervoll einer bittern Zukunft entgegen sah.

Bei seiner Frau fand das Gegentheil statt. Sie war redselig und der Klosterhof war bis jetzt sehr einsam; ihr Mann hatte ein schmales Einkommen: das Kostgeld war eine willkommene Zubuße. Sie sah mit Freuden Barbara's Ankunft entgegen, die ihr Geselligkeit und erhöhte Einkünfte in's Haus brachte.

„Will denn diese fremde Person für immer hier bleiben?" fragte Weinrich kläglich.

„Wenigstens manches Jahr, so lange der Herr Caplan hier ist. Und wie kannst Du seine Schwester eine fremde Person nennen?" entgegnete Frau Weinrich entrüstet.

„Für uns ist sie fremd und es ist mir sehr unbehaglich ein fremdes Gesicht an meinem Tisch zu haben. Man kann ja kein Wort mit Wendeline reden."

„Die Bekanntschaft wird sich schon machen, Du

solltest Dich freuen, daß das Oberstübchen sauber hergerichtet wird und daß wir ein hübsches Stück Geld einnehmen werden, das wir zurücklegen wollen für unsere alten Tage. Da soll es uns gut thun! . . . . Und ich habe nun doch Jemand bei der Hand, mit dem ich ein Wörtchen reden kann, während Du mit Wendeline den ganzen Tag in der Schule bist. Man muß blind sein, um nicht diese großen Vortheile einzusehen."

Weinrich begnügte sich mit einem stillen Gemurmel statt der Antwort.

Caplan Ulmer sagte der Gräfin, welche Einrichtung er für die Niederlassung seiner Schwester getroffen habe.

„Ich wünsche, daß Ihre Schwester eine friedfertige Seele sei, die sich mit der guten Frau Weinrich vertragen könne," antwortete Leocadie, „denn Sie wissen, daß diese nicht den Ruf eines verträglichen Charakters hat."

„O!" rief er, „meine Schwester ist so gut und so klug, daß sie sich mit Jedermann vortrefflich zu stellen weiß."

An einem herrlichen Oktobernachmittag rückte Fräulein Barbara Ulmer in Bachheim ein. Wendeline saß auf der Bank vor der Hausthür, die auf die Gasse führte und strickte emsig, als ein Wäglein auf der Chaussee dahergerollt kam, am Gottesacker

vorüberfuhr, dann an der Kirche und plötzlich vor ihr still hielt. Eine scharfe Stimme fragte aus dem Wagen heraus:

„Hier wohnt Schullehrer Weinrich — nicht?"

Ganz überrascht und nach verlegener Kinderart nickte Wendeline schweigend mit dem Kopf und rührte sich nicht.

„Ei wie lange soll ich denn hier sitzen!" rief die Stimme: „komm' doch her, Kind, und hilf mir."

Wendeline sprang an den Wagen, nahm verschiedene Schachteln und Reisetaschen in Empfang und schleppte sie mühsam in's Haus, indem sie Vater und Mutter herbeirief. Fräulein Barbara folgte ihr mit einigem leichten Gepäck und der Kutscher beschloß den Zug mit einem großen Koffer. Frau Weinrich kam eiligst und ergoß sich in Bewillkommnungsredensarten, auf welche Fräulein Barbara kühl erwiederte:

„Ich wünsche in mein Zimmer geführt zu werden."

So ging es die Treppe hinauf: Frau Weinrich sehr redselig, Fräulein Barbara ganz schweigsam, Wendeline und der Kutscher keuchend unter ihrer Last. Frau Weinrich öffnete das Zimmer, in welchem bereits Barbara's vorausgeschickte Sachen eingeräumt waren. Die Abendsonne schien freundlich hinein und die Fenstervorhänge von dunkelrothem Baumwollzeug warfen einen warmen Widerschein

auf die weißgetünchten Wände und das dunkelbraune Holzwerk. Fräulein Barbara sah sich prüfend ringsum und sagte vornehm beifällig:

„Nicht übel!“

Der Frau Weinrich fiel ein Stein vom Herzen bei diesen zwei Worten; sie hatte nicht geahnt, welche hohe Dame in der Schwester des Caplan Ulmer in ihr Haus einziehe und sie fühlte sich halb geehrt, halb beängstigt durch die neue Hausgenossin.

„Jetzt will ich auspacken,“ setzte Barbara hinzu.

„Wendeline kann Ihnen zur Hand gehen und ich will einen Kaffee kochen,“ sagte Frau Weinrich.

„Thun Sie das,“ versetzte Barbara gütig.

Zwischen den Reiseeffecten, die wie ein Wall zu ihren Füßen lagen, stand Wendeline mit den Händen auf dem Rücken und betrachtete Fräulein Ulmer. Sie sah eine lange hagere Gestalt, knochig und eckig, mit einem Kopf, an welchem die gelbe Farbe vorherrschte: gelbes Haar, gelbe Hautfarbe, gelbbräunliche Augen, gelbe Zähne in einem lippenlosen Munde, aus dem eine harte, scharfe Sprechstimme ohne Klang und Vibration hervorbrach. Wendeline fühlte sich so wenig von dieser Erscheinung angesprochen, daß sie plötzlich Kehrt machen und ihrer Mutter folgen wollte; allein der Ruf hielt sie zurück:

„Ei was fällt Dir ein! Bleib' hier und hilf mir den Koffer auspacken. Das Weißzeug legst Du auf

die Commode und die Kleider hängst Du über Stühle vor dem großen Schrank auf. Kleinigkeiten legst Du auf das Tischchen neben dem kleinen Schrank. Hast Du mich verstanden?"

„Ja," sagte Wendeline und befolgte pünktlich die Anweisung Barbara's, während diese ihre Siebensachen aus Koffer, Schachteln und Reisetaschen nahm und ihr darreichte — dabei aber sagte:

„Ein sehr gefälliges Kind scheinst Du nicht zu sein. Man muß Dich ja zwingen einem zur Hand zu gehen. Von selbst fällt Dir das gar nicht ein. Weißt Du nicht, daß es sich für ein Kind schickt zuvorkommend zu sein?"

Wendeline war durch ihre Mutter dermaßen an diese Art von Gerede gewöhnt, daß es gar keinen Eindruck auf sie machte. Sie ging gelassen zwischen Barbara und der Commode hin und her, gab Acht nichts fallen zu lassen und antwortete nicht.

„Ei, Du bist wohl gar ein Trotzkopf?" sagte Barbara, indem sie den provinziellen Ausruf ei! mit besonderer Schärfe betonte.

Wendeline schüttelte schweigend verneinend ihr schwarzlockiges Köpfchen und Barbara murmelte für sich: Langweiliges Ding! —

Sie war noch lange nicht mit ihrem Geschäft zu Ende, als Frau Weinrich den Kaffee brachte und Wendeline wurde zum Herrn Caplan geschickt mit

der Botschaft, daß seine Schwester glücklich angelangt sei. Bald darauf kam er. Ein Strahl von Liebe und Freude lichtete Barbara's Antlitz bei seinem Anblick. Alle Zärtlichkeit, die sie je empfunden und die in keinem Frauenherzen — möge es noch so trocken und kalt sein! — ganz fehlt, sammelte sich wie in einem Brennpunkt auf Lorenz. Freilich in ihrer Weise. Sie liebte ihn so zu sagen als ihr Eigenthum, als ihr Geschöpf; — ohne sie wäre er nicht das geworden, was er war .... wäre er vielleicht nicht mehr am Leben. Und nun sah sie ihn vor sich kräftiger und frischer als seit Jahren und durch seine Verhältnisse in den Stand gesetzt für ihre Existenz zu sorgen. Ihr Herz zitterte in freudigem Stolz. Der Fragen und der Antworten war kein Ende.

„Es ist sehr schön von Dir, Lorenz," sagte sie, „daß Du mich auf ein halbes Jahr ganz sorgenfrei gemacht hast; denn ich muß hier erst bekannt werden, ehe ich auf Arbeit rechnen kann. Sobald ich sie habe, brauche ich Deine brüderliche Unterstützung nicht mehr. Ich hoffe in einigen Monaten im Stande zu sein für mich selbst zu sorgen."

„Das hoffe auch ich .... aber ganz anders als Du denkst," versetzte er.

„Ganz anders? .... was soll das heißen?" fragte sie ungemein erstaunt und nicht angenehm überrascht,

denn nach ihres Bruders Plänen und Absichten sich einzurichten, fiel ihr trotz aller Zärtlichkeit nicht im Traum ein.

Indessen, als er ihr die Aussicht eröffnete, Verwalterin im Hause der Marquise Marialva zu werden, in dieser Stellung über ein ganzes Heer von Dienstboten zu schalten und zu walten, und in ihrer Region die Stellvertreterin der Frau Marquise zu sein: da schien ihr denn doch diese Aussicht zu lächeln und dieser Plan sehr annehmbar zu sein. Er wurde weitläufig besprochen und der Caplan rieth seiner Schwester, sich um das Wohlwollen des Herrn Pfarrers und der Frau Gräfin zu bemühen.

„Das soll mir nicht fehlen," entgegnete Barbara mit kühler Zuversicht; — „aber wie ist denn der Herr Pfarrer?"

„Brav, fromm und klug; aber sehr gradeaus und sehr geneigt, die Leute zurechtzuweisen."

„Das ist so recht der geistliche Hochmuth!" rief Barbara empört: „das sag' ich Dir, Lorenz, daß Du Dir den nie zu Schulden kommen läßt! — Nun und die Frau Gräfin — wie ist die?"

„Sehr gütig und leutselig."

„Und der Herr Graf?"

„Er ist es ebenfalls .... hat aber etwas so Würdevolles, daß man sich immer in Schranken gehalten fühlt. Uebrigens wirst Du mit ihm nie in

Berührung kommen. Dann ist aber noch eine alte Gesellschaftsdame im Hause, Frau von Wildermut, die sehr in Ansehen steht und es verdient."

„Schon gut, Lorenz, ich werde Deine Winke befolgen."

„Vor Allem aber mußt Du hier im Hause friedlich mit der etwas zankſüchtigen Frau Weinrich leben, Barbara. Der Mann ist ein kreuzbraver Schullehrer und ein harmloser Tropf, der Dir nichts in den Weg legen wird. Er steht ganz unter dem Pantoffelregiment. Hüte Dich vor Zank und Streit mit der Frau."

„Mir scheint," sagte Barbara verstimmt, „man müsse in Bachheim auf Eiern gehen, um in das Haus der Frau Marquise zu gelangen."

„Die Mühe lohnt sich!" versetzte er.

„Man wird ja sehen, wie sich die Dinge anlassen," entgegnete Barbara: „daß ich mit der Frau Weinrich nicht in Hader leben werde — das verspreche ich Dir schon jetzt. Wann wird denn die Frau Marquise hier erscheinen? ich bin sehr gespannt sie zu sehen."

„Zum Weihnachtsfest, Barbara."

„Das sind ja noch zwei volle Monate! Sei unbesorgt, Lorenz! Bis dahin sitze ich bei den Personen, welche Du mir nanntest, fest im Sattel und sie werden mich sämmtlich der Frau Marquise Marialva

lebhaft empfehlen. Marquise Marialva! .... ein schöner Name .... klingt so fremdländisch, so besonders ... ganz anders, als wenn die Leute Schmidt oder Müller, Schuster oder Schneider heißen. Bei denen möchte ich nicht Hausverwalterin sein. Bei einer Marquise Marialva lasse ich es mir gefallen. Ist sie jung? ist sie schön?"

Und je mehr sie fragte, desto mehr sprach sich Caplan Ulmer in die Bewunderung der Marquise hinein. Er hätte am Abend bei der Gewissenserforschung finden können, seine größte Freude über die Anwesenheit seiner Schwester bestehe darin, zu ihr von der Marquise zu reden; allein er beachtete diesen Punkt nicht.

Barbara's Prophezeihung von ihrem baldigsten „fest im Sattel sitzen" bewahrheitete sich mit nichten; Niemand hatte Gefallen an ihr, ausgenommen Frau Weinrich. Sie nahm sowohl bei Gräfin Leocadie als bei Pfarrer Edelholt ein unterwürfiges Wesen an, das Beiden umsomehr mißfiel, als sie dabei eine gewisse dienstfertige Zudringlichkeit an den Tag legte, die klar bewies wie hoch sie sich schätzte. Sie erbot sich der Köchin des Pfarrers die höhere Kochkunst beizubringen, worauf er trocken erwiederte, die niedere entspräche seinem Geschmack und seinen Verhältnissen. Sie erbot sich dem Kammermädchen der Gräfin, neue Muster und Unterricht im Zuschneiden

derselben zu ertheilen. Die Gräfin dankte und sagte, sie habe allezeit ihre Kleider selbst zugeschnitten; da ihr aber einfiel, daß Barbara für ihren Lebensunterhalt auf Handarbeit angewiesen sei, setzte sie freundlich hinzu:

„Gibt es aber einmal recht viele und schwierige Arbeit, so werde ich Sie rufen lassen."

Frau von Wildermut konnte nur sagen, daß sie die Recepte für Rosenwasser, Maulbeersaft und Veilchenessig, die Barbara als etwas ganz Neues pries, längst besitze.

„Eine einnehmende Persönlichkeit ist diese gute Barbara Ulmer nicht," sagte Frau von Wildermut zur Gräfin: „ich hatte sie mir nach der Beschreibung des Caplans ganz anders vorgestellt."

„Ich auch," entgegnete Leocadie: „es ist doch eine schöne Sache um die brüderliche Liebe."

„Was hat sie für inquirirende Augen und wie weiß sie zu fragen! Sie war auch bei Rosine, und nicht viel hätte gefehlt, so hätte diese Ihre Kleiderschränke geöffnet, um Fräulein Ulmers Fragedurst zu befriedigen, indem sie ihr jedes Stück zeigte. Ihren letzten Besuch stattete sie in der Küche ab. So eben fragte mich die Köchin höchst empört, wer denn diese Person sei und ob sie in's Haus gehöre, die sich ein Ansehen gebe, als wisse sie Alles am

allerbesten, denn in einem fremden Hause schicke sich eine solche Unbescheidenheit doch nicht."

„Es scheint, daß die arme Person überall Fiasco gemacht hat," sagte Leocadie, „und dennoch hat sie große Verdienste. Schade, daß sie nicht einem zweiten Bruder die Subsistenzmittel für seine Studienzeit zu beschaffen hat."

Barbara gestand sich aber ihr Fiasco um so weniger ein, als sie im Weinrich'schen Hause die Zügel in die Hand bekam. Sie nahm einen so hohen Ton an, sie sprach so vornehm, so weise, so von oben herab, wenn Frau Weinrich es sich einfallen ließ eine andere Meinung zu haben und sie vertheidigen zu wollen, daß ihre gelassene Redeflut den Widerspruch der Frau Weinrich überströmte und zum Schweigen brachte. Diese fühlte sich überwunden und blickte mit einer Art von Hochachtung zu derjenigen auf, die es verstanden hatte Herr zu werden, ohne ihr Uebergewicht allzu schwer drücken zu lassen; denn sobald Barbara ihren Willen oder ihre Ansicht durchgesetzt hatte, war sie sehr freundschaftlich im Verkehr mit Frau Weinrich und vollkommen einverstanden mit deren Neigung und Talent, über ganz Bachheim das Gericht ihrer Zunge ergehen zu lassen. Dies verstanden Beide aus dem Grunde, und vom Grafen von Wianden an bis zum Nachtwächter herab — Niemand kam unverschont an diesem Richterstuhl

vorüber. Das strengste Gericht erging über Pfarrer Edelholt. Die nahe Nachbarschaft, der gemeinschaftliche innere Klosterhof brachte das mit sich. Der Pfarrer benutzte seinen Antheil an diesem Hof durchaus nicht zu wirthschaftlichen Zwecken und wünschte lebhaft den ganzen Hof in einem Zustand zu sehen, der mit der Schönheit des Kreuzganges in Uebereinstimmung gewesen wäre. Dieser Wunsch hatte ihn vor Jahren zu einer Außerung hingerissen, die Frau Weinrich ihm nie verzieh.

„Stellen Sie sich vor" — so erzählte sie diese entsetzliche Begebenheit ihrer neuen Freundin — „der Herr Pfarrer tritt in den Hof, als ich beschäftigt bin meine Wäsche zum Trocknen aufzuhängen, während die Wendeline, die kaum gehen konnte, zwischen den Waschkörben umherkrabbelt. Anstatt nun gerades Weges über *seinen* Hof zu gehen und sich nicht um das zu bekümmern, was ich auf dem *meinen* zu thun habe, geht er auf mich zu, bleibt vor mir stehen und sagt: Liebe Frau Weinrich, sagt er, könnten Sie nicht Ihre Wäsche irgendwo anders aufhängen? Es ist gar nicht schön, sagt er, daß hier Hemden und Strümpfe flattern und dieser Anblick trägt nicht zur Erbauung der Kirchgänger bei, sagt er, die den Weg durch unsern Klosterhof nehmen. So sagte er. Da sagte ich: Herr Pfarrer werden verzeihen! Hätte ich einen so großen Hof und einen

so schönen Garten mit Obstbäumen und einem Bleich=platz, wie Ew. Hochwürden vor Ihrem Hause haben: so würde ich mit meiner Wäsche zu bleiben wissen. Aber, sagte ich, vor unserm Hause ist die Gasse, die offene Straße des Dorfes, und nur dies kleine Winkelchen hier mit dem Kirschbaum ist für mich Hof, Garten und Bleichplatz zugleich; — also muß ich es benutzen."

„Ei und was antwortete der Herr Pfarrer auf Ihre Erklärung?" fragte Fräulein Barbara.

„Was er antwortete?" rief Frau Weinrich triumphirend: „er antwortete ganz sanftmüthig: Da haben Sie freilich Recht, liebe Frau Weinrich."

„Sehen Sie wohl! er hat Ihnen Satisfaction gegeben."

„Das versteht sich! .... Aber statt nun weiter zu sagen, wie sich das für einen guten Nachbar, und wenn er auch hundertmal der Herr Pfarrer ist! ge=ziemt hätte: Sie können ja auf meinem Bleichplatz Ihre Wäsche trocknen; er ist groß genug für uns Beide; — statt dergleichen zu sagen, was jeder vernünf=tige Mensch erwarten mußte, sagt er nichts weiter als: Guten Morgen, liebe Frau Weinrich — und geht ab. Und nie, niemals in all' den Jahren hat er mir angeboten mir mit seinem Bleichplatz oder seinem Garten oder seinem Hause zu dienen! .... nur zuweilen mit seiner Regentonne. Aber kann die mir genügen?"

„Nimmermehr!“ versicherte Barbara.

„Darum behaupte ich auch steif und fest,“ fuhr Frau Weinrich fort, „der Herr Pfarrer ist menschenfeindlich. Gut ist er für die Armen und für die Schulkinder .... ja! übrigens aber ist er menschenfeindlich, Fräulein! Hat er doch auch Sie nicht in seinem Hause haben wollen.“

„Ei wie so!“ rief Barbara erregt.

„Er hat dem Herrn Caplan abgeschlagen Ihnen die zwei Zimmer zu geben, die er oben im Hause hat, und die von Niemand als von den Mäusen betreten werden. Sie hätten jahrelang da oben wohnen können, ohne je dem Herrn Pfarrer zu begegnen; .... aber nein! er ist menschenfeindlich, sag' ich!“

Heimlich empört doch äußerlich ruhig antwortete Barbara in dem hohen Ton, welcher der Frau Weinrich imponirte:

„In diesem Fall gebe ich dem Pfarrer Recht. Er hatte höhere Rücksichten zu nehmen und durfte seiner Gemeinde keinen Anstoß geben.“

Von ihrem Bruder ließ sie sich den wahren Sachverhalt erzählen. Dadurch wuchs ihr Groll beträchtlich. Sie begriff, daß der Pfarrer ihr nicht seine Zimmer vermiethen wollte; — aber daß er nicht mit beiden Händen zugegriffen habe, um ihre

ausgezeichneten Talente zu benutzen, daß er abgelehnt habe sie der Frau Marquise Marialva zu empfehlen — dies war allerdings menschenfeindlich im höchsten Grade, denn es konnte ihre ganze Zukunft zerstören.

So machte es sich denn, daß der vortreffliche Pfarrer Edelholt zwei grimmige Feindinnen bekam, weil er ganz einfach Ruhe und Stille unter seinem Dach haben wollte.

Zum Weihnachtsfeste kam die Marquise, liebenswürdig wie immer, mit Geschenken für das ganze Haus, mit reichlichen Almosen für die Armen, mit einer ganzen Christbescheerung für die Schulkinder. Aber ach! von Fräulein Barbara Ulmer war gar nicht die Rede! Claudia hatte längst vergessen, daß ein solches Wesen auf der Welt, — daß es die Schwester des Caplan Ulmer — ja, daß ein Caplan Ulmer auf der Welt sei. Was sie mit ihm in Homburg gesprochen — davon wußte sie keine Sylbe mehr und er fiel ihr überhaupt erst wieder ein, als sie ihre Weihnachtseinkäufe machte und für ihn elegantes Schreibgeräth wählte. Er hatte jetzt nicht die Gelegenheit sich mit ihr zu unterhalten, wie in Homburg, denn er sah sie nur im Familienkreise. Das war genug, um seine Bewunderung zu steigern; nicht genug für seine und Barbara's Wünsche. Täglich fragte ihn diese, ob er sie nicht der Frau Marquise vorstellen wolle, und täglich mußte er antworten,

es fehle die Veranlassung dazu. Endlich fügte es sich so, daß die Marquise sagte:

„Als ich heute die Gasse hinab und nicht durch den Kreuzgang zur Messe ging, bemerkte ich im Weinrich'schen Hause an den Mansardefenstern dunkelrothe Vorhänge. Natürlich fiel mir diese Veränderung in Bachheim sogleich auf. Wer wohnt denn jetzt dort?"

„Die Schwester des Herrn Caplan," berichtete Dagobert.

„Das freut mich, daß Sie eine Schwester hier haben," sagte die Marquise zu Ulmer. „Ich fühle hier immer das Glück des Familienlebens so innig, daß ich Ihnen Glück wünsche wenigstens ein Glied Ihrer Familie in der nächsten Nähe zu haben. Möge die Freude währen so lange Sie in Bachheim sind! es wird Ihnen den Aufenthalt lieber machen."

Aus diesen Worten mußte er denn freilich die Ueberzeugung schöpfen, daß die Marquise nicht daran denke, den Plan auszuführen, den nur er voreilig, nicht sie, gemacht hatte, und er mußte sich entschließen seine Schwester davon in Kenntniß zu setzen.

„Daran ist Niemand Schuld als der Menschenfeind von drüben!" rief Barbara erzürnt und tiefgekränkt: „die Frau Marquise besuchte ihn heute .... ich war bei Frau Weinrich und sah sie

kommen in einem prächtigen schwarzen Sammtpelz, denn sie ging durch den Kreuzgang. Und nach einer halben Stunde kam sie zurück und er begleitete sie bis zum Thor des Klosterhofes. Bei diesem Besuch wird sie ihn über mich befragt und er wird ihr abgerathen haben. Nur so ist die Sache erklärlich."

„Auch so ist sie es nicht!" versetzte der Caplan niedergeschlagen: „vielleicht löst sich später dies Räthsel."

„Ich sage Dir, Lorenz, es ist kein Räthsel, sondern klar wie die Sonne: ich bin dem Pfarrer nun einmal zuwider und bei jeder Gelegenheit sucht er mich zu verdächtigen."

„Was Du da sagst sieht ihm gar nicht ähnlich!" rief der Caplan unwillig.

„Ei es ist aber so wie ich sage, Lorenz!" versetzte sie mit schneidendem Ton. „Als er über pharisäischen Hochmuth predigte, hat er mich angesehen; als er über böse Zungen predigte, hat er mich wieder angesehen . . . . vor der ganzen Gemeinde . . . . das ist doch klar."

„Aber, liebe Barbara, der Prediger wird auf der Kanzel von so vielen Personen angeschaut, daß sein Blick ganz nothwendig auf die eine oder die andere fallen muß" . . . . —

„Dies geschah absichtlich! . . . . ich weiß was

ich weiß: ich bin ihm zuwider und er bringt mich um den herrlichen Platz bei der Frau Marquise."

Der Caplan war nicht geneigt dies zu glauben, mußte sich aber gestehen, daß seine Bitte um Empfehlung seiner Schwester entschieden vom Pfarrer zurückgewiesen sei. Und von solcher Zurückweisung zur Abmahnung der Marquise war vielleicht kein großer Schritt — um so weniger, als der Pfarrer ja von Anfang an jede Annäherung an dieselbe von Seiten Ulmers mißbilligt hatte. So arg wie Barbara es macht, wird es nun schwerlich sein, dachte er bei sich selbst: allein etwas Mißgunst steckt doch wohl dahinter.

Das ist wahrlich nur gegründete
Corpus! — Herr Doctor! Darf ich
für mir Kein aqua Coxapiva. Wie
Corpus wohl Ihr. Lieb zur Stirn

Bericht des Pfarrers Edelholt.

Tage, Wochen, Monate verstrichen und die Monate wurden zu Jahren, zu vier Jahren. Manches hatte sich in diesem Zeitraum begeben. Marquis Marialva war gestorben und die Marquise war zum allgemeinen Erstaunen der Welt trostlos. Frau Weinrich war gestorben und ihr Gatte war keineswegs trostlos, was man in der kleinen Bachheimer Welt sehr gut begriff. Doch gab sich auch hier einiges Erstaunen kund, als der getröstete Wittwer nach sechs Monaten Fräulein Barbara Ulmer zum Altar führte — oder vielmehr von ihr geführt wurde. Sie hatte ihm erklärt ihr Ruf leide, weil sie in seinem Hause wohne und seine Wirthschaft führe; — sie habe sich allezeit eines höchst tugendhaften Wandels befleißigt, sei auch stets als ein Musterbild jeglicher Tugend gepriesen worden und könne unmöglich dulden, daß ihr makelloser Wandel jetzt verdächtigt werde. Der arme Weinrich, der sein Schicksal ahnte, gab ihr mit großer Beklommenheit Recht.

„Wenn Sie das einsehen, so werden Sie Ihre Schuldigkeit thun," sagte Barbara.

Er schlich zum Pfarrer und sagte betrübt:

„Hochwürden, ach! . . . . ich glaube Fräulein Barbara wünscht mich zu ehelichen."

„Wünschen Sie dasselbe?" fragte lachend der Pfarrer.

„Genau das Gegentheil . . . . grundgütiger Gott!"

„Da Sie es also nicht wünschen und da zur Ehe zwei Personen gehören: so unterbleibt sie ganz einfach. Also weshalb winseln Sie?"

„Weil Fräulein Barbara sagt" — — und er erzählte des Breiteren das ganze Gespräch.

Der Pfarrer entgegnete darauf:

„Es ist sehr schön von Fräulein Barbara, daß sie für ihren guten Ruf Sorge trägt und Sie müssen sie darin kräftigst unterstützen. Das beste Mittel wird sein ihr zu erklären, Sie wären gesonnen eine Dienstmagd zu nehmen und ersuchten Fräulein Ulmer sich eine andere Wohnung zu suchen."

„O Gott, Herr Pfarrer, das nimmt sie übel."

„Wahrscheinlich! . . . . aber sie wird das gern ertragen um ihren guten Ruf zu retten."

„Sie scherzen, Herr Pfarrer, und mir ist zum weinen."

„Das ist eben Ihre Verkehrtheit, guter Weinrich! Mit so resoluten Frauenzimmern wie diese Barbara Ulmer ist, muß man entschieden verfahren, sonst geräth man in eine schauerliche Abhängigkeit."

„Wüßte ich nur eine andere Wohnung ihr vorzuschlagen."

„Rathen Sie ihr in ihre Heimath zurückzukehren. In sechs Monaten, spätstens in einem Jahr geht Graf Dagobert auf die Universität und damit ist Caplan Ulmers Aufenthalt in Bachheim zu Ende."

„Mir geht ein Licht auf! Ja, Hochwürden, in dieser Richtung will ich auf sie wirken."

Dies gelang ihm so vollständig, daß er nach drei Tagen abermals vor dem Pfarrer erschien und ihn beklommen und verlegen ersuchte das kirchliche Aufgebot zu machen. Der Pfarrer schaute ihn an, zuckte die Achseln und sagte:

„Der Mensch ist seines Glückes Schmidt."

„Das Sprichwort lügt so weit es mich betrifft, Hochwürden!" versetzte Weinrich: „ich bin nie etwas anderes gewesen als der Ambos, auf welchem Andere mit aller Gewalt geschmiedet haben; — ob ihr Glück . . . . weiß ich nicht."

Genug, Barbara Ulmer war längst Frau Weinrich, die Marquise Marialva Wittwe und Dagobert im Begriff das Vaterhaus zu verlassen, als Pfarrer Edelholt ein Schreiben seines Bischofs erhielt, das

ihn auf's Höchste befremdete. Der Inhalt dieses äußerst liebreich gehaltenen Schreibens war folgender:

„Es laufe das seltsame Gerücht um, die Tochter des Schullehrers von Bachheim sei die Tochter des Pfarrers. Wie konnte dies Gerücht entstehen? was gab dazu die Veranlassung? Niemand glaube daran, der das Leben des Pfarrer Edelholt kenne; aber umsomehr müsse man suchen der Verleumdung auf die Spur zu kommen um sie zu vernichten, damit sie sich nicht als unbestreitbare Thatsache in leichtgläubigen Köpfen festsetze."

Nachdem der Pfarrer dies Schreiben gelesen und noch einmal gelesen, nahm er aus einem verborgenen Fach seines Schreibtisches einige Papiere, sah sie genau durch und versank in Nachdenken. Da klopfte eine leise Hand an seine Thür, und auf sein „Herein!" erschien Wendeline. Sie ging lebhaft auf ihn zu, hielt ihm das Körbchen vor, das sie in beiden Händen trug und sagte fröhlich:

„Lauter Geschenke, die ich auf dem Herrnhof erhalten habe, weil heute mein Geburts- und Namenstag ist, St. Wendelin. Haben Sie wohl daran gedacht, lieber Herr Pfarrer?"

„Gewiß, mein Kind! heute früh in heiliger Messe habe ich sehr an Dich gedacht und Dich dringend Deinem heiligen Schutzpatron empfohlen."

„Der muß mir auch sehr beistehen," seufzte sie

und küßte des Pfarrers Hand: „denn ich weiß nicht, wie es kommt — ich gerathe so leicht in Widerspruch mit allen Menschen.“

„Ein großer Fehler, Wendeline.“

„Mit Ihnen nie! Ihnen gehorche ich gern, und wenn es mir auch schwer wird — dennoch gern. Aber nun sagte vorhin die Frau Marquise, über's Jahr wolle sie mich in Frankreich oder England in eine Erziehungsanstalt geben. Da schrie ich laut auf vor Schreck und sagte: Nein, nein! dann faßte ich mich und bedankte mich vielmal für ihre Güte und sagte, ich wolle immer in Bachheim bleiben.“

„Du hättest lieber die Frau Marquise bitten sollen, Dich gleich in eine Erziehungsanstalt zu geben, Wendeline.“

„Nein! nicht um Alles in der Welt!“ rief sie energisch: „ich bleibe hier .... hier bei Ihnen. Ich kann hier genug lernen. Der Vater unterrichtet mich in der Schule, Sie unterrichten mich, die Frau Gräfin unterrichtet mich. Wenn es Gottes Wille wäre, könnte ich ungeheuer klug und gelehrt werden .... aber nach Frankreich oder England lasse ich mich nicht schicken. Ich bin nun mal in Bachheim zu Hause.“

„Armes Kind, Du wirst einmal Dein Brod verdienen müssen“ .... —

„Ja, das weiß ich und das will ich!“ rief sie: „Ihre Dienstmagd will ich werden.“

„Bis Du eine brauchbare Dienstmagd bist, liege ich vielleicht still im Grabe.“

„Wenn Sie erlauben, so hänge ich noch heute St. Wendelin zu Ehren, der ein Fürstensohn war und sich zum Schafhirten machte, alle Wissenschaften an den Nagel und lerne kochen.“

„Das erlaube ich nicht, Wendeline. Und merke Dir Eines: über Deine Zukunft hast nicht Du zu entscheiden und nicht ich — sondern Gott allein! und was Der will, das wirst auch Du wollen.“

Sie küßte schweigend seine Hand, nahm aus ihrem Körbchen ein Gebetbuch mit schönem Einband und sagte in einem andern Ton:

„Dies hat mir Graf Dagobert geschenkt .... und sehen Sie, auf das weiße Blatt, vorn, hat er geschrieben: Bete für Dagobert. Ist das nicht schön, daß er, der doch ein Graf ist, so schreibt? Und sehen Sie nur den braunen Sammteinband! An hohen Festen werde ich dies prächtige Buch brauchen, aber für ihn beten werde ich alle Tage.“

„Thue das, Wendeline. Er wird es nöthig haben.“

Sie wendete sich zum gehen, kehrte aber zurück und fragte traurig:

„Wenn die Frau meines Vaters mein schönes Gebetbuch begehrt — muß ich es ihr geben?“

„Das versteht sich.“

Sie senkte ein wenig den Kopf, ihre schwarzen

Locken fielen über ihre Stirn herab, an ihren schwarzen Wimpern hingen Thränen, um ihre Lippen zuckte der Schmerz. Die tiefe Melancholie dieses Kindergesichts that weh zu sehen und endlich brach sie in die Klage aus:

„Eine Mutter habe ich nicht und dem Vater bin ich auch gleichgültig, denn sonst würde er nicht erlauben, daß seine Frau mich so quält."

„Laß das, Wendeline!" sagte der Pfarrer begütigend: „der liebe Gott ist unser aller Vater und der liebt Dich mehr, als Vater und Mutter Dich je lieben könnten. Geh' jetzt, Kind, und sei nicht traurig."

Sie strich die Locken von der Stirn, versuchte zu lächeln und verließ ihn. Draußen auf dem Vorplatz fingen aber ihre Thränen zu strömen an. Sie setzte sich auf die unterste Treppenstufe und weinte bitterlich. Frau Barbara entsprach ihrem Namen und ging barbarisch mit dem Kinde um. Was Wendeline that oder nicht that — Alles wurde getadelt und bekrittelt. Sie fühlte sich beleidigt, daß Wendeline und nicht sie bei der gräflichen Familie in Gunst war; daß Wendeline sogar bei dem alten Menschenfeind genug in Gnaden stand, um ihn zu veranlassen ein paar Mal Frau Barbara zu einem bessern Verhalten gegen Wendeline zu ermahnen. Die Demüthigungen, welche ihre Selbst-

gefälligkeit erfuhr, schrieb sie auf Wendelinens Rechnung, und ließ die Unschuldige dafür büßen, so daß das arme Kind zuweilen Hunger litt. Sogar heute an dem für sie so festlichen Tage hatte Wendeline kein Mittagbrod bekommen, weil sie sich durch den Empfang der Geschenke nach ihrer Musikstunde, etwas bei der Gräfin verspätet hatte. Zum Glück war unter diesen Gaben ein großes Stück Kuchen gewesen. Die Härte der Stiefmutter und die Freundlichkeit, die ihr von Fremden zu Theil wurde, und die Worte des Pfarrers — das Alles kam zusammen, um ihr Herz zu bestürmen und sie weinte mit einem Wehgefühl, das ein Kind nicht kennen sollte.

Zufällig kam Josepha, die Köchin, aus der Küche, blieb mitleidig vor Wendeline stehen und fragte:

„Wendelchen, haben sie Dir was zu Leide gethan?"

Wendeline sprang auf, drängte ihre Thränen zurück und sagte mit einer Stimme, die noch vor innerer Bewegung zitterte:

„Nein, Josephe .... o nein! man hat mir Freude gemacht mit schönen Geschenken .... — schau' hier! .... und der Herr Pfarrer hat mich zu allem Guten ermahnt .... aber ich bin nicht gut."

„Nu, Wendelchen, denke nicht zu viel daran. Kein Mensch ist so gut wie er sein sollte. Der liebe Gott nimmt mit unserem guten Willen vorlieb,"

sagte Josepha tröstend und gab Wendelinen einige derbe liebkosende Schläge in den Rücken: „komm' in den Garten mit mir und hilf mir die Trauben abnehmen. Der Bogengang hängt noch ganz voll und der beständige Regen schadet dem Wein."

Willig folgte Wendeline der Aufforderung, und hätte Frau Barbara gesehen wie gut sie sich die Trauben schmecken ließ, die Josepha nach vollbrachter Arbeit ihr reichte, so würde sie ohne Zweifel gesagt haben: Das einfältige Ding wird ja mit Kuchen und Obst gefüttert wie eine Prinzessin, und hat wahrhaftig nicht mein armes Mittagbrod nöthig. — —

An diesem Nachmittag saß die Familie sehr gemüthlich im Salon oder — wie der Graf lieber und richtiger sagte — im allgemeinen Wohnzimmer beisammen; denn der Salon ist auch Empfang- und Gesellschaftszimmer, und Alles was zur Geselligkeit gehörte trat in Bachheim mehr und mehr in den Hintergrund. Im Camin brannte ein mildes Feuer. Ein Schirm von buntfarbigem Glase auf eisernem Gestell, dämpfte den Blick auf die Flamme. Unfern des Camins saß der Graf und ihm gegenüber die Marquise; sie spielten Schach. Caplan Ulmer folgte aufmerksam der Partie. An einem andern Tisch, dem Fenster näher, saßen die Gräfin und Frau von Wildermut bei ihrer Handarbeit mit Dagobert in

einem lebhaften Gespräch, das aber mit gedämpfter Stimme geführt wurde.

„Claudia!“ — sagte der Graf warnend; und nach einer Pause: „Claudia, siehst Du denn nicht die Gefahr Deiner Königin? . . . . Du bist so zerstreut, daß ich Scheu habe meinen Vortheil daraus zu ziehen.“

„Vergebung, lieber Vater! . . . . ja! unser Nachbartisch zerstreut mich mit seinen Reden,“ antwortete Claudia.

„Wovon redet Ihr denn?“ fragte der Graf zum andern Tisch sich wendend.

„Von dem seltsamen Geschwätz, das wie eine Grippe aufgetaucht ist und grassirt,“ entgegnete Leocadie, „und das auch Dir zu Ohren gekommen sein wird: Wendeline sei die Tochter des Pfarrers.“

„Natürlich ist es mir zu Ohren gekommen, d. h. denn doch immer nur in Form einer Frage, die ich jedesmal mit äußerster Entschiedenheit verneint habe. Und ich denke, Ihr Alle thut das Nämliche,“ sagte der Graf ernst.

„Die Gerüchte sind zu wunderlich, Papa!“ rief Dagobert: „es heißt auch, Wendeline sei die Tochter einer vornehmen Dame.“

„Nein, das nicht!“ sagte die Marquise lebhaft, „sondern einer Zigeunerin.“

„An dem Gerücht bin ich Schuld!“ sagte Dagobert herzlich lachend: „ich habe Wendeline allzeit

genannt „kleine Zigeunerin.“ Als man mir von dem umlaufenden Gerücht sprach, faßte ich es wie einen schlechten Spaß auf und sagte ganz ernsthaft: Unsinn das! Wendeline ist ein Zigeunerkind.“

„Das ist ganz die Weise in welcher Gerüchte entstehen,“ sagte der Graf: „aber Dagobert, von wem hast Du zuerst das Gerede gehört?“

„Ich entsinne mich nicht, Papa .... ich meine vom Herrn Caplan.“

„Und Sie, Herr Caplan?“

„Von Jemand der es in der Schenke gehört haben wollte.“

„Hörten Sie auch, daß der brave Wirth sagte: Der Erste, der in meiner Gaststube ein ehrenrühriges Wort gegen den Herrn Pfarrer sagt, dem werde ich zeigen wo der Zimmermann das Loch in der Wand gelassen hat.“

„Nein, das wußte ich nicht,“ erwiederte der Caplan etwas verlegen.

„Leider denken die Wenigsten so wie der brave Wirth,“ sagte Frau von Wildermut. „In der Küche, im Mägdezimmer, im Dorf am Brunnen — wo Zwei beisammen sind, ist von nichts Anderem die Rede. Ich verwies es der Köchin. Sie antwortete mir: Ach, wir glauben es auch eigentlich gar nicht! wir reden nur darüber — und wir möchten gern wissen, was im Grunde dahinter steckt — ob nicht wirklich eine vornehme Dame.“

„Immer diese vornehme Dame! wie unwahrscheinlich!“ rief die Marquise ungeduldig.

„Auf jeden Fall immer eine Verleumdung,“ versetzte der Graf. „Daß Wendeline Weinrichs Nichte und nicht seine Tochter ist, daß er sie nach dem Tode seiner Schwester als einjähriges Kind zu sich nahm — das wissen wir Alle und es ist mir unbegreiflich wie plötzlich jetzt, nach zwölf Jahren, dies unsinnige Gerücht auftaucht.“

„Möge der Pfarrer nur nichts davon hören!“ sagte Leocadie.

„O Mama!“ rief Dagobert, „es wird ihm gleichgültig sein.“

„Du irrst, Dagobert! da er ein Mann von heiligmäßigem Wandel ist, so wird er es sich für seine Person nicht zu Herzen nehmen. Aber es wird ihn sehr schmerzen, wenn in seiner Gemeinde die Verleumdung Wurzel schlagen und ihn für Manchen zum Anstoß machen sollte; denn er ist der Träger einer höheren Ehre, als der seinigen, der menschlichen. Er ist als Priester der Stellvertreter Gottes in seiner Gemeinde und sie verlangt vor Allem in diesem Punkt eine makellose Reinheit von ihm.“

„Auch der Priester ist ein Mensch, der seiner Gebrechlichkeit eingedenk sein und sich zuweilen demüthigen muß, gnädige Gräfin,“ nahm Caplan Ulmer das Wort: „eine Prüfung wie die gegen-

wärtige — vorausgesetzt daß sie nur eine Prüfung sei — ist sicher sehr heilsam."

„Ich wünsche Ihnen, daß Sie nie eine solche Prüfung zu bestehen haben mögen," entgegnete Leocadie mit Kälte: „übrigens weiß ich aus dem Leben der Heiligen, daß derartige Verleumdungen Manche von ihnen betroffen haben."

„Mein Gott!" rief die Marquise, „man nimmt das Alles zu tragisch."

„Zu tragisch, wenn der gute Ruf eines würdigen Mannes ruinirt werden soll!" rief Leocadie zürnend.

„Nein nein! aber daß so viel darüber geredet und vertheidigt und erklärt wird. Es schadet der Heiligkeit des heiligen Augustinus gar nicht, daß Adeodat sein Sohn war; man denkt kaum daran; man läßt diese Thatsache auf sich beruhen. Warum will man denn die Vergangenheit eines würdigen Mannes durchforschen? begnüge man sich mit seiner Gegenwart! wohin käme man, wenn man über das, was vor zwanzig Jahren geschehen ist, zu Gericht sitzen wollte!"

„Besonders dann, wenn man erst das erfinden muß, worüber man Gericht halten will," sagte der Graf abbrechend. Und dann setzte er hinzu:

„Also, meine Damen, haltet in der fraglichen Sache das Silentium und fordert männiglich auf

ein Gleiches zu thun; dann erstirbt sie wie ein Feuer, dem man kein Holz zuträgt."

Während man so über den Pfarrer Edelholt hin und her sprach, stattete er folgenden schriftlichen Bericht ab:

Es war am 19. October des Jahres 1842 um halb neun Uhr Abends in dem Städtchen N., wo ich damals Pfarrer war, aber bereits meine Ernennung zum Pfarrer von Bachheim hatte. Es regnete in Strömen und der Sturm fuhr stoßweise gegen die festgeschlossenen Fenster und tobte dergestalt, daß das Haus zu zittern schien. Ich saß und las bei meiner Lampe. Ich hörte einen Wagen durch die Gasse fahren ohne es zu beachten, vernahm aber bald darauf einen starken Schellenzug an meiner Hausthür. Darauf erschien meine Köchin mit folgender Meldung: Vor der Thür halte ein Wagen; der Postillon sei abgestiegen um zu fragen, ob hier der katholische Pfarrer wohne, wie ihm gesagt sei; es sitze eine Dame im Wagen, welche denselben zu sprechen begehre; sie verstehe aber nicht deutsch. Ich antwortete, die Dame möge sich nur herauf bemühen und verspürte einige Neugier, in welcher Sprache und in welcher Weise unsere Unterhaltung ablaufen werde, da ich französisch zwar verstehe, aber kaum rede — und jede andere lebende Sprache mir fremd ist. Gleich darauf öffnete sich meine

Thür und zu meiner Befremdung erschien auf der Schwelle eine rabenschwarze Gestalt, die in einen langen, weiten, seidenen Mantel mit Kapuze und Schleier dermaßen verhüllt war, daß es unmöglich war etwas Anderes an ihr wahrzunehmen als eine schwarzseidene Hülle.

Kaum hatte ich Zeit gehabt mir diese auffallende Erscheinung zu betrachten, so trat sie mir rasch entgegen, fiel mir zu Füßen und sagte mit erstickter Stimme in französischer Sprache:

„Erbarmen Sie sich meiner . . . . helfen Sie mir . . . . Sie sind ja der Stellvertreter des guten Hirten."

Ich fragte zuerst, ob sie deutsch verstehe, und als sie bejahend mit dem Kopf nickte, welche Hülfe ich ihr leisten könne.

„Erbarmen Sie sich und lassen Sie mich zu einer Frau führen, die mir beisteht in schwerer Stunde," sagte sie: „ich bin hier fremd und muß fremd bleiben . . . . o Gott! verdammen Sie mich nicht! . . . . ich bin grenzenlos elend."

Ich bat sie ruhig zu sein, Platz zu nehmen und einen Augenblick zu warten, ging dann hinaus, rief meine Köchin, die eine brave, zuverlässige, folglich verschwiegene Person ist, nahm einige Rücksprache mit ihr, kehrte in das Zimmer zurück und sagte der Dame, meine Dienerin werde den Postillon

anweisen, wohin er zu fahren habe und werde sie begleiten und einführen.

„Tausend Gottes Lohn!“ rief sie, indem sie sich rasch erhob und zur Thür schritt: „aber machen Sie das Maß Ihrer Güte voll, Herr Pfarrer, und kommen Sie morgen zu mir, wenn ich noch am Leben bin.“

Ich versprach es. Da ergriff sie mit beiden Händen meine Hand und drückte sie an ihre Lippen, aber ihre Hände blieben mit den langen weiten Ermeln des Mantels und ihr Antlitz mit dem schwarzen Taftschleier bedeckt.

Ich begleitete sie mit der Lampe die Stiege hinab; unten nahm meine Dienerin sie in Empfang und der Wagen rasselte dahin.

Der ganze Besuch hatte etwa fünf Minuten in Anspruch genommen. Nach einer halben Stunde kam meine Köchin zurück und erzählte, im Wagen habe ein zweites, gleichfalls tief vermummtes Frauenzimmer gesessen und beide hätten ein Paar Worte in fremder Sprache gewechselt.

„Die Erste aber“ — so erzählte meine Dienerin — „nahm meine Hand und drückte sie und sagte immer: Danke! danke! — Als wir aber zu Frau Schwarzer kamen, wollte sie die Dame nicht aufnehmen, weil sie kein Zimmer für sie habe. Da fing die Dame so bitterlich zu weinen an und sagte

so kläglich: Nicht Zimmer .... Kammer! Stall! — daß der Frau Schwarzer der Jammer in's Herz trat und mir auch. Und kurz, sie ist dort geblieben. Sie sagte wieder danke! danke! gab mir das Trinkgeld für den Postillon und schenkte mir dies Goldstück. Ich verstand Alles was sie sagen wollte."

Ich sagte zu meiner Köchin:

„Sieh, Josephe, was das ist — die Welt! dies unglückliche Wesen ist reich genug, um einen geringen Dienst mit Gold zu bezahlen und ist dennoch in einem solchen Elend, daß sie um Unterkunft in einem Stall wie um eine Gnade bittet. Das macht die Sünde, Josephe! Gott wolle uns Alle in seiner Gnade bewahren!" — —

„Amen!" sagte Josephe andächtig.

Am andern Morgen um zehn Uhr wurde ich zu der Fremden gerufen. Sie lag in einem Dachkämmerchen im Bett, tief verschleiert. Sie bat mich das Kind zu taufen, das in der Frühe des Tages auf die Welt gekommen war, und das sie in den Armen hielt. Ich fragte nach dem Namen und sie sagte: „Wendeline;" — und als ich bemerkte, daß ich jede Geburt in das Kirchenbuch einzutragen hätte und deshalb auch ihre Papiere, ihre Beglaubigung sehen müsse, antwortete sie:

„Ich habe nichts der Art. Ich bin ja auf der Reise, ach! auf der Flucht! Und hätte ich auch be-

glaubigende Papiere — o! lieber sterben, als sie vorzeigen!.... denn ich will und muß unbekannt bleiben."

Ich sprach ihr mein gegründetes Bedenken aus unter diesen Umständen die Taufe vorzunehmen; da verfiel sie in ein so trostloses Weinen und versicherte so bestimmt, sie werde mir später einmal zu gelegener Zeit Alles mittheilen was ich verlange; ich möge mich nur des Kindes erbarmen und es auf den Namen „Wendeline Stern" taufen, daß ich dachte, es sei doch das Wichtigste, zuerst für die Seele des armen Kindes und dann erst für den richtigen Namen zu sorgen. Der deutsche Name „Wendeline Stern" fiel mir bei der fremdländischen Mutter etwas auf. Nach der Taufe gab sie das Kind ihrer verschleierten Begleiterin, die uns mit demselben verließ und sagte:

„Nun will ich beichten."

Ihre Beicht gehört nicht hieher. Aber Alles was die Reue Bitteres — die Furcht vor Entdeckung Qualvolles — die Angst vor der Zukunft Peinliches — der Schmerz um die zerstörte Würde des Lebens Trostloses hat: das Alles brach wie ein Strom von Wermuth aus der Tiefe ihrer Seele hervor.

Nachdem sie sich endlich wieder beruhigt hatte, sagte sie:

„Herr Pfarrer, Gott vergelte Ihnen die Barmherzigkeit, die Sie an mir armen Sünderin geübt haben; doch Ihr Liebeswerk ist noch nicht zu Ende."

„Worin soll es noch weiter bestehen?" fragte ich.

„Darin, daß Sie dies arme Kind im Auge behalten," erwiederte sie: „ich muß heute Abend abreisen .... ich muß fort und kostete es mein Leben. Ob es mir je vergönnt sein wird mich Mutter dieses Kindes zu nennen, weiß ich nicht. Es muß in den einfachsten Verhältnissen aufwachsen, ganz unscheinbar bei braven Leuten erzogen werden. Sie kennen solche Leute, Herr Pfarrer, Ihnen kommt gewiß der Fall vor, daß Sie ein Waisenkind einem braven Ehepaar, dem Sie Ihr Vertrauen schenken, übergeben. Wendeline ist eine Waise, also thun Sie dasselbe für sie! Ich lasse Ihnen vierzig Carolin für die zwei ersten Jahre und flehe Sie an meine Bitte nicht abzuschlagen."

Ich antwortete nach einigem Besinnen:

„Sie legen mir eine große Verantwortung auf und ich kann nur dann auf Ihren Wunsch eingehen, wenn Sie sich zufrieden erklären mit der Art und Weise wie und wo ich das Kind erziehen lasse und mir nicht etwa dereinst Vorwürfe machen. Vor der Hand kann es hier im Hause bleiben, da ist es gut versorgt. Später muß der liebe Gott weiter helfen. Ich denke, Er ist es, der dies unglückliche, von Vater und Mutter verleugnete und von der Welt ausgestoßene Kind meiner Obhut anvertraut."

Sie fing wieder jämmerlich zu weinen an und sagte:

„Verdammen Sie mich nicht! Sie haben das

Recht, mich zu verachten . . . . aber verdammen Sie mich nicht."

„Ich habe kein Recht Sie zu verachten oder zu verdammen," antwortete ich, „und ich thue weder das eine noch das andere, denn der göttliche Heiland hat in einem ähnlichen Fall nur gesagt: Sündige nicht mehr. Aber wahr bleibt wahr! dies Kind ist verstoßen von dem Platz, der einem Kinde gebührt, ist einem ungewissen Schicksal Preis gegeben und hat doch eine unsterbliche, mit dem Blut Jesu erkaufte Seele, die gerettet werden muß."

„Ja, das ist es!" rief sie: „o um des Blutes Jesu willen erbarmen Sie sich und versprechen Sie mir mit heiliger Liebe dasjenige gut zu machen, was eine sündige Liebe verschuldet hat und dem Kinde ein sorgsames Auge und ein liebreiches Herz zuzuwenden."

„Was ich vermag will ich Gott zu Liebe thun, das verspreche ich Ihnen," sagte ich.

Sie dankte mir mit unbeschreiblicher Freude und gab mir ihre Adresse: Frau Wendeline Stern in Baden-Baden, aber unter einem Umschlag an Banquier Z. daselbst. Sie bat mich ihr alle sechs Monat mit einigen Zeilen Kunde von dem Kinde zu geben und durch denselben Banquier werde sie mir jährlich eine kleine Summe senden lassen, nicht unter einhundert Gulden und nicht über einhundert Thaler — je nachdem es ihr möglich sei. Und ferner bat

sie, ich möge mit der Frau Schwarzer abmachen, daß sie das Kind wenigstens ein Jahr behalte und gut verpflege.

Frau Schwarzer ging darauf ein; sie war eine brave Frau, auf die man sich verlassen konnte und ich händigte ihr sogleich zwanzig Carolin mit dem Bemerken ein, es müsse von dieser ganzen Begebenheit so wenig wie möglich die Rede sein und wir Alle könnten ja auch weiter gar nichts sagen, als daß das Kind nun einmal da sei. Ein Mehreres wisse Niemand von uns.

Als ich mich wieder zu der Fremden begab und ihr die Mittheilung machte, das Nächste sei geordnet, war sie unerschöpflich in dem Ausdruck ihrer Dankbarkeit und bat mich schließlich um meinen priesterlichen Segen. Ich ertheilte ihn ihr gern, denn ich entnahm aus ihrer ganzen Art und Weise, daß sie in menschlicher Gebrechlichkeit zwar fallen konnte, aber entschlossen war sich mit Gottes Gnade vom Fall zu erheben. So verließ ich sie und kehrte in meine Behausung zurück.

Als ich wieder zwischen meinen vier Wänden saß, kam mir die ganze Sache wie ein Traum vor. Gleichwohl hatte sie eine so ernste Wirklichkeit und konnte für die Zukunft des Kindes so wichtig sein, daß ich auf der Stelle die ganze Begebenheit, Alles was die Fremde that und sagte,

und Alles was ich selbst und was Josephe that und sagte, getreulich niederschrieb. Dieser Bericht ist eine Abschrift jener Aufzeichnung. Dann rief ich meine Dienerin und sprach zu ihr:

„Josephe, solche Dinge wie wir so eben erlebt haben, erlebt man Gott sei Dank nicht alle Tage. Es steht dabei immer Ehre oder Schande, ja Leben oder Tod einer Persönlichkeit — ja, die Schmach einer ganzen Familie auf dem Spiel. Deshalb, Josephe, Silentium! d. h. Stillschweigen! und sollte man Dich befragen, so antwortest Du klar und einfach, Du wärest nicht im Stande irgend einen Aufschluß zu geben."

„Denn ich weiß ja nichts," ergänzte Josephe verständig.

„Ganz richtig!" versetzte ich: „und es führt zu nichts oder zum Uebel mit leeren Vermuthungen sich zu beschäftigen."

Gegen Weihnachten desselben Jahres siedelte ich nach Bachheim über. Zuvor hatte ich von der Frau Schwarzer erfahren, daß das Kind gesund und munter sei. Als es kaum anderthalb Jahr zählte, starb die Frau Schwarzer. Im Lauf des vorhergehenden Winters hatte Schullehrer Weinrich dahier seine drei Kinder an den Masern verloren. Das jüngste war bereits zehn Jahr alt und keine Aussicht auf fernere Nachkommenschaft vorhanden. Frau Wein-

rich war ganz außer sich und trostlos, und jammerte nach einem Kinde. Sie war etwas zorniger und streitsüchtiger Gemüthsart, aber brav. Der Schullehrer war ein Bruder der Frau Schwarzer, ein seelenguter Mann, nur zu schwach gegen seine Gattin. Ich sah zwar diese Schattenseiten; andrerseits sah ich aber auch einen Vorzug, wenn das Kind unter meinen Augen aufwachse. Genug, ich schlug dem Schullehrer Weinrich vor die kleine Waise in's Haus zu nehmen, die bis jetzt in Pflege seiner Schwester gewesen sei und die ich jetzt, gegen ein Jahrgeld, bei guten Leuten unterzubringen wünsche. Frau Weinrich ergriff den Vorschlag mit beiden Händen: der liebe Gott schicke ihr das kleine Kind, das sie wie ihre Tochter halten wolle und das nie erfahren solle, daß es anderer Eltern Kind sei. So reiste sie denn nach N. und brachte von dort Wendeline Stern nach Bachheim zurück. Um allen Fragen über die Herkunft des Kindes auszuweigen — denn Frau Weinrich wollte, daß die Kleine ihre Tochter sei und was sie wollte, setzte sie durch — sagte sie, sie habe die Kleine von ihrer Schwägerin geerbt — was ja auch ganz richtig war. Daraus zog man hier den Schluß, es sei ihre Nichte, während Wendeline in dem Weinrich'schen Ehepaar ihre Eltern sah. Der wirklichen Mutter theilte ich diese Veränderung mit, so wie ich ihr auch früher

halbjährlich das Wohlsein des Kindes angezeigt hatte. Sie antwortete immer „Gott vergelt's," in sehr ungeschickter deutscher Schrift. Zuweilen dauerte es Monate lang bis die Antwort kam. Die Briefe gingen hin und her durch den Banquier Z. in Baden-Baden, der mir auch jährlich einhundert Gulden zuschickte. Alle Papiere, welche sich auf diese Geldsendungen beziehen und alle Zuschriften der unbekannten Mutter, so wie die Abschrift von Wendelinens Taufschein aus dem Kirchenbuch zu N., liegen wohlverwahrt bei mir; aber ausweisende Papiere über die Mutter erhielt ich, trotz aller Mahnung nie. Für diese Ungehörigkeit verdiene ich allerdings eine ernste Rüge.

In den ersten Jahren vergötterte Frau Weinrich die kleine Wendeline. Später wurde sie ihrer eigenen Verkehrtheit überdrüssig — wie das bei leidenschaftlichen Naturen zu gehen pflegt — und die Kleine mußte es entgelten. Dazu kam, daß Wendeline keinen fügsamen Charakter, daß sie ihren eigenen Willen hatte. Frau Weinrich führte manche Klage über sie gegen mich und ich mußte ihr zuweilen Recht geben und gab ihr manchen guten Rathschlag. Zugleich aber nahm ich mich des Kindes an und gewann einen guten Einfluß auf dasselbe, indem ich es gleichmäßig ruhig behandelte. Es schloß sich vertraulich an mich an und gehorchte mir

willig. Als es älter wurde zeigte es Verstand, Nachdenken und Talent. Die Frau Gräfin von Wianden gibt ihr seit vier Jahren mit dem besten Erfolg Musikunterricht. Ich habe angefangen ihr einigen Geschichtsunterricht zu ertheilen und die Frau Marquise Marialva, geborene Gräfin von Wianden, hat die Absicht sie übers Jahr in eine Erziehungsanstalt zu geben. Wer Wendeline kennt, interessirt sich für sie und ich bin es nicht allein, dem sie Theilnahme einflößt. Hingegen ist es wahr, daß sie mit großer Zärtlichkeit an mir und nur an mir hängt.

Eine Widersacherin hat Wendeline in Bachheim und das ist die zweite Frau des Schullehrers Weinrich. Die erste starb vor einem Jahr; sie war zänkisch und launenhaft, doch nicht boshaft. Sie quälte Wendeline durch ihre Eigenthümlichkeit, nicht aus Absicht. Ihre Nachfolgerin aber scheint mir keinen guten Charakter zu haben, dermaßen martert sie das arme Kind, und weil ich mich desselben annehme, stehe auch ich nicht bei ihr in Gnaden. Sie gilt in Bachheim für eine böse Zunge. Ob sie es ist, die das Gerücht erfunden und ausgesprengt hat, Wendeline sei meine Tochter, will ich nicht behaupten; doch behaupte ich dreist, daß früher Niemand diesen Verdacht gehegt hat. Gott, der die Wahrheit kennt, wird sie zu seiner Zeit offenbaren und wenn nicht früher — in der Ewigkeit gewiß."

Verleumdung.

Pfarrer Edelholt hatte ganz Recht zu behaupten, es sei keinem Menschen je eingefallen Wendeline für seine Tochter zu halten. Man hielt sie für Weinrichs Nichte. Da er und seine Frau sich aber von ihr Vater und Mutter nennen ließen und sie in ihnen ihre Eltern sah: so ging man in einer Sache, die für Niemand von Wichtigkeit oder von Interesse war, auf diese Vorstellung ein, nannte das Kind Weinrichs Wendeline und dachte nicht weiter an ihre Herkunft. Frau Weinrich die erste hatte niemals diesen Punkt mit Fräulein Barbara Ulmer erörtert; vielleicht wollte sie ihr Geheimniß für sich allein haben, vielleicht hatte sie nicht Lust des Kostgeldes zu erwähnen, das Wendeline ihr eintrug, vielleicht fürchtete sie, Barbara werde mehr fragen und wissen wollen als sie beantworten konnte — und das hätte sie verdrossen; genug, sie schwieg. Nach ihrem Hinscheiden überlegte Fräulein Barbara, daß es vortheilhafter für sie sei, als Ehe-

und Hausfrau im Schulhause zu leben und eine ganz unabhängige Stellung zu haben, als fort und fort für fremde Leute zu arbeiten oder ihrem Bruder zur Last zu fallen. Die Folge dieser Ueberlegung war, daß sie Frau Weinrich die zweite wurde. Sofort legte sie die Hand auf die Kasse und ließ sich von ihrem Mann bei Kreuzer und Pfennig seine jährliche Einnahme vorrechnen. Er that es treulich. Als er für Wendeline hundert Gulden aufzählte, machte sie große Augen und rief:

„Ei wie das . . . . für Wendeline?"

„Sie ist ja ein Waisenkind, das wir nur so angenommen haben . . . . ich dachte meine gute arme Frau, die selige, habe es Dir erzählt."

„Nichts hat sie mir erzählt! . . . . Zu ihrer besten Freundin hat sie kein Vertrauen gehabt! . . . . Also ein Waisenkind — die Wendeline? Ei, ich denke sie könnte wohl ein uneheliches Kind sein und ihr . . . . oder Dir gehören."

„Ein solcher Verdacht," antwortete Weinrich gekränkt und empfindlich, „erniedrigt den, der ihn hegt, nicht den, welchen er trifft. Ueberdas kann Dich das Kostgeld, das für Wendeline gezahlt wird, eines Besseren belehren."

„Wer zahlt diese hundert Gulden?" fragte sie neugierig.

„Der Herr Pfarrer."

„Ist Wendeline ein Waisenkind aus der Bachheimer Gemeinde?“ fragte sie weiter.

„Nein, aus N., wo unser Herr Pfarrer früher Pfarrer war und meiner, seitdem verstorbenen Schwester, das Kind in Pflege gab. Nach ihrem Tode schlug er uns vor es zu übernehmen, was wir gern thaten, besonders meine Frau; und seitdem zahlt er uns jährlich hundert Gulden.“

„Ei und wie hat er die Wendeline so gern .... und ein Waisenkind aus N. ist sie, wo er früher Pfarrer war .... ei das gibt allerhand zu denken.“

„Nur nichts Verkehrtes!“ sagte Weinrich mit leiser Drohung im Ton.

„Behandelst Du mich wie Deine Schulkinder!“ rief sie gereizt.

„Ich wollte Dir nur einen Fingerzeig geben wohin Deine Gedanken sich nicht zu wenden hätten,“ versetzte er demüthig.

„Ei ich rathe Dir, überlasse dies mir, denn es ist wohl sehr die Frage, wessen Einsicht und Urtheil das richtige ist.“

„Ich will nicht darüber mit Dir streiten, liebe Barbara,“ sagte er noch unterwürfiger, „nur bitte ich Dich inständigst Deine Gedanken, welcher Art sie sein mögen, nicht laut werden zu lassen, damit kein unnützes Geschwätz aufkomme.“

„Daß ich keinen Skandal offenbaren werde, ver-

steht sich doch wohl von selbst," erwiederte sie im hohen Ton.

„Es ist aber kein Skandal!" rief er kläglich.

„Ei so schweig darüber und laß uns weiter reden von unserm Kassenbestand," sagte sie abbrechend.

Es nistete sich aber die Vorstellung bei ihr ein, Wendeline sei des Pfarrers Tochter. Sie, die nie etwas Anderes geliebt hatte, als ihren jüngsten Bruder — und auch ihn mit starkem Zusatz von selbstsüchtigem Hochmuth — sie begriff nicht die höhere Liebe eines Priesters für ein unglückliches verstoßenes Kind, welches durch seine Geburt dem Elend verfallen war und Niemand auf Erden hatte der es schützen konnte, um nicht darin unterzugehen, als eben ihn. Sie fragte ganz unbefangen ihren Bruder, was er zu ihrer Vermuthung sage.

„Daß Du närrisch geworden bist!" rief er unmuthig.

„Ei unmöglich ist es doch nicht!" behauptete sie.

Sie begann leise und allmälig bei den Frauen im Dorfe Umfrage nach Wendelinens Herkunft zu halten. Wenn Mütter kamen, um sich in Schulangelegenheiten ihrer Kinder mit dem Lehrer zu besprechen und er etwa nicht gleich zur Hand war: so benutzte Frau Barbara die Gelegenheit, um eine sanfte Klage über das Kreuz einfließen zu lassen,

das sie mit dem fremden Kinde habe, welches ihr gar nicht gehorchen wolle und welches der Herr Pfarrer immer in Schutz nehme, weil er ein Kostgeld für das Mädchen zahle. Von diesem Umstand wußte man in Bachheim nichts; doch befremdete er nicht, höchstens erregte er einigen Neid, weil hundert Gulden baar in Silber als ein nicht unbeträchtliches Capital erschien — und man meinte, der Herr Pfarrer werde vermuthlich Wendelinens Vormund sein. Sie redete aber so lange und so beharrlich mit den verschiedensten Personen, bald im Ton schüchterner Frage, bald als habe sie die Behauptung gehört, daß die Leute denn doch nach und nach aufmerksam wurden und ein Geheimniß ahnten. So kam es, daß Niemand so recht daran glaubte und daß Alle davon redeten — was ja überhaupt die Art ist, wie falsche Gerüchte sich lange erhalten können, Dank der unerhörten Geschäftigkeit der Zungen, in der ganzen Welt wie in Bachheim. Frau Barbara gestand sich nicht ein, daß es ihre Absicht sei dem Pfarrer zu schaden; sie wollte nur wissen woran sie sei bezüglich Wendelinens und warum er sich des Kindes warm genug annehme, um ihr ernste Vorstellungen zu machen, die sie für gänzlich unbegründet hielt.

Ihr Bruder hatte einmal gesagt:

„Ich will nicht fürchten, Barbara, daß Du es

bist, welche das alberne Gerücht über den Herrn Pfarrer in Umlauf setzest."

„Andere Leute haben so gut wie ich ihre Gedanken, seitdem es zum Vorschein kam, daß diese Wendeline nicht Weinrichs Nichte ist," entgegnete sie kurz.

„Schon recht! aber hüte Dich das Gerücht zu verstärken. Ich sage das nicht aus besonderer Verehrung für Pfarrer Edelholt, der sich auch wahrlich nicht um meine Zuneigung bemüht, sondern weil es dem geistlichen Stande im Allgemeinen schadet."

„Was hat er Dir gethan, Lorenz? Hat er Dir auch seine Rathschläge aufgedrungen?" fragte sie mit gespannter Neugier.

„Ja . . . . ungefähr so etwas."

Mehr sagte er nicht zu Barbara's Verdruß. Was hätte er sagen können ohne die Marquise Marialva zu nennen? — Das wollte er nicht.

Der Marquis war also gestorben und seine Wittwe in Verzweiflung. Warum? — das wußte kein Mensch. Man erzählte sich Folgendes: Er habe ihr sein ganzes Vermögen für den Fall vermacht, daß sie seine Wittwe bleibe; schließe sie eine zweite Ehe, so ginge das Vermögen auf der Stelle in den Besitz seiner Neffen über; sie hege seit Jahren eine heftige Leidenschaft für einen Mann, der ganz unbemittelt und unter ihrem Stande sei; das

Testament des Marquis beraube sie der Möglichkeit ihrer Neigung zu folgen: daher ihre Trostlosigkeit. Was der Grund sein mogte, sie war trostlos und als sie in ihrer tiefen Trauerkleidung nach Bachheim kam, warf sie sich in die Arme der Gräfin und rief:

„O Leocadie! der Schmerz in meinem Herzen ist viel schwärzer als mein Kleid."

Und zum Grafen sagte sie:

„Erlaube mir einige Monate hier zu bleiben, lieber Vater. Ich vergehe vor Gram in der Einsamkeit der großen Welt."

In Bachheim war sie, wie immer, Allen willkommen und sie richtete sich für einen längeren Aufenthalt ein. Aber man merkte, daß sie sich Gewalt anthun mußte, um nicht in sich selbst und in die Welt ihrer Gedanken, ihrer Schmerzen zu versinken. Eines Tages sagte sie entschlossen:

„Ich muß mich aus dieser brütenden Stimmung herausreißen! ich will etwas lesen, etwas studiren, was meine Gedanken fesselt — und ich habe mir den Gegenstand gewählt. Ich will in der altindischen Religionslehre, in Schellings Naturphilosophie und in den deutschen Mystikern des vierzehnten Jahrhunderts den Pantheismus kennen lernen. Gott im All — das interessirt mich; Alles in Gott — interessirt mich noch mehr. Wie es nun möglich ist

diese großen Ideen so zu verdrehen, daß daraus wird Alles ist Gott — wie man das dem modernen Pantheismus vorwirft — das möchte ich wissen."

„Gott bewahre, was ist das für eine Zusammenstellung von Büchern!" rief Leocadie.

„Es wird doch keines auf dem Index sein, Herr Caplan?" fragte die Marquise scherzend.

„Hüte Dich, Claudia," sagte der Graf freundlich mit dem Finger drohend, „daß Deine Gesinnung sich nicht für den Index qualifizire."

„Sei unbesorgt, lieber Vater! ich habe zu viel spanisches Blut in den Adern;" erwiederte sie.

„Die Mystiker Tauler und Suso können gewiß nicht auf Abwege führen, sondern nur das Leben der Seele mit Gott verinnerlichen," sagte der Caplan.

„Gewiß," versetzte der Graf, „sobald man einzelne, etwas weit gehende Ansichten über das Aufgeben unserer selbst, an der katholischen Glaubenslehre prüft."

„O lieber Vater!" rief die Marquise, „wie bist Du beneidenswerth diese Waage .... oder diesen Thermometer — wie soll ich's nennen! — immer zur Hand zu haben."

„Und immer die Hand so ruhig zu heben, daß die Waage nicht zittert," setzte Caplan Ulmer hinzu,

„und den Pulsschlag so gleichmäßig, daß er den Thermometer weder steigen noch fallen macht."

„Wohin käme der Menschengeist," entgegnete der Graf, „einerseits mit seinem eingeborenen Drang nach Wissen und Kennen, der weit über die Endlichkeit hinausgeht — und andererseits mit seiner angeborenen Blindheit, die ihm das Schauen der Wahrheit in der Zeit versagt, wenn er nicht einen Prüfstein in seinem Glauben hätte, der ihm den Unterschied zwischen relativen Wahrheiten und der absoluten Wahrheit klar machte — was ganz besonders dann nothwendig ist, wenn jene mit dem Zauber der Phantasie geschmückt oder von dem Schwung des Gefühls getragen uns entgegentreten."

„Ach!" seufzte Claudia, „die Lehren des Glaubens sind zuweilen gar nicht zaubervoll, sondern dunkel und kalt."

„Ja, Kind, wie die Nacht, wie das Meer! aber gib Dich dem Eindruck ihrer Erhabenheit hin und sie beruhigen und erfrischen Dein Herz."

„Herr Caplan!" rief die Marquise, „Sie und ich wir sind, wie mir scheint, zwei gleichgestimmte Seelen: wir wollen mit einander Studien über den Pantheismus machen. Wer schließt sich uns an?"

„Ich gewiß nicht," sagte Leocadie: „mein kleiner Verstand ist mehr auf Praxis als auf Speculation gerichtet."

„Und ich habe diese Seite meiner Studien absolvirt," sagte der Graf lächelnd.

„Aber ich bin mit Freuden dabei!" rief Dagobert.

„So jung noch und schon so ernste Interessen?" fragte die Marquise verwundert: „Du bist früh reif, mein Brüderchen."

„Du hast so recht den Geist, der Alles wissen, Alles kennen und erkennen möchte, Dagobert," sagte der Graf: „verliere nur nie den Prüfstein aus den Augen! . . . . Im Grunde finde ich diese Lectüren viel zu frühzeitig für Dich. Ein so junger Kopf hat nicht Klarheit genug, um sich mit Nutzen mit Philosophie und Mystik zu befassen."

„Lieber Papa," bat Dagobert schmeichelnd, „laß mich doch meine Erholungsstunden in einer Weise verwenden, die mich freut und die gewiß nicht ohne Nutzen für mich sein wird, da Ihr Alle, Du, der Herr Caplan und Claudia — mir zur richtigen Auffassung verhelfen werdet."

Der Graf hatte eine viel zu große Freude an der geistigen Begabung seines Sohnes, um ihm eine solche Bitte abzuschlagen, denn Studien waren nun einmal das, woran Dagobert seinen höchsten Genuß, seine liebste Unterhaltung fand, und mit Heißhunger warf er sich auf Alles, was ihm diesen Genuß verschaffte. Der Caplan war stolz auf seinen Zög-

ling. Der Pfarrer Edelholt sagte einmal zum Grafen:

„Wenn Ihr Sohn nur nicht einmal plötzlich von seiner Richtung abfällt! er ist so jung, daß man darüber nicht sicher sein kann.“

Der Graf nahm diese Bemerkung gar nicht übel auf und erwiederte, diese Sorge erhebe sich auch zuweilen in ihm. Der Caplan hingegen war empört und behauptete, wer in der Jugend die Liebe zu ernsten Wissenschaften eingesogen und ihre Vortheile für das geistige und sittliche Leben des Menschen erkannt habe, der sage sich auch später nicht von ihr los.

„Aber Graf Dagobert ist ja erst im Anfang seiner Jugend und kaum aus dem Knabenalter heraus,“ wendete der Pfarrer gelassen ein: „die Jugend, die gefährliche, liegt noch vor ihm. Indessen habe ich keinen Zweifel ausdrücken wollen, sondern nur eine Sorge, die uns so leicht befällt, wenn wir die Welt und den Jugendsinn kennen.“

Caplan Ulmer hatte zu verschiedenen Malen gelinde Zurechtweisungen des Pfarrers gehört, wenn er sich in seiner Bewunderung der Marquise zu hoch verstieg und zu lange verweilte. Das verdroß ihn dermaßen, daß er nicht ohne Erbitterung auf den Pfarrer war; aber trotz dessen konnte er es sich nicht versagen von Zeit zu Zeit wieder seiner Be-

wunderung Ausdruck zu geben, besonders dann, wenn er glaubte einer Freundlichkeit oder einer Auszeichnung von Seiten der Marquise gewürdigt zu sein, — was selbstverständlich nicht den mindesten Eindruck auf den Pfarrer machte. Auch jetzt erzählte ihm der Caplan ganz triumphirend von den interessanten Stunden, welche ihm durch die Frau Marquise zu Theil würden.

„Vermuthlich in Beziehung auf Graf Dagobert, nicht wahr? der allerdings gar mancher Erläuterungen bedürfen wird," versetzte der Pfarrer: „und es ist freilich vom höchsten Interesse, daß ein junger lebhafter Kopf wichtige Lehren oder fremde Ansichten richtig auffassen lerne. Darin besteht die schönste Gabe und der süßeste Lohn des Lehrers. Ich kenne das! ich habe nie eine reinere Freude, als wenn ich wahrnehme, daß meinen Schulkindern eine Glaubenslehre des Katechismus klar geworden ist."

„Diese Freude liegt denn doch in einer untergeordneten Sphäre," antwortete der Caplan mit heimlicher Entrüstung in einem so hohen Ton, als habe er ihn von seiner Schwester gelernt.

„Untergeordnete Sphäre? Herr Caplan, reden Sie im Traum? Unschuldige Kinderseelen erfassen die erhabensten Wahrheiten des Christenthums — ich weiß nicht, ob es etwas Höheres, etwas Wunder-

bareres, etwas Gnadenreicheres im Leben des Geistes gibt."

„Nun ja, Herr Pfarrer, im religiösen Gebiet ist das ganz richtig; allein der Geist kann sich auch auf dem Gebiet des freien Gedankens bewegen und darin hohen Genuß finden — besonders dann, wenn ein feiner Verstand, der nicht nach den Regeln der Schule gebildet ist, die Fragen zu lösen sucht, welche uns auf jenem Gebiet entgegentreten."

„Ein solcher Verstand verfällt sehr leicht in allerhand Capriolen, die einen an logisches Denken gewöhnten Kopf doch sehr bald ermüden," sagte der unverbesserliche Pfarrer Edelholt.

„Diese Behauptung findet keine Anwendung auf die Frau Marquise!" rief der Caplan.

„Desto besser für die Frau Marquise und für Sie, Herr Caplan."

„Und dabei ist es wunderschön zu beobachten, wie sie, sobald etwas vorkommt, das ihr heterodox zu sein scheint, auf den Boden der christlichen Offenbarung sich flüchtet, während Dagobert ohne dieselbe eine Lösung sucht."

„Und wie verhalten Sie sich dabei?"

„Ich? . . . . ich suche Beides zu verbinden und seine Zweifel im christlichen Sinn zu lösen."

„Ich bitte Sie, bester Caplan, verlieren Sie bei diesen gymnastischen Uebungen des Geistes nur

nie über der Frau Marquise Ihren Zögling aus den Augen. Für sie ist die ganze Sache nur ein Spiel, eine Zerstreuung, Unterhaltung — was Sie wollen; sie wirft eines guten Tages Schelling und Ruysbroch mit Brahma und Wischnu über den Haufen und denkt an ganz andere Dinge. Er aber mit seinem fragenden Verstande wird die großen Räthsel des Lebens lösen wollen. Sorgen Sie dafür, daß er das Wort, das rechte, finde."

Immer verstand es der Pfarrer die Marquise in den Hintergrund zu stellen! das verdroß den Caplan Ulmer außerordentlich und er sagte:

„Eine Dame in der Stellung der Frau Marquise kann großen Einfluß in der Welt haben, und deshalb ist es ganz gerechtfertigt, wenn ich sie mit ihrem Thun und Denken und Sein in's Auge fasse. Daß ich Dagobert nicht darüber vergessen werde, versteht sich wohl von selbst."

„Bester Caplan, verzeihen Sie mir . . . . aber ich muß Ihnen doch bemerken, daß Sie in hohlen Redensarten sich ergehen und über die Frau Marquise gründlich sich irren. Sie hat manche gute Eigenschaft; aber eine Seele, die für Gott und den Nächsten begeistern, die zur Liebe der himmlischen Dinge und zur Verachtung der Welt anfeuern könnte, dies ist sie nicht, denn ihr Streben geht nicht dahin, sich die Welt unter die Füße zu legen. Jetzt frage

ich Sie, welchen Zusammenhang kann eine solche Seele mit Ihnen haben? .... Nicht den geringsten — außer dem allgemein christlichen."

„Sie ist ein Genie und ein solches ist unter allen Umständen anziehend."

„Ich leugne nicht ihre gewisse geniale Begabung und deren Anziehungskraft; aber diese letztere ist weder für den, der sie besitzt — noch für den, der sich ihr hingibt ein Glück; es liegt eine große Gefahr darin und selten wird das Heil der Seele durch sie gefördert, weil selten geniale Begabung und Selbstbeherrschung Hand in Hand gehen, denn es ist eben die Eigenthümlichkeit des Genies, auf außergewöhnlichen Pfaden sich zu bewegen und alles Außergewöhnliche ist gefährlich für die Seele."

„Wie klein machen Sie den Menschen, wenn Sie annehmen, daß die schönsten Gaben Gottes ihm zum Verderben dienen."

„Dienen können — und häufig: Ja! Dienen müssen — Nein. Bester Caplan, die Trauergeschicke der Menschheit sind, nach ihrem Fall, nicht anders zu erwarten."

„Wie klein!" fuhr Ulmer lebhaft fort: „wozu lernt und denkt, wozu strebt und liebt und handelt man, wenn man je höher die Entwickelung — umsomehr in Gefahr ist. O wie erbärmlich erscheint in dieser Auffassung der Mensch."

„Nicht so klein und nicht so erbärmlich, lieber Freund!“ sagte der Pfarrer: „Bedenken Sie nur das Eine: Gott hat in die Menschenseele eine Ahnung der Ewigkeit, eines ewigen Glückes gelegt; denn für dies Ziel ist der Mensch geschaffen und diese Ahnung ist ihm ein Unterpfand, daß er seine Bestimmung erreichen könne. Ist das etwas Kleines — die Ewigkeit zu denken? ist das etwas Erbärmliches — Verlangen nach der ewigen Seligkeit zu haben? Der Mensch, der heute blüht und morgen welkt und übermorgen eine Handvoll Staub ist — derselbe Mensch hat solche Gedanken! hat ein solches Verlangen! Mir scheint das ist etwas Großes, ist die Bürgschaft einer unendlich erhabenen Bestimmung. Um sie zu erreichen braucht er weiter nichts zu thun, als sich beharrlich mit allen Kräften nach der Seite seiner Ewigkeit hinzuwenden“ ....

„Weiter nichts?!“ warf Ulmer schmerzlich und bitter ein.

„Und da treten ihm denn freilich die Bedingungen seines Wesens in der Endlichkeit und in der Sinnenwelt entgegen — und er wird klein,“ fuhr der Pfarrer fort. „In diesem Gegensatz bewegt sich sein Leben. Deshalb dürfen wir den Menschen — uns selbst inbegriffen — weder über- noch unterschätzen, nicht zu groß und nicht zu klein ihn machen.“

Caplan Ulmer war verstimmt. Er hatte nicht das sagen können, was er sagen wollte, und hatte

Manches hören müssen, was er nicht hören wollte. Er verfiel in eine unzufriedene Stimmung und seine Stellung, sein Beruf sogar, mißfielen ihm, wenngleich nicht anhaltend. Er verhehlte sich nicht, daß er zwar eine selbstständige Lage wünsche, aber mit Schrecken daran denke, sein Leben als Landpfarrer in einem Dorf, ohne geistige Anregung und Mittheilung, hinbringen zu müssen. Alles das, was er durch die Marquise Marialva kennen gelernt hatte, drängte sich ihm auf wie Sonnenlicht und Frühlingsluft und ließ die Entbehrung als Finsterniß und Erstarrung erscheinen, in denen er zu Grunde gehen müsse. Ihr lebhaftes Gespräch, ihre geistige Regsamkeit, ihr musikalisches Talent, ihre einnehmende Persönlichkeit — das Alles sollte ersetzt werden durch Berufspflichten, von denen er sich im Verlaufe dieser vier Jahre entwöhnt hatte. Ihn grauete vor solcher Zukunft und sie war doch unvermeidlich, denn sein Aufenthalt in Bachheim war zu Ende, sobald Dagobert das Vaterhaus verließ. Die Gerüchte über Pfarrer Edelholt, welche um diese Zeit so laut wurden, daß sie sogar dem Diözesanbischof zu Ohren kamen, gereichten ihm einigermaßen zum Trost. Er glaubte sie im Grunde nicht; allein er dachte, es könne doch auch einmal ein Sturm durch das innere Leben dieses Mannes gebraust haben, der jetzt zu einem hohen Grade des innern

Friedens gelangt war — und das gab ihm Muth; — doch keine Klarheit.

Dagobert war bei dem Pfarrer gewesen, um Abschied zu nehmen. Unter der Hausthüre stieß er auf Wendeline, die ganz blaß und mit verweinten Augen hereinflog.

„Wendelchen, was fehlt Dir?“ fragte er theilnehmend und hielt sie bei der Hand fest.

„Nichts,“ sagte sie und legte die andere Hand über ihre Augen; aber ihre Lippen bebten.

„Ich gehe nun auf die Universität, Wendeline,“ sagte er und ließ ihre Hand los: „bitte, bete zuweilen ein Vaterunser für mich.“

„O beten Sie für mich .... ich habe es viel nöthiger!“ rief sie mit ausbrechenden Thränen.

„Hast Du es so schlimm, armes Kind? Nun gut, so laß uns für einander beten. Willst Du das?“

„Ja!“ sagte sie und gab ihm die Hand, indem sie ihn mit treuherziger Liebe unter Thränen anschaute.

Er ging und Wendeline lief in den Garten, wo sich eben der Pfarrer befand. Sie blieb vor ihm stehen, faltete bittend die Hände und sagte mit zitternder Stimme:

„Ich möchte gern etwas fragen.“

„Frage nur,“ sagte er beruhigend.

„Nein .... nicht hier .... bitte im Zimmer,“ versetzte sie.

Er ging hinein und sie folgte ihm. Drinnen warf sie sich auf die Knie und fragte kurz:

„Ist es wahr .... sind Sie mein Vater?“

„Nein, Wendeline.“

„Wer ist es denn?“

„Deine Eltern kennt Gott allein, armes Kind.“

„Also bin ich weder die Tochter noch die Nichte meines Vaters .... ich will sagen meines Pflegevaters?“

„Nein, Du bist in keiner Weise mit ihm verwandt. Aber wer hat Dich auf diese Fragen gebracht, Wendeline?“

Sie faßte sich mit Anstrengung und sagte:

„So war es: Die Müllerin hatte bei der Frau meines .... Pflegevaters gesessen und Kaffee getrunken, und als sie fertig waren trug ich das Geschirr in die Küche um es auszuspülen. Die Thüre der Küche stand offen, so daß ich deutlich jedes Wort hörte, als die Müllerin auf dem Hausflur von der Frau Weinrich Abschied nahm und sagte, sie könne es noch immer nicht glauben. Da sagte Frau Weinrich:

„Wer kann auch so etwas von dem Herrn Pfarrer glauben, der ganz heiligmäßig thut und redet! Es wäre ja eine Schande für ihn. Aber es heißt doch allgemein, die Wendeline sei seine Tochter.“

„Weiter hab' ich nichts gehört — das Herz schlug mir in der Kehle und es wurde mir schwarz

vor den Augen. Ich wollte sehr gern .... ach, wie gern! Ihre Tochter sein; allein ich wollte es nicht sein, wenn" .... — sie brach von Neuem in Thränen aus.

„Sieh, das Alles hättest Du Dir ersparen können, wenn Du nicht auf Reden gehört hättest, die nicht an Dich gerichtet waren," sagte der Pfarrer ruhig.

„Sie sind also nicht mein Vater?" fragte sie und sah ihn traurig zärtlich an: „und meine Eltern kennt Gott allein? O, dann bin ich freilich ein sehr armes Kind! .... — Da ich dies nun aber Alles weiß, so kann und will ich meinem Pflegevater nicht länger zur Last fallen .... ich will dienen! lassen Sie mich Ihre kleine Magd sein .... mit der Zeit werde ich schon größer und stärker" .... —

„Das geht nicht, Kind!" unterbrach sie der Pfarrer: „Du hast von Frau Weinrich gehört, es gehe allgemein die Rede Du wärst meine Tochter, und es würde die Leute in ihrem Irrthum bestärken, wenn ich Dich gerade jetzt zu mir nehmen wollte. Das darf nicht sein. Ueberdas fällst Du Deinem Pflegevater nicht zur Last, denn Du dienst ihm ja wie eine Magd .... oder vielmehr wie eine gute Tochter und es wird überdas von unbekannter Hand ein Jahrgeld für Dich gezahlt."

„Also giebt es Jemand auf der Welt, der an mich denkt!" rief Wendeline: „also habe ich noch

Eltern! . . . . und sie lassen mich hier . . . . bei Fremden! — O nein! o nein! nicht bei Fremden. Bei Ihnen bin ich, und Sie sind mir Vater und Mutter."

Sie kniete noch immer vor ihm und bedeckte seine Hände mit Küssen.

„Daraus siehst Du wie gut Gott ist, der mir ein Herz für Dich gegeben hat. Aber nicht so stürmisch, Wendeline! Steh' auf! Geh' heim. Du weißt jetzt Alles, was ich selbst über Dich weiß und damit mußt Du Dich beruhigen und gegen Jedermann schweigen — denn es würde zu keinem Frieden führen, wenn Du die Frau Weinrich merken ließest, daß Du ihr Gespräch mit der Müllerin hörtest. Sei fromm, brav und geduldig; es kommen vielleicht noch bessere Tage für Dich."

„O Herr Pfarrer! nichts gönnt mir diese grausame Frau. Der Vater darf mich nicht im Orgelspiel unterrichten und jetzt sogar will sie mich von meinen Uebungsstunden zurückhalten; — doch das erlaubt die Frau Gräfin nicht."

„Geh' heim, Wendeline, schweige und leide. Das ist es, was der liebe Gott jetzt von Dir verlangt."

Sie ging und er sprach zu sich selbst: Es ist auch das, was Er am allerhäufigsten von uns Allen verlangt.

Am Vorabend von Dagoberts Abreise erschien

Caplan Ulmer mit einer gewissen Verlegenheit im Pfarrhaus und sagte:

„Der Mensch denkt, Gott lenkt, Herr Pfarrer."

„Einverstanden, Herr Caplan! Jetzt nur weiter: was haben Sie gedacht."

„Es ist eine vollständige Veränderung meiner Pläne eingetreten. Ich habe mich im letzten Augenblick entschlossen mit Dagobert auf die Universität zu gehen."

„War dies der Wunsch des Herrn Grafen?"

„Das gerade nicht, d. h. er hat ihn nie ausgesprochen . . . . allein es freute ihn."

„Sie gehen also nicht als Begleiter Ihres bisherigen Zöglings mit ihm?"

„Das nicht."

„Was wollen Sie denn dort anfangen?"

„Philosophie studiren, Herr Pfarrer. Dies war allzeit mein Wunsch. Er blieb unerfüllt, so lange ich mich meinen Fachstudien zu widmen hatte . . . . wenigstens konnte ich ihn nicht so vollständig befriedigen, wie ich es verlangte. Jetzt habe ich mich während vier und einem halben Jahr dem Erziehungsfach gewidmet und es sind eine Menge Fragen in mir erwacht und von Außen an mich gestellt, die ich lösen und beantworten und dazu das Studiren der Philosophie benutzen will."

„Glauben Sie wirklich, daß die Philosophie

Ihnen das Räthsel des Lebens, das Räthsel des Menschenherzens .... und Ihres eigenen Herzens lösen könne?" fragte der Pfarrer.

„Ich hoffe es und auf jeden Fall muß ich es versuchen und mich philosophischen Studien widmen; denn aus meinen gegenwärtigen Verhältnissen heraus- und in die Seelsorge einzutreten, unmittelbar, ohne Uebergang — dies ist mir unmöglich."

„Der Mensch denkt;" sagte der Pfarrer freundlich: „die erste Hälfte des Sprichworts haben Sie mir erklärt. Nun kommt die zweite. Wo ist die Lenkung Gottes?"

„Sie liegt darin, daß ich gleichsam in der zwölften Stunde zur Einsicht über das was mir Noth thut, gekommen bin. Gearbeitet hat die Sache schon längst in mir. Die Subsistenzmittel habe ich auch, denn von meinem Gehalt habe ich jedes Jahr den größeren Theil zurückgelegt und durch einige Arbeiten für wissenschaftliche Zeitschriften helfe ich leicht nach. Dem Grafen ist mein Entschluß willkommen und Dagobert freut sich, daß wir miteinander studiren werden. So macht sich Alles von selbst: das ist die Lenkung Gottes."

„Oder Gottes Zulassung," entgegnete der Pfarrer: „denn Gott überläßt uns auch zuweilen unseren eigenen Gedanken. Wohlan, lieber Freund, Sie haben Ihren Entschluß gefaßt! jetzt gilt es,

ihn auszuführen zum Heil Ihrer Seele. Hätten Sie mir früher Ihren Plan mitgetheilt, so hätte ich Sie gebeten, denselben in der Einsamkeit der Exercitien zu erwägen."

„Das ist nicht möglich! wir reisen morgen ab!" rief der Caplan hastig.

„Ich weiß es .... und bedauere es," antwortete der Pfarrer gelassen: „je klarer wir darüber sind, von welcher Seite unsere Eingebungen kommen, auf welchem Grund und Boden sie entsprungen, desto ruhiger können wir ihnen folgen oder desto entschiedener sie zurückweisen. Und einige Tage des einsamen Nachdenkens über uns selbst, über unsere Bestimmung, über Mittel und Wege, um deren Ziel zu erreichen — einige Tage der gänzlichen Zurückgezogenheit von der Welt und von Allem, was an Welt erinnert, so daß die Seele beständig unter vier Augen mit Gott ist — fördern mächtig die Selbsterkenntniß."

Caplan Ulmer erhob sich und sagte, er müsse noch von seiner Schwester Abschied nehmen.

„Ah, gut daß Sie mich daran erinnern!" versetzte Pfarrer: „hören Sie, Herr Caplan, Ihre Schwester der ist von einer ganz unglaublichen Härte für die kleine Wendeline. Heute hat sie ihr die Clavierübungen untersagt, welche die Frau Gräfin verlangt, die ausdrücklich zu diesem Zweck vor Jahren

ein altes Instrument zum Schullehrer schickte. Legen Sie ihr doch zum Abschied die Sorge für Wendeline etwas an's Herz. Ein Abschiedswort macht zuweilen guten Eindruck. Der Unterricht der Frau Gräfin bleibt ohne Frucht, wenn sich das Kind nicht üben darf — und doch hat es nichts als sein musikalisches Talent, um sich später im Leben fortzuhelfen. Ich könnte freilich das Clavier zu mir nehmen und in eines meiner unbewohnten Zimmer stellen; — vielleicht ist dies sogar die Absicht der Frau Weinrich — allein in diesem Augenblick ist es nicht thunlich."

„Sie wissen . . . . Sie hörten!" . . . . rief der Caplan verblüfft.

„Alles! lieber Freund, und ich denke dabei an den Ausspruch des Apostel Paulus, daß es uns nichts schade, wenn die Menschen Böses über uns lügen; aber nicht minder an den Ausspruch des Herrn: Wehe dem, durch welchen Aergerniß kommt. — Ich kann jetzt nicht dem Kinde helfen, — deshalb bitte ich Sie um Ihre Fürsprache."

Caplan Ulmer verabschiedete sich vom Pfarrer und sagte, er hoffe in den Osterferien ihn wiederzusehen, denn der Graf habe ihn eingeladen, Einfür Allemal die Vacanzen in Bachheim zuzubringen, sei es mit, sei es ohne Dagobert. Dann ging er zu seiner Schwester. Bei dem ersten Wort das er über Wendelinens Musikübungen äußerte, rief sie:

„Mein Kopf verträgt nicht länger dies Geklimper. Hat die Wendeline drüben geklagt, so möge er ihr helfen und den Klimperkasten zu sich nehmen. Am Besten wäre es freilich, wenn er auch sie zu sich nehmen wollte. Dann wäre sie da, wohin sie von Rechtswegen gehört."

„Es ist also wirklich Deine Absicht, die Barmherzigkeit des Herrn Pfarrers herauszufordern und sie dann als Waffe gegen ihn zu kehren?" fragte er zürnend.

„Ei, das sollte Barmherzigkeit sein, Lorenz? es ist seine Pflicht und Schuldigkeit, sag' ich Dir."

„Woher weißt Du das, Barbara."

„Woher? woher? Du fragst ja, als ob Du im Beichtstuhl säßest! Bist Du auch so ein Inquisitor im Beichtstuhl, der die Leute mit Fragen torquirt? .... Das ist gar nicht schön, Lorenz .... das mußt Du Dir abgewöhnen .... die Leute werden schon von selbst das Nöthige sagen ohne die schauderhaften Daumschrauben, die der Geistliche ihnen durch seine Fragen anlegt und ihnen die Beicht zur Folter macht."

„Barbara, merke Dir Eines und ereifere Dich nicht unnützer Weise gegen die Beichtväter," sagte der Caplan ernst: „nie ist ein Mensch in der Beicht durch etwas Anderes torquirt worden, als durch seine Sünden;

das ist so gewiß wie das Einmaleins. Du hast aber meine Frage nicht beantwortet — und das ist auch eine Antwort. Deshalb bitte ich Dich, Deine Zunge im Zaum zu halten und ein unglückliches Kind mit christlicher Nächstenliebe zu behandeln."

„Ei, hat er mich so schwer verklagt, daß Du mir eine Predigt halten mußt, Lorenz?" fragte sie mürrisch.

„Der Herr Pfarrer hat mir einfach die Thatsache bezüglich der Musikübungen mitgetheilt — und sie ist's, die Dich verklagt."

„Nun so beruhige Dich, Lorenz! mit dieser Anklage wird mein Gewissen fertig."

Die Geschwister trennten sich verstimmt. Wenngleich Caplan Ulmer nicht selten etwas unzufrieden mit dem Pfarrer war, ihn auch wohl einseitig, sogar ungerecht fand: so hatte er doch in der Tiefe des Herzens Ehrfurcht vor ihm, und es war ihm widerlich diesen Mann als den Gegenstand eines gemeinen Geschwätzes zu sehen, dessen Chorführerin seine eigene Schwester zu sein schien. Er überdachte sein Gespräch mit Pfarrer Edelholt und er mußte sich eingestehen, daß er durch geistliche Uebungen vielleicht zu einem anderen Entschluß gekommen wäre — oder daß dieser Entschluß eine festere Grundlage erhalten hätte. Jetzt war es lediglich die Marquise Marialva, die der Sache den Ausschlag gegeben

hatte. Ihr offenbarte er seine Aengste vor der Zukunft. Mit ihr überlegte er, ob es nicht besser für ihn sei, sich dem Lehrfach als der Seelsorge zu widmen. Von ihr verlangte er eine endgültige Entscheidung.

„Denn Sie sind ganz unparteiisch," sagte er, „Sie kennen mich genug, um mich richtig zu beurtheilen und sind mir gewogen genug, um dasjenige in's Auge zu fassen, was Ihnen für mich am Ersprießlichsten scheint: Ihrem Rath will ich folgen."

„Ich bitte sehr, nicht unbedingt!" rief die Marquise: „ich bin keine Egeria mit Eingebungen von Oben. Allein mir scheint Sie wagen nichts dabei, wenn Sie Studien machen, zu denen Sie sich hingedrängt fühlen, und stellt es sich dabei heraus, daß Ihr Beruf nicht auf die Kanzel, sondern auf den Catheder Sie führt: so mein' ich diese Erkenntniß sei als ein entschiedener Gewinn zu betrachten. Ein verfehlter Beruf verdüstert das Leben — und ob man einer Schaar von wissensdurstigen Jünglingen oder einer Gemeinde Lehren der Wahrheit vorträgt, ist ja gleichgültig, wenn es nur die Wahrheit und wenn nur Ihr Herz und Ihre Ueberzeugung dabei ist, so daß Sie mit Liebe Ihren Pflichten nachkommen können. Talent für das Lehrfach haben Sie; das sehen wir an Dagobert. Er ist freilich sehr begabt; allein der Lehrer hat es in der Hand die Gaben zu wecken

und anzufachen oder sie einschlafen zu lassen. Wir können Ihnen nie dankbar genug für Dagobert sein. Welch ein Trost für Sie, wenn Sie dereinst in recht vielen Familien diese Dankbarkeit erweckten."

Mit herzklopfender Freude folgte er ihren Gedanken, welche den seinen entsprachen, obschon sich bei ihm die Frage einmischte, ob das priesterliche Leben nicht bei dem neuen Plan zu kurz kommen werde. Indessen drängte er sie zurück, indem er sich selbst die Versicherung gab, es auf's Beste inne zu halten, während er zur Marquise sagte:

„Ich bin es, der Ihnen für immer Dank schuldet, gnädige Frau, denn Sie helfen mir den Conflict in meinem Innern zu entwirren und eine größere Wohlthat gibt es nicht."

„Jetzt, da ich Sie wie eine gute Mutter in die Schule schicke," sagte die Marquise mit ihrer ganzen Anmuth, „jetzt darf ich mir wohl erlauben, für Ihre Bücher zu sorgen, nicht wahr? Alle Werke, die Sie nöthig haben und die von irgend einem Interesse für Sie sein können, bitte ich Sie bei meinem Buchhändler zu nehmen. Hier ist seine Adresse" — und sie reichte ihm ein Blättchen Papier — „Sie haben carte blanche bei ihm." — —

Von diesem ganzen Gespräch hatte Caplan Ulmer keine Sylbe gegen Pfarrer Edelholt erwähnt.

Das Christgeschenk des Waisenkindes.

Anfang November waren Dagobert und Caplan Ulmer abgereist. Bald darauf kehrte die Marquise Marialva nach Frankfurt zurück. Ihr Trauerjahr war zu Ende. Sie hatte in der letzten Zeit sehr häufig Briefe bekommen, die sie in Spannung und Unruhe zu versetzen schienen. Sie sagte ihrem Vater es wären Geschäftsbriefe. Zum Weihnachtsfest versprach sie wiederzukommen. Der graue November schlich über Bachheim fort. Wie Sonnenstrahlen Nebel durchbrechen, erfreuten Dagobert's Briefe das Herz seiner vereinsamten Eltern. Er ging frisch und froh an seine Studien und war bereit den größtmöglichen Vortheil aus ihnen zu ziehen: also ganz in der Verfassung, die ein Mensch von achtzehn Jahren haben muß.

Pfarrer Edelholt lebte sein gewohntes Leben, auf dessen Verlauf weder die Jahreszeit, noch das Kommen und Gehen der Menschen einwirkte. Er besorgte mit größter Pünktlichkeit die pfarramtlichen Geschäfte und

mit einem Eifer, den er aus einer höheren Liebe als der natürlichen zu seinem Beruf schöpfte, die Pflichten, die ihm als Seelsorger oblagen. Häufiger als früher besuchte er den Grafen, weil dieser ihn darum gebeten hatte. Einem dieser Besuche verdankte Wendeline eine kleine Erleichterung. Die Gräfin ließ den Schullehrer rufen und stellte ihm vor, daß Wendeline ohne die erforderlichen Uebungen keine Fortschritte in der Musik machen könne. Er möge das Clavier im Schulzimmer aufstellen, dort belästige es nicht seine Frau und Wendeline sei ganz ungestört in den Nachmittagsstunden, wo das Local frei sei. Dem Befehl der Gräfin konnte sich Frau Weinrich nicht widersetzen und Wendeline fühlte sich überglücklich, als sie auf diese Weise ihr kleines Reich für sich allein hatte, obschon Frau Barbara es nicht an Quälerei fehlen ließ und sie zwanzigmal durch unnöthige Fragen und Aufträge störte. Wendeline that Alles, was man von ihr verlangte, gelassen und schweigend, aber sie wurde ernst und immer ernster und zeigte keine Spur von kindlichem Frohsinn. Zu tief wurde ihr junges Herz von der Lieblosigkeit bedrückt, die ihr auf jedem Schritt entgegen trat.

Pfarrer Edelholt kehrte von einem Krankenbesuch heim. Es fiel ein leichter Schnee in großen weichen Flocken und der Abend dämmerte herein. Als der

Pfarrer den Kreuzgang betrat, sah er Wendeline am Kirschbaum stehen. Sie hatte einen Arm um den Stamm geschlungen und ihren Kopf daran gelehnt, — ein Bild tiefer Schwermuth. Die Schneeflocken fielen wie Sterne auf ihr schwarzes Haar. Sie beachtete es nicht; auch nicht die nahenden Schritte, und sie erschrack auch nicht, als der Pfarrer sie fragte:

„Woran denkst Du, Kind, daß Du im Schneegestöber im Freien bleibst?"

„An das, was aus mir werden soll," sagte sie: „andere Kinder haben Eltern, welche dies überlegen; ich muß es selbst thun — mit Ihnen, natürlich! O wenn ich Sie nicht hätte . . . . was finge ich an! . . . . Es ist zu furchtbar traurig, keine Eltern zu haben oder von ihnen verstoßen zu sein."

„Um so mehr ist der liebe Gott Dein Vater und die heilige Mutter Gottes Deine Mutter, Wendeline."

„Ja, ich glaube das und zuweilen tröstet es mich — zuweilen aber auch gar nicht!" brach sie heftig aus.

„Wer weiß, was Du sagen würdest, wenn Du plötzlich Deine Eltern fändest."

„O ich würde mich freuen, über die Maßen freuen . . . . denn sie würden mich lieb haben und ich wäre nicht mehr verstoßen. O Sie wissen nicht, wie weh' das thut! . . . . Kleine Zigeunerin nannte mich zuweilen Graf Dagobert. Die Zigeuner sind

arme, umherziehende, verachtete Leute .... o wäre meine Mutter eine Zigeunerin und käme, um mich zu holen .... wie gern zöge ich mit ihr."

„Auch mit einem Vater, der Zigeuner wäre?" fragte er lächelnd, um ihre Aufregung zu beschwichtigen.

„Ich denke hauptsächlich an meine Mutter," erwiederte sie.

„Bitte den lieben Gott, daß es zum Heil Deiner Seele gereiche, wenn Du deine Eltern finden solltest, Wendeline, das ist die Hauptsache. Die Erfüllung unserer Wünsche, auch der rechtmäßigsten, ist es nicht."

„Ist es nicht!" wiederholte sie langsam und ernst, küßte die Hand des Pfarrers, schüttelte den Schnee aus dem Haar und ging in ihre Behausung; — aber nicht in's Zimmer, sondern in den Schulsaal, wo sie, Dank ihrem feinen musikalischen Gehör, ihre Uebungen im Finstern machte, weil Frau Barbara ihr kein Licht gestattete: Tische und Bänke könnten ja Feuer fangen! — —

Der schöne heiligstille Advent war zu Ende. Die Zeit der Erwartung des Erlösers, des Königs, des Friedensfürsten, des Wunderbaren, der die hinsiechende, zu den ewigen Abgründen hintaumelnde Welt auf seine Schultern nahm und sie auf die Bahn der Gnade versetzte — diese Zeit, die das gläubige

Christenherz alljährlich so gern mit Liebe und Dankbarkeit feiert, hatte im heil. Christfest ihren Abschluß gefunden. Die Marquise Marialva war nicht nach Bachheim gekommen: ein Erkältungsfieber fesselte sie an ihre Gemächer; es hatte sie aber nicht an ihrer Gewohnheit gehindert eine Masse von Geschenken in's Vaterhaus und in den Pfarrhof zu senden. Da wie dort hatte der frohe Christbaum über den Gaben für die Schulkinder, die Armen, die Kranken gestrahlt — und jetzt war es am Abend des ersten Weihnachtstages. Pfarrer Edelholt saß im Beichtstuhl. Wendeline kniete vor dem Kripplein, das seitwärts vom Altar aufgestellt und beleuchtet, und ein Ueberbleibsel aus dem Kloster war. Kinder und kindliche Seelen freuten sich an dem friedlichen Bilde.

Plötzlich erschien Josephe in der Kirche, ging raschen Schrittes zum Beichtstuhl und meldete leise dem Pfarrer, ein fremder vornehmer Herr wünsche ihm ein Wort zu sagen. Der Pfarrer erhob sich, hing seine Stola an den Beichtstuhl, sagte den Umstehenden, er komme gleich zurück und ging in sein Haus. Als er die Thür seines Zimmers öffnete, stand der Fremde mit der Lampe in der Hand vor einer wunderschönen Lithographie, die den heil. Antonius von Padua darstellte, zu welchem das Kind Jesus aus einer Glorie von Engeln herabschwebt, nach dem Meisterwerk Murillos in der Cathedrale von Sevilla.

Es war das Christgeschenk der Marquise. Der Fremde stellte bei dem Eintritt des Pfarrers die Lampe auf den Tisch, verbeugte sich und reichte demselben ein offenes Blatt schweigend dar. In französischer Sprache mit deutschen Buchstaben stand darauf:

„Graf Sierra Blanca ist Wendelinens Vater. „Er kommt, um seine Tochter zu holen. Sie dürfen „ihm vertrauen. — Wendeline Stern."

Sprachlos vor Ueberraschung starrte der Pfarrer den Fremden an, dessen dunkle Augen vor innerer Bewegung leuchteten, als er in französischer Sprache fragte:

„Wo ist meine Tochter? .... Kann ich sie sehen, sie mitnehmen?"

„Ich lasse sie rufen," erwiederte Pfarrer Edelholt und befahl Josephen Wendeline zu rufen. Bis sie kam fragte er auf's Höchste bestürzt den Fremden:

„Vergeben Sie, wenn ich unbescheiden bin! .... wohin denken Sie das Kind zu bringen?"

„Zu bringen?" wiederholte Graf Sierra Blanca erstaunt: „ich will meine Tochter mit mir nach England nehmen, sie rechtsgültig adoptiren und bei mir behalten, will sie allenfalls in eine Erziehungsanstalt in London oder Paris geben. Sein Sie unbesorgt um ihre Zukunft! ich will und werde mit Liebe Alles nachholen, was ich versäumt habe, weil ich nicht" .... —

Wendeline trat lebhaft ein, blieb jedoch verlegen an der Thür stehen, als sie gewahr wurde, daß der Pfarrer nicht allein sei.

„Komm' näher, Kind," sagte er liebreich, „das heilige Christfest bringt Dir eine große Freude."

Sie that einen Schritt — da trat ihr der Fremde entgegen, faßte ihre Hand, zog sie in den Lichtkreis der Lampe hinein, betrachtete sie einen Augenblick und rief dann, indem er sie zärtlich in seine Arme schloß und ihre Stirn, ihre Locken mit Küssen bedeckte:

„Oh my dearest child .... Gwendalin ... my own Gwendalin .... my darling" .... —

Wendeline entsetzte sich. Der fremde Herr, die fremde Sprache .... was wollte er, was sagte er. Sie schloß die Augen.

„Es ist Dein Vater!" sagte der Pfarrer.

„Mein Vater?" rief sie und machte sich mit einer Bewegung von übermäßiger Freude von ihm los, um ihn anzuschauen: „mein Vater! .... Und er versteht nicht meine Sprache und ich nicht die seine," setzte sie traurig hinzu.

„Was sagt sie? weshalb sieht ihr liebes Gesicht betrübt aus?" fragte der Graf besorgt, der keine Sylbe deutsch verstand.

Der Pfarrer mußte französisch reden und den Dolmetscher machen. Als Wendeline auf diese Weise

erfuhr, wer ihr Vater sei und daß er wünsche, noch heute Abend mit ihr nach Paris abzureisen, wo sie in einem Pensionat französisch und englisch und viele andere Dinge lernen solle, wurden ihre Augen immer größer, bis sie sich endlich mit Thränen füllten. Sie schmiegte sich an den Arm des Pfarrers und flüsterte:

„Ich möchte lieber zu meiner Mutter, als in das fremde Pensionat."

„Sie verlangt nach ihrer Mutter," erläuterte der Pfarrer dem Grafen.

„Sagen Sie ihr, daß sie in meiner Gattin eine Mutter finden werde."

„Sie sind vermählt, Herr Graf?"

„Jetzt bin ich Wittwer, hochwürdiger Herr; aber meine Vermählung mit Wendeline Stern steht bevor. Dies aber dolmetschen Sie dem Kinde nicht, sondern nur meine erste Antwort."

Der Pfarrer mußte sich zufrieden geben; Wendeline auch; aber sie sagte:

„Bitten Sie doch den Herrn, daß er heute Nacht hier bleibe .... hier bei Ihnen! ich möchte gern morgen von der guten Frau Gräfin Abschied nehmen — ach! von Allen!.... Ach, Herr Pfarrer, mein Schreck ist zu groß!.... ich habe nie gedacht, daß mein Vater ein vornehmer Herr sein werde."

Der Pfarrer trug Wendelinen's Bitte vor und

setzte hinzu, da die Familie des Grafen von Wianden große Güte für das Kind gehabt habe, und da auch die Pflegeeltern in gehörige Kenntniß zu setzen wären, so möge der Herr Graf sich entschließen, die Gastfreundschaft im Pfarrhause anzunehmen. Der Graf that es bereitwillig, erklärte aber, daß er Wendeline keinen Augenblick länger bei fremden Leuten lassen wolle. Auch sie müsse die Gastfreundschaft des Pfarrers in Anspruch nehmen und dieser dem Schullehrer die Wendung der Dinge mittheilen.

Frau Weinrich erschrack nicht wenig, als Pfarrer Edelholt in Begleitung eines vornehmen Herrn, der Wendelinen's Hand unter seinem Arm hielt und gefolgt von ihrem Mann bei ihr erschien. Durch die Mittheilung, die der Pfarrer jetzt in aller Kürze dem Ehepaar machte, versteinerte sie vor unerhörter Ueberraschung. Daß sich eine Mutter, sogar eine vornehme Mutter für Wendeline finden könne, hatte sie zuweilen gedacht; aber ein Vater .... und ein solcher Vater! — nein! das nie! und daß der Pfarrer ihr selbst diese Nachricht brachte .... nein! das war ein solcher Triumph dieses Menschenfeindes — dieses Scheinheiligen durfte sie nicht mehr sagen — daß sie zu ihrem eigenen Erstaunen sprachlos war: sie fand keine Worte für den Sturm, der ihr Inneres bewegte. Wie ein Traumbild ging es an ihr vorüber, daß Graf Sierra Blanca ihr mit einigen französischen

Worten sehr freundlich die Hand reichte — daß Wendeline es schüchtern und schweigend that, hingegen dem Schullehrer um den Hals fiel und ihn herzlich küßte — daß dieser ganz gerührt sagte: „Gott segne Dich, Wendeline, bleib' immer ein braves Kind.“ — Damit verschwand die Erscheinung. Frau Barbara blickte verstört auf ihren Gatten und kam nicht eher zum vollen Gebrauch ihrer Sinne, bis dieser ihr ein kleines Taschenbuch reichte und sagte:

„Schau, Barbara, diese Werthpapiere hat der Herr Graf mir gegeben.“

Sie sah den Inhalt durch und sagte mürrisch:

„Es hätte mehr sein müssen, denn jetzt entgeht uns das Jahrgeld.“

„Die Unkosten hören ja auf,“ bemerkte er.

„Ei, die waren nicht gar groß! sie aß sehr wenig und ihre Kleider bekam sie von der Frau Gräfin. Wir sind bei dieser Auflösung der Geschichte sehr zu kurz gekommen.“

Wendeline führte ihren Vater in die Kirche und vor das Kripplein, machte ihm verständlich, daß sie für ihn beten werde und warf sich auf die Knie. Er zog sich in den dunkelsten Winkel der Kirche zurück und war der letzte am Beichtstuhl des Pfarrers.

Während der Zeit besorgte Josephe das Nacht-

essen und brachte die beiden Gastzimmer in Ordnung. Da steckte Wendeline ihren Kopf in die Thür und sagte:

„Du hast so viel zu thun, Josephe, daß Du kaum fertig werden kannst. Soll ich Dir helfen?“

„Wendelchen, das schickt sich nicht mehr für Dich — Du bist ein vornehmes Kind geworden und bist unser Gast: da muß ich Dich bedienen. Gelt, Du bist froh?“

„Ja .... ich weiß nicht .... mir kommen beständig Thränen in die Augen. Das sehe ich schon, Josephe: ob es uns gut geht oder schlimm geht, weinen müssen wir immer.“ — —

Graf und Gräfin von Wianden waren mit ganz Bachheim über Wendelinen's Schicksalswendung grenzenlos verwundert. Wenn sie dem Kinde auch Glück wünschten und wenn sie gegen Graf Sierra Blanca mit aller Aufrichtigkeit nur lobend über Wendeline sich äußerten: so sprachen sie doch zu einander nicht ohne Besorgniß über deren Zukunft. In welche Familie kam sie? würde sie sich zurechtfinden in so ganz fremden Verhältnissen? welchen Platz würde sie einnehmen? — Es schien Alles so unbestimmt, so nebelhaft zu sein.

„Das Schicksal eines solchen Kindes ist selten ein glückliches,“ sagte der Graf, „denn es fehlt die Harmonie zwischen Kindheit und späterem Leben. Solche

romanhafte Ereigniſſe fügen ſich ſelten glatt in die Wirklichkeit und in die alltäglichen Verhältniſſe des Lebens ein."

„Vielleicht hat der liebe Gott dies Alles gerade jetzt ſo gewendet," ſagte Frau von Wildermut, „damit das alberne Geſchwätz über unſern guten Pfarrer in ſeiner vollen Nichtigkeit erkannt werde."

„Das iſt gewiß!" entgegnete Leocadie, „eine ſo erſtaunliche Wendung eines Menſchenſchickſals kann nur auf beſondere Fügung Gottes eintreten. Wie wird Dagobert ſtaunen, daß die kleine Zigeunerin nunmehr in Paris erzogen wird."

Wendeline hatte mit ſtillen Thränen vom Grafen, der Gräfin und dem ganzen Herrnhof Abſchied genommen; als nun aber der Wagen ihres Vaters vorfuhr und der Abſchied von Pfarrer Edelholt kam, da brach ein troſtloſer Schmerz aus. Sie warf ſich vor ihm nieder, umklammerte ſeine Knie, ſeine Hände, ſchmiegte ſich an ſeinen Arm und bat, in Thränen ſchwimmend, er möge ſie bei ſich behalten; .... ſie fürchte ſich. Er ſuchte ſie zu beruhigen nnd ſagte endlich:

„Aber Wendeline, Du warſt ja entſchloſſen mit einer Zigeunerin fortzuziehen und jetzt" .... —

„Ja, mit meiner Mutter!" unterbrach ſie ihn.

„Sei nicht undankbar gegen Gott, der Dich zu einem liebreichen Vater führt," verſetzte er ernſt:

„Du solltest ihn für diese Gnade loben und preisen .... und Du weisest sie zurück?“ ....

„Nein!“ unterbrach sie ihn abermals und sprang hastig auf, „ich will nicht undankbar gegen den lieben Gott sein .... aber eben darum muß ich Ihnen dankbarer sein, als irgend einem Menschen auf Erden — denn Sie haben mir all' die Jahre nichts als Gutes gethan .... haben mich all' die Jahre, wo nicht Vater, nicht Mutter sich um mich kümmerten, immer lieb gehabt .... und sind dafür — ich weiß es recht wohl! — verkannt und verleumdet worden! .... O, Ihnen bin ich dankbar, Ihnen vor Allen.“

„Welch' ein Sturm der Empfindungen durchbraust dies Kinderherz,“ sagte Graf Sierra Blanca, der am Feuer sitzend Wendelinen zuschaute und zuhörte, ohne sie zu verstehen, halb fragend zum Pfarrer.

„Stürme des Vorfrühlings,“ entgegnete dieser lächelnd, „sie werden sich legen.“. — Und dann zu Wendeline: „Jetzt fasse Dich, Kind! Gott ist es, der Dich hinwegführt. Ihm gehorche! die Menschen sind nur seine Werkzeuge. Ich war es; Dein Vater ist es; Gott allein ist der Herr. Er wird Dich führen, wenn Du ihm gehorsam bist und derjenige kommt zum Ziel, den Er führt.“

„Bitte, geben Sie mir Ihren heiligen priesterlichen Segen zu meiner Auswanderung,“ sagte sie

gefaßt und sanft, indem sie sich auf ein Knie vor ihm niederließ.

Darauf erhob sie sich, küßte des Pfarrers Hand und dann die ihres Vaters, indem sie sagte:

„Ich bin bereit.“

Der Graf verstand ihren Ausdruck, nicht ihre Worte und sagte zum Pfarrer:

„Wo hat sie ihren Hut? .... ihren Pelz? ....

„Das sind unbekannte Dinge für eine Dorfkind,“ antwortete der Pfarrer lächelnd.

Der Graf betrachtete seine Tochter. Ein Dorfkind? ja. Sie stand vor ihm im neuen Sonntagskleide von grau und blau gewürfeltem derben Wollenstoff, dem Christgeschenk der Gräfin, in blauen wollenen Strümpfen und Lederschuhen, um den Hals ein seidenes Tüchlein geknüpft, das alle Farben hatte, welche dem übrigen Anzug fehlten. Ihre Hände waren roth und rauh; ihre Lippen aufgesprungen; ihre Arme zu lang, ihre Schultern zu schmal. Sie sah allerdings nichts weniger als schön aus. Aber sie sah ihn an mit zwei wunderherrlichen dunkeln Augen, die eigenthümlich ernst, wie schwarze Gestirne, fast schwermüthig, und doch strahlend unter einer zarten Stirn und einer Fülle schwarzer Locken lagen. Und der Graf dachte bei sich selbst, daß sie in dem Alter sei, wo große Umwandlungen mit der weiblichen Schönheit vor sich gehen, und daß

aus der Raupenhülle, die er jetzt erblicke, sicherlich kein gewöhnlicher Schmetterling sich entwickeln werde. Er nahm seinen Pelz und hüllte Wendeline von Kopf bis zu Füßen darin ein. Der Postillon stieß inzwischen verzweiflungsvolle Mißtöne aus seinem Posthorn und versicherte, es sei die höchste Zeit, wenn die Station vor dem Eisenbahnschnellzug erreicht werden solle.

Der Wagen fuhr dahin. —

Josephe strich mit dem Rücken der Hand über ihre Augen und sagte:

„Gelt, hochwürdiger Herr, Wendelchen wird uns recht fehlen. Man hatte sich so an das Kind gewöhnt, daß es wie zu uns gehörte und man hatte seine Freude daran — denn es ist gut, das Wendelchen!“

„Wir wollen Gott bitten, daß es so bleibe in den neuen, fremden, so ganz veränderten Verhältnissen,“ sagte der Pfarrer bewegt.

„Ob sich nun auch die Mutter, die schwarze Dame, finden wird, Hochwürden?“

„Frage doch nicht nach Dingen, die Niemand beantworten kann, Josephe,“ sagte Pfarrer Edelholt und begab sich in sein Zimmer.

Etwa acht Tage später bekam er einen Brief von wohlbekannter Hand und er las:

Nächsten Montag, um 7 Uhr Abends, werde ich

bei dem Herrn Pfarrer Edelholt auf eine Stunde erscheinen, um dann auf immer zu verschwinden.

Wendeline Stern.

Er war sehr abgetödtet, der Pfarrer Edelholt; aber er brachte doch drei Tage in erwartender Spannung hin. Am Montag Abend um 7 Uhr hielt ein geschlossener Wagen vor dem Pfarrhaus und Josephe stürzte in des Pfarrers Zimmer mit dem Ausrauf:

„Hochwürden, nun ist sie da . . . . die schwarze Dame."

„Daß Niemand uns störe, Josephe," versetzte er, ging der Fremden entgegen und lud sie ein näher zu treten. Sie war noch mehr vermummt als bei ihrer ersten Erscheinung, denn über den schwarzen Hüllen trug sie einen weiten Pelzmantel, und über den Kopf hatte sie einen rothen persischen Shawl geworfen. Kaum schloß sich hinter ihr die Thür, so wendete sie sich um, schob den Riegel vor, ergriff des Pfarrers Hand, zog ihn nach der entgegengesetzten Seite des Zimmers, wickelte sich behend aus all ihren Hüllen heraus und zeigte sich endlich in ihrer wahren Gestalt. Ganz entsetzt trat der Pfarrer zurück, sprachlos vor Ueberraschung.

„Ja, ich bin es" . . . . sagte sie mit gepreßter Stimme, zitternd, bleich und bewegt: „ich bin es, Claudia Marialva, deren größter Wohlthäter Sie

gewesen sind — Sie, dem ich ewige Dankbarkeit schulde und dessen heiliges Erbarmen mit meinem Kinde es mir zur Pflicht macht Sie über dessen Lage und Stellung in der Gegenwart und Zukunft beruhigend aufzuklären — Sie, dem allein ich das traurige Geheimniß meiner Schuld offenbaren will, damit wenigstens mein unbegrenztes Vertrauen einen Theil meines Dankes ausspreche. Und dann: damit ein Mensch auf Erden, ein hochverehrter, diese vielbewunderte, vielbeneidete, diese genialische, reiche, schöne Claudia Marialva in ihrer Armseligkeit, in ihrem Elend kenne und im Stande sei ihr zu rathen, wenn schwierige Verhältnisse eintreten sollten. Ich bitte, hören Sie mich geduldig an; ich werde kurz sein.

„Ich lernte Graf Sierra Blanca bereits in Brasilien kennen. Enttäuscht über das Gefühl, das mich zur Gattin des Marquis Marialva gemacht hatte, glaubte ich nicht an die Wahrheit und Dauer dieser Gefühle, weder in meinem eigenen noch in fremden Herzen; ich betrachtete sie als einen Zeitvertreib in der Oede der Welt. Ich hatte keine Kinder, ich hatte nicht eine einzige, wirklich verpflichtende Beschäftigung; ich suchte mich zu unterhalten und das Spiel der Empfindungen unterhielt mich. Mir scheint, daß ich damals keine tiefe Neigung für Graf Sierra Blanca hatte, wenigstens

kehrte ich ziemlich ruhig mit meinem Gemahl nach Europa zurück und dachte bei mir selbst, die Liebe sei ein Traum, ein Phantasiegebilde ohne innere Wahrheit. Damit wollte ich mich trösten, denn ich sehnte mich nach einer großen, dauernden Liebe und wußte ja doch, daß sie mir versagt sei, selbst dann wenn sie mir begegnen sollte. Und sie sollte mir begegnen. Graf Sierra Blanca, der Sohn einer Engländerin und durch sie in England begütert und erzogen, lebte mehr dort als in Brasilien, das ihm fremd, weil sein Vater früh gestorben war. Bald nachdem wir Rio Janeiro verlassen hatten, ging er nach England und im folgenden Jahr auf den Continent. Was ihn zu uns führte war leider! ach leider! die Liebe zu mir. Er hatte mich nicht vergessen — und daß er mich nicht vergessen hatte überraschte, freute und ergriff dergestalt mein Herz, welches ja nichts sehnlicher verlangte, als an Liebe zu glauben, daß es sich diesem ersehnten Glück anfangs zweifelnd noch und schüchtern, dann aber mit tiefer Leidenschaft hingab.

„Das währte zwei Jahre. Graf Sierra Blanca war fast ununterbrochen in meiner Nähe. Da riefen Staatsgeschäfte den Marquis Marialva nach Rio auf unbestimmte Zeit — höchstens auf ein Jahr. Es war also nur eine Reise, keine Uebersiedelung. Er fand meine Begleitung überflüssig

und wir stimmten in diesem Punkte durchaus überein. Meine Großeltern, die in Sevilla lebten, hatten längst gewünscht mich auf einige Zeit bei sich zu haben. Der Marquis brachte mich zu ihnen und ich weiß nicht unter welchem Vorwand Graf Sierra Blanca es möglich machte uns zu begleiten. Nach einigen Tagen schiffte sich mein Gemahl in Cadix ein. Der Graf blieb in Sevilla und wäre viel länger geblieben, wenn seine Mutter ihn nicht nach England gerufen hätte. Sie war brustkrank geworden und er sollte sie nach Madeira begleiten. — —

„In diesem Jahr wurde Wendeline geboren. Es war ein Jahr voll Verzweiflung und Todesangst. Zerdrückt vom Schuldbewußtsein mußte ich sorglos scheinen; gefoltert von der Furcht vor Entdeckung, die so groß war, daß mich zuweilen ein krampfhaftes Zittern vor den Blicken, den Worten, ja ich möchte sagen vor den Gedanken der Menschen überfiel mit denen ich verkehrte, mußte mein Benehmen unbefangen wie es gewesen war verbleiben; denn was man auch von meinem Verhältniß zu Graf Sierra Blanca denken mochte — dies ahnte Niemand, und ich nahm mir fest vor lieber zu sterben, als dies unselige Geheimniß zu verrathen. Außer meiner Kammerfrau, einer Mulattin aus Rio, die mir sclavisch ergeben war, wußte kein Sterblicher darum. Ich brachte die letzten Monate unter dem Vorwand

einer Traubencur in einem Dorf Savoyens am Genfer See zu. In diesem entlegenen Oertchen und unter einem fremden Namen hoffte ich den bangen Augenblick zu überstehen. Ein Brief des Marquis scheuchte mich auf. Er schrieb, sein Aufenthalt in Rio gehe früher zu Ende, als er gerechnet; in der letzten Hälfte des Oktobers werde er mich am Genfer See aufsuchen und mit mir nach Frankfurt zurückkehren. Mein Herz drohte still zu stehen vor Entsetzen. Was anfangen? unsinnige Furcht und stumpfe Trostlosigkeit wogten auf und ab. Ich wollte mich besinnen — und vergaß im Wirbel der quälenden Gedanken, auf was. Ich wollte eine Entscheidung treffen — und fühlte den Boden unter meinen Füßen wanken, mochte ich rechts oder links, vor- oder rückwärts gehen. Nur Eines war mir klar: mein Vater und der Marquis durften nichts von meinem Unglück erfahren und der Marquis durfte mich nicht hier finden. Ich schrieb ihm nach Sevilla, wo er meine Großeltern besuchen wollte, meine Traubenkur sei zu Ende und ich würde ihn bereits in Frankfurt erwarten. Ich hatte keine Ruhe mehr am Genfer See. Es trieb mich fort nach Deutschland. War der bange Augenblick überstanden, so konnte ich ja ganz schnell Frankfurt erreichen. Ich verließ Savoyen. Das Uebrige wissen Sie. Am Abend jenes 19. Oktobers lenkte ich meine Reise

von der großen Straße ab und kam zu Ihnen — von Gott geführt. — — Ja, von Gott geführt! Sie erinnern sich, daß ich am andern Tage abreiste. Meine Schuld trieb mich vor sich her wie ein gescheuchtes Wild. Wenn der Marquis früher als ich heimkehrte — was dann? — Die Sorge war unnütz. Seine Abreise von Rio erlitt eine unerwartete Verzögerung und er kehrte erst zwei Monate nach mir zurück. Hätte er mir aber nicht seine Absicht Rio früher zu verlassen, mitgetheilt: so wäre Wendeline nicht in Ihre Obhut gekommen; deßhalb sage ich: von Gott geführt. Seine Barmherzigkeit machte gut, was meine Sünde schlecht gemacht hatte.

„Daß ich in jeder Weise suchen mußte unbekannt zu bleiben, begreifen Sie. In der heiligen Beicht erfuhren Sie von meinen Verhältnissen nur das, was zur Erläuterung meines Schuldbekenntnisses nothwendig war. Wendeline bekam ihren Namen nach der Mutter des Grafen Sierra Blanca, die Gwendalin hieß — und nach mir: ich heiße Claudia Estrella und der Stern heißt auf spanisch Estrella. Da wir die Sommermonate gewöhnlich in Baden-Baden zubrachten, so konnte ich Ihnen leicht das Jahrgeld für Wendeline von dort zukommen lassen. Ich hätte ein größeres Jahrgeld zahlen sollen und können; aber die Furcht vor Entdeckung meines strafbaren Geheimnisses ließ es nicht zu. Ein

größeres Jahrgeld hätte vielleicht auf eine Mutter aus reicher, aus vornehmer Familie schließen lassen, die Neugier geweckt .... und die unglückselige Mutter wollte um jeden Preis vergessen sein. Furcht vor Entdeckung hat mein Leben seither vergiftet, war meine Tyrannin .... und ist es noch jetzt. Denn ich bin nicht zu Ende mit meinen Leiden .... mit den Folgen meiner Schuld .... und die Angst, daß mein Vater die Sache erfahren könne, wird mich foltern so lange ich lebe.

„Marquis Marialva hat sie nie geahnt; auch bis jetzt nicht mein Vater und Niemand von den Meinen .... auch nicht — bis in jüngster Zeit — Graf Sierra Blanca. Er war jahrelang mit seiner hinsterbenden Mutter auf Meeresfahrten in fernen Zonen. Madeira, Westindien, Rio — das wechselte ab, das erhielt sie am Leben, das hielt ihn an ihrer Seite fest. Wie hätte ich mein Geheimniß einem Blatt Papier und dem Spiel der Wellen anvertrauen können! In der ersten Zeit mochte mein Herz es wünschen; doch bald sagte mir die Ueberlegung, je weniger Personen es wüßten, desto sicherer sei ich vor Entdeckung. Und endlich waren Sie es, theurer hochwürdiger Herr, der an jenem Morgen in N. von mir den festen Vorsatz verlangte, mein Verhältniß zu Graf Sierra Blanca entschieden abzubrechen, ja, sofern es mir möglich sei, ihn nicht

wieder zu sehen. Ich versprach es Ihnen. Hätte er Wendelinens Dasein erfahren, so wäre das ein Band mehr zwischen ihm und mir gewesen .... und ich wollte ja ein jedes Band lösen! — So schwieg ich denn dreizehn Jahre! —

„O welche Jahre! .... Gefesselt an den mir unsympathischen Gatten, liebte ich den Grafen Sierra Blanca mit einem Herzen, das erst jetzt zum vollen Bewußtsein seiner Liebeskraft gekommen zu sein schien — und durfte mich nicht diesem Gefühl hingeben. Der Graf hatte die Freude, seine Mutter genesen nach England zurückzuführen. Dann kam er nach Deutschland, immer derselbe mit dieser unseligen Leidenschaft, die ihn elend machte, weil ich, fest in meinem Vorsatz, sie nicht mehr zu erwiedern schien und ihm auch die Hoffnung nahm sie je zu erwiedern. Bald glaubte er es — und war trostlos; — bald glaubte er es nicht .... und war verzweifelnd. Er reiste fort, er kam wieder, auch wir machten Reisen, sogar nach England; immer sah ich ihn wieder! .... Ich konnte es nicht ändern .... und ach! ich freute mich, daß ich es nicht konnte, obschon diese Freude nie eine friedliche war. O Gott! was macht die Leidenschaft aus uns armen Menschen! welche Widersprüche ruft sie in ihm wach und wie zerschneiden ihm diese das Herz! .... — Das währte Jahre auf Jahre. Er entschloß sich durchaus nicht

zu der Vermählung, zu welcher seine Mutter ihn drängte.

„Es war mir ein namenloser Trost in meinen Qualen, daß Sie Pfarrer in Bachheim waren und daß Sie Wendeline hieher unter Ihre besondere Obhut versetzt hatten. Bei meinen häufigen Besuchen in Bachheim sah ich beständig das Kind .... aber nur aus der Ferne. Wie lange hat es gedauert bis ich mit ihr etwas mehr als einen freundlichen Gruß sprach! wie lange bis ich bewirkte, daß sie Musikunterricht bei Gräfin Leocadie empfing! mit welcher unaussprechlichen Wehmuth sah ich sie im Hause meines Vaters, ihres Großvaters, als ein armes fremdes Kind! — Die Furcht vor Entdeckung hielt mich im Bann. Ich schickte sogar meine treue Mulattin, die beste Dienerin von der Welt, um diese Zeit mit einem Jahrgeld nach Rio zurück, denn ich fürchtete der Versuchung nachzugeben mit ihr von Wendeline zu sprechen. Damals brachte der Marquis einmal den Grafen Sierra Blanca zu meinem Vater. Ich machte es möglich ihn bei diesem Besuch nicht zu sehen und ihm ein Paar Zeilen zu schreiben, in denen ich ihn bat, meiner Ruhe das Opfer zu bringen nicht wieder nach Bachheim zu kommen und den heißen Wunsch seiner Mutter zu erfüllen. Es war aber keine Tugend, die mich dazu veranlaßte. Mir schien Wendeline sehe ihrem Vater ähnlich; vielleicht

fand nur mein Herz diese Aehnlichkeit! doch es genügte, um Graf Sierra Blanca von Bachheim zu verbannen; — und da dieser Schritt nicht aus Tugend geschah, so brachte mir dessen Folge weder Ruhe noch Frieden. Nach einigen Wochen vermählte sich der Graf. Mir war zu Sinn als werde ich lebendig in's Grab gelegt, in's Grab der Liebe, des Glücks, der Hoffnung! Mir schien als steige erst jetzt eine unüberwindliche Schranke zwischen ihm und mir auf — und diese Empfindungen steigerten sich, als der Marquis vor anderthalb Jahren starb. Nicht ihm galt meine verzweiflungsvolle Traurigkeit, sondern der Vorstellung, daß ich selbst meine Trennung für's Leben von Graf Sierra Blanca bewerkstelligt habe. Ich will Sie nicht langweilen, hochwürdiger Herr, will von meinem Jammer schweigen und zum Schluß eilen. Vor drei Monaten verlor Graf Sierra Blanca seine Gemahlin. Er schrieb mir, wir wären nun beide frei und ob ich ihn noch jetzt in der Verbannung halten wolle, oder ob nicht vielmehr jetzt der Tag gekommen sei, der uns für immer verbinden solle. Ich antwortete ihm, wenn das erste Trauer-Vierteljahr vorüber sei würde ich ihn erwarten. Mit welchen Empfindungen ich diesen Briefwechsel führte, können Sie sich vorstellen! er fand in den ersten Tagen nach Dagoberts Abreise

statt und versetzte mich in eine solche Aufregung, daß es mir nicht möglich war länger bei meinem Vater zu bleiben, denn es war mir unmöglich meine veränderte Stimmung zu verbergen. Gegen Weihnachten kam Graf Sierra Blanca und jetzt hörte er von Wendelinens Dasein. Das Weitere wissen Sie und Sie haben ihn kennen gelernt. Ohne seine Liebe zu mir, wäre sein Leben, sein Charakter tadellos: so gut, so edel ist er! Ich bin es durch die ein dunkler Schatten in dies Licht fällt! . . . . Seine Liebe, die mein Stolz und mein Glück sein könnte und es — ich möchte sagen wider meinen Willen — auch ist, wirft einen Makel auf ihn! Eines ist gewiß, hochwürdiger Herr: das Menschenleben ist eine Kette von namenlosen, bald offenkundigen, bald geheimen Qualen, und sie fehlen uns im Glück so wenig als im Elend. Gott hat das Herz nun einmal auf den Schmerz gestellt und nicht auf die Freude! — In einigen Monaten werde ich mich mit Graf Sierra Blanca vermählen und Wendeline wird die Gattin ihres Vaters — Mutter nennen. Daß ich es in der That bin, darf sie nie erfahren. Auch mein Vater darf es nie erfahren. Diesen Kummer und diese Schmach muß ich fern von seinem ehrwürdigen Haupt . . . . fern von ihrer unschuldigen Jugend halten. O mein Gott! ich bin Mutter . . . . und mein Kind und mein

Vater dürfen es nicht wissen! . . . . O mein Gott, wie bin ich gestraft! O warum gibt es nur etwas so Schreckliches, so Folgenschweres auf der Welt wie die Sünde!"

„Wo bliebe dann die Tugend und ihre Krone in der Ewigkeit?" fragte der Pfarrer sanft, als Claudia von Schmerz überwältigt mit beiden Händen ihr bleiches Antlitz bedeckte. Dann sagte er ablenkend:

„Was macht Wendeline? wo ist sie? wie benimmt sie sich?"

„Ihr Vater brachte sie sogleich zu mir," entgegnete Claudia: „er hatte ihr gesagt wir wären alte Freunde und ich würde sie bei mir behalten bis für ihre passende Kleidung gesorgt sei. Als sie bei mir eintrat sagte sie mit einem freudigen Blick: Ah! die Frau Marquise! — und dann war sie still und ernst, wie sie immer ist. Ich fragte, ob sie sich freue bei ihrem Vater zu sein. Nach kurzem Besinnen antwortete sie: „Ich danke Gott dafür, aber freuen kann ich mich noch nicht." — Sie saß den halben Tag am Flügel; die Musik schien ihr große Freude zu machen. Zuweilen forderte ich sie auf mir etwas vorzulesen, auch Dinge die ihr nothwendig Langweil machten mußten, z. B. Zeitungen. Sie that es bereitwilligst; allein von selbst that sie nichts der Art."

„Sie müssen bedenken, daß Wendeline schüchtern ist wie Jemand, der nie weiß ob ihn nicht scharfer Tadel für jede seiner Handlungen treffen wird. Dies war bisher ihre Lebenserfahrung. Aber nur ein wenig Geduld und Liebe und sie schließt sich fest an und ehrlich auf.“

„An Ihnen, hochwürdiger Herr, hängt bis jetzt ihr ganzes Herz — und wahrlich mit Recht! und ich bestärke sie darin, damit sie Jemand habe, dem sie ihr volles Vertrauen schenken könne. Welche Wohlthat ein solches Vertrauen — und wie gut es bei Ihnen untergebracht ist, das weiß Niemand gründlicher als ich. Gott lohne Ihnen Alles, was Sie für mich und für Wendeline gethan haben.“

„Und in nächster Zukunft — was verfügt Graf Sierra Blanca über sie?“ fragte der Pfarrer.

„Heute früh ist er mit ihr abgereist. Als ich sie zum Abschied umarmte, sah sie mich wehmüthig an und sagte: „Dies ist nun das letzte Bachheimer Gesicht, das ich sehe — die Frau Marquise! ach bitte, grüßen Sie den Herrn Pfarrer.“ Dabei füllten sich ihre lieben Augen mit Thränen. Ihr Vater bringt sie nach Paris in das bekannte und geschätzte Institut der Augustinerinnen von Notre-Dame-des-Oiseaux. Sie soll vor Allem französisch lernen, damit sie mit ihm reden, ihm schreiben

könne. Nach England will er sie nicht bringen bevor sie als seine Tochter rechtsgültig legitimirt ist. Dann hat sie einen Namen und ein Anrecht an seinem Vermögen . . . . dann ist sie nicht mehr die verwaiste, die verstoßene Wendeline Stern, und ihre Eltern können ihr vielleicht eine glückliche Zukunft bereiten."

„Ja, mit Gottes Gnade!" setzte der Pfarrer Edelholt hinzu: „Er segne Ihnen und Allen die Ihrem Herzen theuer sind, dies neue Jahr."

Claudia küßte seine Hand, wickelte sich in ihre verschiedenen Hüllen ein und bestieg wieder ihren Wagen, der vor der Thür ihrer harrte. Durch den knirschenden Schnee fuhr er von dannen. Mit dem Leuchter in der Hand stand Josephe da und schaute schweigend, gespannter Erwartung voll, ihren Herrn an, als er von der Hausthür in sein Zimmer zurück ging.

„Es war die schwarze Dame," sagte er zerstreut und gedankenvoll an ihr vorüber gehend.

„Hm!" sprach Josephe mit einem Anflug von Mißmuth zu sich selbst: „es war just nicht nöthig, daß der Herr Pfarrer mir das sagte, denn das sah ich. Nun, wer weiß! vielleicht kommt doch noch Wendelchens Mutter zum Vorschein . . . . eine Prinzessin vielleicht . . . . oder sonst etwas Großes!" — —

Gingen Josepha's Erwartungen in diesem Punkt auch nicht in Erfüllung, so gab es doch für sie und für ganz Bachheim eine große Ueberraschung. An einem herrlichen Frühlingsmorgen knieten die Marquise Marialva und Graf Sierra Blanca in der Kirche vor dem Altar und Pfarrer Edelholt las für sie die Brautmesse. Am Nachmittag reisten sie ab, nach Sevilla; Claudia wollte noch einmal ihre Großmutter sehen; ihr Großvater war längst aus dem Leben geschieden.

„Mir ist als ginge die Sonne unter," sagte der Graf von Wianden tieftraurig zum Pfarrer Edelholt, als Claudia sich noch einmal aus dem Wagen bog und zum letzten Abschied mit der Hand winkte.

„Nein, Papa! das darfst Du nicht sagen, nicht denken!" rief Dagobert, ihn zärtlich umarmend. „Bin ich nicht hier?"

„Und gehst Du nicht in einigen Tagen ebenfalls fort, mein Dagobert?" sagte der Graf liebreich.

„Ich gehe, ja .... allein ich komme wieder und auch Claudia kommt wieder! .... Niemals geht die Sonne für immer unter."

„Für die Jugend nicht," versetzte der Graf.

Caplan Ulmer, der mit Dagobert die Osterferien in Bachheim zubrachte und jetzt die Worte des Grafen hörte, gab ihm im Stillen vollkommen

Recht; Bachheim erschien auch ihm kalt, finster und öde. War denn die Marquise Marialva auch für ihn die Sonne von Bachheim gewesen? . . . . war mit ihrem Verschwinden denn auch die Jugend für ihn entschwunden? — Ihm war als hefte der Pfarrer einen fragenden Blick auf ihn, doch er irrte sich! Er war es, der den Pfarrer ansah.

Am Rhein und am Neckar.

Zwei junge Männer standen auf dem Hügel, der die Ruine Rolandseck trägt. Zu ihren Füßen der herrliche Rhein, der sang- und sagenreiche, der mehr Thaten gesehen, mehr Lieder gehört hat als irgend ein Strom Europa's. Drüben das Siebengebirg im Abendsonnenschein rosen- und lilafarben angehaucht, wie ein Diadem von Amethysten. Ringsum reichbebaute, belebte wechselvolle Landschaft. Ueber dem ganzen Bilde ein Schmelz von Ernst und Lieblichkeit, als ob ein tief sinnender und doch anmuthig heiterer Geist es hervorgerufen habe.

Der eine junge Mann warf das leichte Hütchen in's Gras, ließ die Abendluft durch sein blondes Lockenhaar wehen, versank mit dem Blick in das reizende Naturbild und sprach vor sich hin, mit leichter Variation, Eichendorfs melodische Strophe:

„Wohin ich geh' und schaue,
Auf Strom und Wald und Thal,
Vom Berg herab in die Aue,
Viel schöne hohe Fraue,
Grüß' ich dich tausendmal."

„Wer ist die „viel schöne hohe Fraue?“ fragte sein Begleiter: „ich meine wer ist es für Dich?“

„Hm! ich denke es ist die liebliche Natur, der ich gegenüber stehe und ihr in's holde Antlitz blicke. Weil ich nicht dichten kann, bemächtige ich mich des fremden Dichtergrußes, denn der Anblick der Schönheit stimmt mich poetisch.“

„Erregbarer Jüngling,“ sprach der Andere mit leisem Achselzucken und verschränkte die Arme, als wolle er sich in sich selbst verschließen.

„Warum nicht? das ist das Recht der Jugend.“

„Gewiß! und es ist auch ihr Glück! sie versteinert früh genug.“

„Nie will .... nie werde ich versteinern!“ rief der Jüngling heftig.

„Wer fragt nach Deinem Willen, armer Dagobert? Die Jahre versteinern mehr und mehr den alten Menschen — nicht figürlich, sondern buchstäblich. Erdige Substanzen bemächtigen sich seines körperlichen Organismus, verdrängen ganz allmälig das Mark aus seinen Knochen, das Gehirn aus seinem Schädel, die Nerventhätigkeit aus allen Organen. Das ist Naturgesetz; dagegen kann sich der Mensch nicht wehren, so wenig wie sich ein Tempel in der Thebaïs wehren kann, daß der Wüstenwind den Sand hoch und immer höher in ihn hineinwehe, so daß er endlich mit all' seinen mächtigen Säulen

und gewaltigen Bildwerken im Sande verschwindet, untergeht, verendet. Der Mensch ist ein solcher Tempel, Dagobert."

„Sein Leib — ja! will der Mensch lange leben, so muß er alt werden und das Alter bringt jene Veränderungen mit sich. Aber der Leib ist nicht der Mensch! in Verbindung mit einem geistigen Wesen ist er es nur — und wer kann sagen, daß dies geistige Wesen versteinere — es sei denn, man wolle den höchsten Grad von Schwerfälligkeit der Gedanken bildlich ausdrücken. Ich wiederhole also, daß ich fest entschlossen bin, mich gegen die Versteinerung zur Wehr zu setzen. Ich kann es, denn Andere können es. Ich brauche nur meinen Vater zu nennen. Er ist ein Greis an Jahren, allein er empfindet tief wie ein Jüngling und denkt scharf und präcis wie ein Mann."

„Werde ihm ähnlich — ich wünsche es von Herzen! es ist aber schwerer in unsern Tagen, als in den seinen."

„Warum das? Man kann immer Ideale haben und nach deren Principien leben."

„Stoßen Principien aufeinander, so entwickelt das die Energie, die Charaktere. Zersplittern die Principien, so schrumpfen jene ein — selbstverständlich! es fehlt ihnen das, was sie nährt. Das deutsch-römische Kaiserreich in Verbindung mit der Kirche

die Revolution — ich meine die Empörung gegen ewige Gesetze, gegen die lex aeterna, die im Ewigen wurzelt — besiegend: das war die Idee, welche seine Jugend erfüllte und aus welcher er die Grundsätze zog, die ihn wechsellos leiteten und kampfbereit machten. Für diese Idee war er bereit zu sterben, zu leben oder, wenn sie nicht zu verwirklichen war, keine andere an ihre Stelle zu setzen: so gewaltig war er von ihrer Größe durchdrungen. Kennst Du, hast Du eine solche Idee? Wer von uns erschwingt sich zu einer solchen zweifellosen innern Einheit? Der Zweifel zernagt alle Grundsätze so lange, bis sie in Splitter auseinander fahren, und in dieser Zersplitterung verkümmert der Character."

„Das sagst Du!" rief Dagobert erschreckt: „Du, ein Priester, der für die Kirche der Welt entsagte? Du hast also eine solche Idee gehabt, sonst wärest Du nicht geistlich geworden .... und hast sie verloren? aber wodurch? .... ich hörte doch von meinem Vater und von Pfarrer Edelholt, es sei in der Kirche Manches besser, als vor dreißig, vierzig Jahren."

„Manches besser — das ist möglich. Vieles schlimmer — das ist gewiß! Denn wo sind die tüchtigen Menschen, die sie bildete — wo die Völker, die sie beglückte? — Jene sind ganz vereinzelt, diese sind nirgends zu finden. Sie hat es einst vermocht, doch jetzt nicht mehr. Ihre Zeit ist aus. Auch sie versteinert."

„Sage das nicht!“ rief Dagobert erregt: „wäre ihre Zeit aus, so wäre sie ja nicht Gottes Anstalt .... nichts Ewiges.“

„Ist die wunderschöne Natur, die uns umgibt, nicht das Werk Gottes? .... und doch ist sie nicht ewig.“

„Die Natur hat nicht die Bestimmung, die Menschheit über die höchsten Wahrheiten zu belehren,“ versetzte Dagobert: „das ist aber die Bestimmung der Kirche bis zum Ende der Zeiten. Gelingt ihr das nicht: so muß es Gründe geben, so muß sie auf Widerstand stoßen, welche zu beseitigen nicht in ihrer Macht liegt. O bitte, sage nicht, daß die Kirche versteinert, lieber bester Ulmer! .... sie könnte uns dann ja auch nur Steine bieten und wir verlangen Brod von ihr.“

„Du bist sehr glücklich, lieber Dagobert, daß der Spiegel Deines Geistes, der geschaffen ist, um geistige Sonnenstrahlen aufzunehmen, nie durch Wolkenzüge des Zweifels getrübt wurde,“ erwiederte Ulmer: „die zweifelnde Frage störte den Frieden des Paradieses und ist unser Fluch bis zur heutigen Stunde. Die zweifelnde Frage windet sich wie die Schlange an jeden Glauben, an jede Ueberzeugung heran und spritzt ihr Gift darauf mit dem „Warum?“ und wer sich mit ihr einläßt, um sie zu widerlegen, wird nicht selten ihre Beute.“

„Du warst seit einiger Zeit so in Dich gekehrt," sagte Dagobert und legte traulich Ulmer's Arm in den seinen, um mit ihm den Heimweg anzutreten, „daß ich mir freilich dachte, Du hättest schwere Fragen in Deinem Innern zu lösen. Jetzt erfahre ich, welcher Art sie sind und ich danke Dir, daß Du mir Dein Vertrauen schenktest. Du bist älter, unterrichteter als ich, bist zu Hause in den höchsten Wissenschaften und ich bin ein Anfänger. Ich kann Dir also nichts sagen, als was Dein Verstand und Deine Einsicht Dir viel besser sagen; deshalb eben freut mich Deine offene Sprache."

„Ich bereue sie schon!" rief Ulmer: „man soll nicht Zweifel, die man nicht lösen kann, einem Andern mittheilen, auf den man geistigen Einfluß hat. Man kann nicht wissen, welchen Eindruck sie auf ihn machen."

„Sei deswegen unbesorgt, lieber Ulmer, nicht den geringsten Eindruck machen sie mir."

„Ich will es hoffen! aber zuweilen liegt der Eindruck gleichsam todt in uns, weil die Bedingungen fehlen, unter denen er in unserer Seele keimen und treiben könnte; und plötzlich regt er sich, wird lebendig und überwuchert das Erdreich unserer Seele. Das ist Alles unberechenbar. Hingegen will ich Dir etwas Anderes sagen: ich muß mich im Spätjahr von Dir trennen, denn mein Entschluß, zum Lehrfach über-

zugehen, ist gefaßt. Ich will eine Universität besuchen, wo ich Philologie und orientalische Sprachen auf's Gründlichste studiren kann. Sowie das Sommerhalbjahr der Vorlesungen hier geschlossen wird, will ich die Ferien benutzen, um verschiedene große Bibliotheken kennen zu lernen und im Spätjahr will ich mich dann dort niederlassen, wo ich am tüchtigsten für meinen Zweck arbeiten kann."

„Du gehst nicht einmal in den Ferien mit mir nach Bachheim? das ist eine betrübende Kunde! .... ich hätte Lust Dich zu begleiten."

„Nein, Dagobert, das muß ich entschieden ablehnen. Deine Ferienzeit ist eine Freudenzeit für Deine Eltern, welche jetzt, nach der Vermählung der Frau Marquise mit einem Ausländer, sehr vereinsamt sind. Es wäre unkindlich, ihnen diese Freude zu rauben oder zu verkürzen."

„Ich sehe es ein," erwiederte Dagobert, „und es war auch nur ein flüchtiger Wunsch, den der Schreck über unsere nahe Trennung mir eingab."

„Sie ist auch für Dich nothwendig, Dagobert! Du bist im zwanzigsten Jahr, Du hast viel gelernt und überflügelst weit Deine Altersgenossen auf dem Gebiet der Kenntnisse. Jetzt aber mußt Du auch lernen selbständig zu werden und nicht immer Dich anzulehnen — Dir mit Ueberlegung und Vorsicht ein Urtheil zu bilden, nach welchem Du Deine Be-

ziehungen zur Welt einrichten willst. In diesem ersten Jahr Deines Universitätslebens konnte ich Dir nützlich sein; — später bin ich es nicht mehr. Wir könnten sogar einander hinderlich werden, wenn wir uns nicht trennten. Jetzt bleiben wir Freunde."

„Für's Leben!" rief Dagobert mit Innigkeit.

Ulmer war nicht nur ein kenntnißreicher und anregender Lehrer für Dagobert gewesen; — er hatte auch verstanden, dessen warme Zuneigung, dessen Vertrauen zu gewinnen und die Anhänglichkeit des Knaben in die Freundschaft des Jünglings zu verwandeln — besonders jetzt, da aus dem Lehrer gleichfalls ein Lernender und er dadurch dem früheren Zögling ähnlicher geworden, in anderer Weise näher getreten war. Dagobert fühlte sich so zufrieden in dem traulichen Verkehr mit Ulmer, daß er nicht die mindeste Lust hatte, mit jungen Leuten seines Alters ein sogenanntes Studentenleben zu führen. Deren Gelage, Parteiungen und Schlägereien widerten ihn an, denn er war zurückhaltend von Natur und durch seine abgeschiedene Erziehung, und in lärmender Genossenschaft fühlte er sich nicht an seinem Platz. Er war heiter und fröhlich zwischen Personen, die ihm wohlbekannt waren, ernst und abgeschlossen zwischen Fremden und ganz theilnahmlos für ein gewisses tumultuarisches Treiben. Wer konnte ihm Ulmer's Umgang ersetzen? — Niemand. Und doch durfte er

nicht versuchen Ulmer von einem Plan abzubringen, welcher mit dessen Berufswahl und künftiger Lebensstellung zusammenhing. Diese Gedanken beschäftigten ihn sehr während der Ferien. Seine Eltern fanden aber Ulmer's Entschluß gar nicht überraschend und theilten dessen Ansicht, daß Dagobert sich nunmehr selbständig bewegen müsse; — und so gewöhnte sich Dagobert schließlich an seine veränderte Lage und hoffte unter den vielen jungen Leuten doch vielleicht einen Ersatz für den scheidenden Freund seiner ersten Jugend zu finden.

Trostlos aber war Frau Barbara Weinrich, als sie ihres Bruders Entschluß durch einen Brief von ihm erfuhr. Ihr Kummer war heftig genug, um ihren Groll auf Pfarrer Edelholt in den Hintergrund zu drängen. Mit dem Brief in der Hand stürzte sie durch den Kreuzgang in's Pfarrhaus und, die verblüffte Josephe bei Seite schiebend, in das Zimmer des Pfarrers, legte den Brief vor ihn hin auf den Schreibtisch und sagte athemlos mit bebenden Lippen:

„Hochwürden .... lesen Sie .... was bedeutet das?"

„Ist irgend ein Unfall über Sie gekommen?" fragte er höchst verwundert, daß sie zu ihm ihre Zuflucht nahm.

„Ich frage, was bedeutet dies?" wiederholte sie mit gehobener Stimme und klopfte rachgierig mit

gekrümmtem Finger auf den Brief: „dies, Hochwürden, dies .... was der Lorenz mir schreibt."

Der Pfarrer sagte gelassen: „Ah so!" und las das kurze Schreiben, während Barbara mit Spannung seine Mienen beobachtete, die ganz ruhig blieben. Dann legte er den Brief auf den Schreibtisch und fragte:

„Was alterirt Sie denn eigentlich?"

„Was? großer Gott! .... daß mein Bruder nicht Pfarrer werden will! .... Er muß es aber werden! .... ich habe ihn ja nur deswegen erhalten und ernährt, habe deswegen gearbeitet und es mir am Munde abgespart .... und jetzt will er nicht."

„Ihr Verdienst bleibt dasselbe vor Gott."

„Daraus mache ich mir nichts, denn ich habe es für meinen Bruder gethan!" rief sie störrisch.

„Das ist denn freilich sehr traurig, Frau Weinrich."

„Ja, weil er nicht Pfarrer werden will! .... Lehrer will er werden! Lehrer! .... Mein Vater war Lehrer, mein Mann ist Lehrer .... nun muß endlich einmal einer von meinen Angehörigen Pfarrer werden: das schickt sich nicht anders!"

„Es ist etwas Großes, ein guter Lehrer zu sein, Frau Weinrich und Ihre Klagen sind sämmtlich ohne Grund. Ihr Bruder ist geistlich. Wir haben noch nicht aller Tage Abend: er kann später Pfarrer werden. Das geschieht häufig. Machen Sie ihm

keine Vorwürfe und beten Sie fleißig für ihn, damit er, in welcher Stellung es sei, der Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden diene. Dazu kann ein guter Lehrer viel .... über die Maßen viel beitragen."

„Was habe ich davon!" rief sie in neuen Zornesflammen: „ich wollte ihn am Altar und auf der Kanzel sehen und hören und mich daran erbauen, wie er die ganze Gemeinde erbaute und wie sie sich vor ihm verneigte, wenn er das Weihwasser gab und das Kreuzzeichen über sie machte, und wie er in Ansehen kam und immer etwas Höheres wurde .... zuerst Dekan, dann Domherr, endlich .... vielleicht! .... Bischof. Das ist nun Alles vorbei!" ....

„Sein Sie ruhig, Frau Weinrich," sagte der Pfarrer leise lächelnd, „auch ein Lehrer kann Bischof werden."

„Ist es möglich, Hochwürden? .... ist es menschenmöglich?" fragte sie zweifelnd: „der Lorenz schreibt ja ausdrücklich, er wolle sich dem Lehrfach widmen."

„Gibt es denn keine andere Lehrer, als an der Volksschule? das hätte Ihnen doch die Ueberlegung sagen müssen."

„Ich werde sehr lange warten müssen bis der Lorenz, wenn auch nicht Bischof, aber doch Decan wird," sagte sie überlegend.

„Frau Weinrich, wer Alles nach dem Gutdünken

und Behagen seines Ichs einrichten will, dem begegnen gewöhnlich ungeheure Enttäuschungen."

„Behagen?" sagte sie schneidend: „war es zu meinem Behagen, daß ich Winters in kalter Stube saß, im Sommer nähte von Sonnenaufgang bis Untergang? .... zu meinem Behagen, daß ich lebte von Kaffee und Kartoffeln, eine düstere Oellampe brannte, meine Kleider trug bis sie in Fädchen zerfielen" .... —

„Ich habe gesagt: Gutdünken und Behagen, Frau Weinrich! — Sie erklärten mir ja soeben selbst, Sie hätten Ihre Opfer nicht aus Liebe zu Gott, nicht im Hinblick auf den Willen Gottes gebracht, sondern aus Liebe zu Ihrem Bruder. Eine solche ganz natürliche Liebe ist aber nichts, als eine ausgedehnte Selbstliebe, deren Berechnungen fehl schlagen."

„Hochwürden!" sagte Frau Weinrich in ihrem vornehmsten Ton, „thun Sie erst das für einen Bruder, was ich für den Lorenz gethan habe — erleben Sie erst einen ähnlichen Undank — und dann wollen wir weiter reden."

„Ganz nach Belieben, Frau Weinrich!" versetzte der Pfarrer freundlich: „ich werde Ihnen immer herzlich gern jede Auskunft geben, so weit ich es vermag."

Er wendete sich zu seiner Arbeit und Barbara zog sich zurück, still ergrimmt über den Pfarrer,

obschon er sie wegen ihrer größten Sorge beruhigt und ihr die Möglichkeit eröffnet hatte, daß Lorenz Pfarrer werden könne. Pfarrer Edelholt aber dachte bei sich selbst: Sie hat Recht, die gute Frau! ich brachte nie ein solches Opfer für einen Bruder. Er vergaß nur in Anschlag zu bringen, daß sein ganzes Leben eine Kette von Opfern nicht für einen leiblichen Bruder, sondern für viele Brüder nach der Gnadenordnung war, und daß ihm ein reichliches Maß von Undank gewiß nicht gefehlt haben würde, wenn es seine Gewohnheit gewesen wäre, an menschlichen Dank nur zu denken, geschweige auf ihn zu zählen. Daß Wendeline fort war machte eine große Lücke in seinem stillen Leben und täglich fehlte sie ihm; aber er sagte sich: Der liebe Gott hat gut für sie gesorgt — und vielleicht eben dadurch auch für mich; denn ich hatte mich an die Anhänglichkeit des Kindes gewöhnt .... und das war eine Verwöhnung. — Er widmete sich um so eifriger seinen Berufsarbeiten und seinen Studien.

Als die nächsten Ferien Dagobert in's Vaterhaus zurückführten, sprach er mit Begeisterung von dem Freunde, dem er im Lauf des Winters sich angeschlossen und von dem er schon sehr begeistert geschrieben hatte. Er hieß Maximilian Illinger, war der Sohn eines sehr reichen Banquiers, war ein ungemein talentvoller Mensch und ein Paar Jahr

älter wie Dagobert. Beide studirten Rechts- und Staatswissenschaft, Beide waren tüchtige Musiker — und da sie in demselben Hause wohnten, kamen sie bald zu einem intimen Umgang.

„Nicht wahr, Papa, Du hast nichts dagegen, daß ich in den nächsten Ferien einige Zeit mit Maximilian bei seinen verheiratheten Schwestern zubringe? Seine Mutter ist todt," sagte Dagobert.

„Du trittst da in einen ganz fremden Kreis der Gesellschaft ein, Dagobert, und nicht in den, welchen ich Dir wünsche. Solche Leute, reich von gestern und morgen vielleicht arm, haben selten Ansichten und verfolgen selten Ziele, durch deren Mittheilung und Besprechung sie bildend auf junge Leute wirken könnten."

„Das muß in diesem speciellen Fall doch anders sein, Papa, da der Sohn solcher Leute — wie Du sagst — für alle hohen Interessen der Menschheit voll reger Theilnahme ist."

„Es gibt Ausnahmen, Dagobert! Dein Freund kann eine Ausnahme sein, dessen Eltern können es sein; — im Allgemeinen wünsche ich Dir einen andern Umgang. Weshalb hast Du Dich nicht an Standesgenossen angeschlossen? Du hattest gewiß die Auswahl unter so Vielen."

„Sie zerfielen in drei Classen, Papa: die erste war roh, die zweite frivol, die dritte beschränkt.

Trinkgelage und Schlägereien — Hunde, Pferde, Jagden und schöne Damen — geistloses Abspinnen des Fachstudiums: in diese drei Reviere vertheilten sie sich. Du wirst mir nicht zumuthen, dort meinen Umgang zu suchen oder gar meine Freunde zu wählen."

„Und Du wirst mir nicht zumuthen, Deine jungen Standes- und Studiengenossen auf jene drei Classen zu beschränken, Dagobert. Mag das geistige Leben bei der Mehrzahl nicht genügend geweckt sein — mag bei Vielen von denen, die nicht auf ein Brodstudium angewiesen sind, die Freiheit des Studentenlebens der Magnet gewesen sein, der sie auf die Universität führte — mögen Andere hingehen, um sich den Schein zu geben, als hätten sie Lust gehabt etwas zu lernen: Ausnahmen, und nicht seltene, gibt es auch hier, denn sonst müßte ich Dich ja für einen Phönix halten und trotz aller väterlichen Liebe bringe ich es doch nicht so weit."

„Darin hast Du ganz Recht, Papa," versetzte Dagobert und küßte die Hand des Grafen, „ich habe mich etwas schroff ausgedrückt. Aber es erzürnt und grämt mich, daß unsere jungen Standesgenossen vielfach kein höheres Streben haben, als einen Rock von zweifarbigem Tuch zu tragen und nach einigen Jahren auf einem Meierhof, den der Vater ihnen übergibt, mit einem Ehegespons sich niederzulassen,

den ganzen Tag in Wasserstiefeln auf Hof und Feld und auf der Jagd umherzusteigen und sich Abends mit dem wohlthuenden Gefühl schlafen zu legen, man sei ein ungeheuer thätiges und wichtiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Ich kann nicht sagen, wie beschämend, wie demüthigend ich das für uns finde! Theils stößt diese Richtung mich ab, theils fürchte ich von ihrem Geist angesteckt zu werden, wenn ich in vielfache Berührung mit ihr käme; — und so hat es sich gemacht, daß ich außerhalb der Standesschranken einen Freundschaftsbund schloß."

„Der nicht diese, aber andere Nachtheile haben wird," setzte der Graf hinzu: „mindestens den, daß Eure Wege später sich scheiden werden."

„Banquier Illinger?" sagte die Gräfin: „das sind gewiß getaufte Juden."

„Nein Mama! sie sind ungetauft!" rief Dagobert mit flüchtigem Erröthen.

„Dagobert! .... mit Juden willst Du Dich intim verbinden!" rief die Gräfin erschreckt.

„Warum nicht, Mama? — Schau' doch hinüber nach Frankreich! in allen Kreisen des öffentlichen und des gesellschaftlichen Lebens nehmen sie den Platz ein, der jedem Staatsbürger offen steht."

„Ob zu Frankreichs Heil — ist sehr die Frage, mein armer Dagobert," sagte der Graf: „aus dem Blutbad und der grauenhaften Demoralisation der

französischen Revolution ist diese Gleichstellung hervorgegangen, die in einem christlichen Staat unmöglich ist, weil man nicht einen Juden zwingen darf christlichen Gesetzen, die er verabscheut und verachtet, zu folgen. Nun antwortest Du mir vielleicht, und ganz richtig: Wo haben wir denn einen christlichen Staat? sie setzen ja sämmtlich ihre Ehre darin, es nicht zu sein! — — Glaubst Du, Dagobert, daß dies zum Heil Europa's führen würde?"

„Wir müssen es hoffen, denn wir sollen dafür arbeiten, wir — die junge Generation," entgegnete Dagobert, „und in jedem Fall, lieber Vater, müssen wir logisch sein und da wir in nicht-christlichen Staaten leben, nicht-christliche Staatsbürger gelten lassen. Ist der Schritt aber einmal geschehen, so werden allmälig auch die gesellschaftlichen Begrenzungen schwächer."

„Bis sie endlich auch für die Familie fallen, nicht wahr? und Christ und Jüdin, und vice versa, den Ehebund schließen," sagte der Graf ruhig.

„Nein, Papa! das nicht! das durchaus nicht! Hätte eine Jüdin alle Reize der Cleopatra und alle Schätze Golkonda's — sie ehelichen .... eine Familie mit ihr gründen .... nein! das nimmer! zu einer innigen Verbindund gehört vollkommene Uebereinstimmung in Beziehung auf die höchsten Fragen. Bei untergeordneten Fragen kann Verschiedenheit der Ansichten herrschen und die Ehe dennoch glücklich sein — so

denk' ich mir! — aber in den höchsten — nein! das ist undenkbar!"

„Was ist Dir denn die Freundschaft, wenn Du bei ihr ohne Umstände auf jene Uebereinstimmung verzichtest? etwas ganz Aeußerliches, wie es scheint, eine Anregung, eine Unterhaltung — genug irgend etwas, worauf nicht viel Werth zu legen ist. Mir scheint also, daß sich Dein Besuch bei Banquier Illinger nicht lohnen würde. Willst Du als Christ dermaleinst Deine Gattin wählen, so wähle auch als Christ Deine Freunde, mein Sohn, sonst geräthst Du in Conflict mit Dir selbst, denn wahre Freundschaft ist nicht denkbar ohne Vertrauen — und das Vertrauen nicht, wenn Dein Freund den Gott verachtet, den Du anbetest; .... denn auf Gott laufen nun einmal alle Dinge in letzter Instanz und mit ihrer feinsten Spitze aus."

Das hatte Dagobert in seinem Umgang mit Maximilian Illinger nicht selten empfunden, wenn auch nicht klar gedacht. Er war gläubig erzogen und in der Luft des Glaubens, die sein Vaterhaus kräftig durchwehte, gläubig aufgewachsen. Dies hinderte ihn nicht, mit Fragen des Verstandes an seinen Glauben heranzutreten und es war ihm eine frohe Befriedigung, sie auf dem Gebiet der höchsten Vernunft im Einklang mit den Lehren der Offenbarung zu beantworten und zu lösen. Dafür fand er kein

Verständniß bei seinem Freunde und eben deshalb beklagte er ihn und schloß sich um so fester ihm an, als ob er ihm dadurch seinen Reichthum mittheilen könne. Was ihn so sehr zu Maximilian hinzog, wußte er nicht und hätte er es gewußt, so würde er es nicht eingestanden haben: Maximilian schmeichelte ihm. Daran war er nicht gewöhnt und es that ihm ungemein wohl bei diesem jungen Mann, der allgemein für einen äußerst fähigen Kopf galt, solche Anerkennung zu finden. Er war zu jung, um nicht das Bedürfniß zu haben sich anzulehnen, obschon er, nach Art der Jugend, seitdem sich Ulmer von ihm trennte, sehr selbständig aufzutreten suchte. An Maximilian hatte er einen Rückhalt, eine Stütze. Der fühlte sich so sicher, als ob ihm die Welt gehöre, denn er hatte die beiden Factoren, die nach seiner Meinung Alles besiegten: Geld und Verstand. Es war selbstverständlich noch manches andere Band zwischen Dagobert und Maximilian: Interesse für die Wissenschaft — das Verlangen zu wissen und mehr und immer mehr zu wissen — Verständniß und Ausübung der Musik — endlich jene Anschauungsweise, die man fälschlich liberal nennt, nämlich insofern falsch, als liberal der kurzgefaßte Ausdruck für eine Gesinnung sein soll, welche die Freiheit des Rechts zur Grundlage der menschlichen Verhältnisse macht. Der

Liberalismus denkt nicht daran! er begehrt nur das unbeschränkte Recht der Freiheit, wozu denn auch die gehört, nach Umständen kriechend, nach Umständen tyrannisch — genug immer vom Egoismus und von Aeußerlichkeiten abhängig, folglich sclavisch zu sein und um so sclavischer, je unbedingter jede gesetzmäßige Schranke verworfen und je grimmiger jede rechtmäßige Autorität angefeindet wird. Die Vertreter und Vertheidiger der Freiheit haben mit den Liberalen nichts gemein. Dafür haben sie die Ehre stets von diesen gehaßt und das Unglück zuweilen mit ihnen verwechselt zu werden. Dagobert war durchaus nicht eingenommen für den Liberalismus auf dem Gebiet des Glaubens und der Kirche, aber sehr aufrichtig für die Freiheit politischer Institutionen begeistert und „stand hoch über dem Geist seiner Kaste," wie Maximilian es nannte. Es fehlte ihnen also nicht an Stoff zu einem beständigen Austausch der Gedanken, wobei Dagobert entschieden zu kurz kam, aber ohne es zu merken; denn er empfing mehr als er gab; doch die Qualität war geringer. Ein anderer Nachtheil für ihn lag darin, daß Maximilian einen so großen Aufwand machte, wie es einem jungen Studenten nur möglich war. Er hatte ein Reitpferd, zuweilen Wagen und Pferde, die er gelegentlich wieder verkaufte; die allerbeste Sorte Cigarren, und immer Dasjenige am Schönsten, was gerade in

diesem Semester bei den Studenten Mode war, mochte das nun ein Mops oder ein Spazierstock oder ein Hemdenknopf oder sonst etwas sein. Dagobert's natürliche Neigung zu diesen Dingen war sehr abgeschwächt durch Ulmer, der sie als ganz nichtig behandelte; nun aber erwachte sie und er begann sehr viel Geschmack an ihnen zu finden. Das zweite Studienjahr endete für ihn auf eine peinliche Weise: er kam mit einem Päckchen unbezahlter Rechnungen nach Bachheim.

Sein Vater fragte, wo er sein Geld gelassen — und Dagobert gestand, daß er ein Pferd gekauft habe „ungeheuer billig" von einem Studenten, der plötzlich abreisen mußte.

„Allein der Unterhalt des Pferdes war kostspielig," setzte er hinzu, „und schließlich war ich froh, es für einen geringen Preis fortzugeben, um Anderes zu bezahlen. Das Geld läuft mir durch die Finger wie Wasser."

Der Graf berichtigte Alles und sagte:

„Merk' es Dir, Dagobert, Du bist nichts weniger als reich: folglich mußt Du Manchem entsagen, was andere junge Leute haben und darfst Dir nie einfallen lassen irgend einen Aufwand zu treiben, weil Du es nur um den schmachvollen Preis des Schuldenmachens thun könntest."

Dagobert versprach es feierlich. Er bezog eine

andere Universität — wie das schon der Plan seines Vaters gewesen war — und er nahm sich vor, sich möglichst einzuschränken. Er hatte sich aber schon daran gewöhnt auf einem Fuß zu leben, für den sein Budget nicht ausreichte und so war es denn allerdings nicht möglich innerhalb dessen Schranken zu bleiben. Er gerieth in allerhand kleine Verlegenheiten, die ihn verstimmten. Maximilian bemerkte es — denn sie hatten jetzt eine gemeinschaftliche Wohnung — und als Dagobert ihm den Grund eingestand, bat Maximilian, er möge sich doch an ihn wenden und ihm später einmal gelegentlich das Vorgestreckte erstatten.

„Es sind doch immer Schulden .... und sie drücken!“ sagte Dagobert unmuthig: „es ist eine große Erleichterung des Lebens — von dessen Verschönerung gar nicht zu reden! — viel Geld zu haben.“

„So weit meine Mittel reichen sind sie Dir zu Diensten.“

„Nein, das will ich durchaus nicht! es sind und bleiben Schulden.“

„Unter Freunden nennt man das nicht so.“

„Und schließlich muß ich sie ja auch Dir erstatten. — Und womit? — Bis ich zu einer selbständigen gesicherten Stellung komme, werden Jahre um Jahre vergehen und bis dahin verschaffen mir all' meine

Kenntnisse nicht das, was man heutzutage zum leben bedarf. Mein guter Vater ist theils an den Zuschnitt in seiner eigenen Jugend gewöhnt und theils nicht in der Lage, mir mehr geben zu können. Allein es liegt mehr als ein halbes Jahrhundert zwischen seiner und meiner Studienzeit und während desselben haben sich die Bedürfnisse in einer Weise gesteigert, der sich Niemand entziehen kann. Wie soll ich das ausgleichen? .... gib einen Rath."

„Verlege Dich auf Speculationen," sagte Maximilian lächelnd.

„Das heißt?" fragte Dagobert gespannt.

„Auf glückliche Geldgeschäfte."

„Auf glückliche .... das thät' ich gern! aber wer garantirt mir ihren Erfolg? — Und dann verstehe ich auch gar nichts davon."

„Ist auch nicht nöthig. Man besorgt das für Dich gegen geringe Courtage und das Sprichwort sagt: Wagen gewinnt."

„Was hätte ich denn zu wagen, um zu gewinnen?"

„Sehr wenig! Du müßtest sichere Werthpapiere kaufen, welche beträchtliche Zinsen eintragen."

„Und wo bekomme ich sie?" fragte Dagobert ganz eifrig.

„Bei jedem Banquier — also auch bei meinem Vater."

„Aber ich kann sie ja nicht kaufen — lassen wir das!“ sagte Dagobert entmuthigt: „mit einem Werthpapier, das mir zwanzig oder dreißig Gulden jährlicher Zinsen bringt, ist mir nicht geholfen und auch das könnte ich nicht kaufen.“

„Schaffe Dein Reitpferd ab“ .... —

„Meine Freude, meine Erholung? Nein! .... ein Pferd muß ich haben.“

„Du kannst ja einstweilen einen Miethgaul brauchen.“

„Was mutheſt Du mir zu! auf einem solchen Klepper zu sitzen ist kein Vergnügen!“

„Du bist nicht für Speculationen geboren!“ rief Maximilian lachend: „Du willst Dir nichts versagen, Dich nicht einschränken in Deinen Bedürfnissen und dennoch auf einen grünen Zweig kommen — das ist unmöglich, lieber Freund.“

„Mit Schulden kommt man auch nicht auf einen grünen Zweig!“ versetzte Dagobert unmuthig und brach das Gespräch ab, indem er rief: „Jetzt laß uns ausreiten und den schönen Abend genießen.“

Sie ritten dahin am Ufer des romantischen Neckar und in Gedanken versunken, welche nicht mit der reizenden Landschaft übereinstimmten, die vor seinen Augen lag, wendete sich plötzlich Dagobert der Vergangenheit zu, als er mit Ulmer weite Spaziergänge machte und keine Spur von den Sorgen und Wünschen

hatte, die jetzt ihn quälten; und unwillkürlich sprach er vor sich hin:

„Wohin ich geh' und schaue
Auf Strom und Wald und Thal,
Vom Berg herab zur Aue,
Viel schöne hohe Fraue
Grüß' ich dich tausendmal."

„Ist etwa die kleine runde Miß Watson Deine viel schöne hohe Fraue?" fragte Maximilian scherzend, denn Dagobert gefiel sehr dieser jungen Dame, aber sie gefiel ihm nicht.

„Nein!" rief Dagobert und fuhr mit der Hand über die Stirn: „im Grunde meines Herzens war kein Gedanke an ein sterbliches Weib."

„Also eine Unsterbliche .... eine Göttin! — Ja, ja, so heißen sie immer .... für einige Zeit. Auch Muse und Grazie in einer Person — nicht wahr?"

„Du irrst," erwiederte Dagobert traurig, „sie hieß diesmal — Fortuna."

Die Heimkehr.

Im alten Bachheimer Hause schien Alles sich verjüngt zu haben: so munter ging es darin zu. Graf Sierra Blanca war mit seiner Frau, seiner Tochter und seinem kleinen Sohn für den ganzen Sommer dort eingezogen. Er hatte zwar alljährlich seinen Schwiegervater besucht; doch nie auf so lange Zeit und nie mit Wendeline. Sie war und blieb in Paris in der Erziehungsanstalt und während der jährlichen Vacanzen ging sie regelmäßig mit ihren Eltern in's Seebad, weil man ihre Gesundheit sehr zart fand. Jetzt aber, da sie frisch und blühend war, wie man es im achtzehnten Jahr zu sein pflegt — und da sie die Studien absolvirt hatte, welche junge Mädchen in einem Institut machen — jetzt wollten ihre Eltern sich nicht mehr von ihr trennen und so kam sie nach Bachheim zurück, wo sie sich heimisch fühlte trotz der großen Veränderung, die mit ihr vorgegangen war. In gewisser Beziehung war aber keine Veränderung für sie eingetreten: sie

lebte in Paris zwischen Fremden. In der ersten Zeit hatte sie gehofft, ihr Vater werde sie ihrer Mutter zuführen oder werde ihr von der Mutter sprechen. Sie lernte also mit Feuereifer französisch und ihr erstes Wort in dieser Sprache war eine Frage an den Grafen nach ihrer Mutter.

„Frage nie nach Deiner herrlichen Mutter, Gwendeline," antwortete er sanft, „es thut mir weh — und sei überzeugt, daß die Frau, mit welcher ich mich jetzt bald vermählen werde, Dich mit einem Mutterherzen lieben wird. Du kennst sie schon. Es ist die Marquise Marialva."

„Die Frau Marquise!" rief Wendeline halb erstaunt, halb erfreut: „o dann kommen wir wohl einmal wieder nach Bachheim."

„Gewiß, recht oft sogar! Jetzt aber ist es ganz nothwendig, daß Du Dich des Lernens befleißigst. Du hast sehr guten Elementar- und vortrefflichen Musikunterricht bekommen; Du hast bei Pfarrer Edelholt Manches gelernt. Wenn die Sprachschwierigkeit überwunden sein wird, so erwarte ich gute Fortschritte von Dir."

Als er nach einigen Monaten mit Claudia vermählt nach Paris kam und Claudia in einem unbeschreiblichen Gemisch von Freude und Wehmuth Wendeline in ihre Arme schloß, blieb diese schüchtern und zurückhaltend. Es war ihr nicht möglich, die

Kluft so schnell zu überspringen, die bis dahin Wendeline Weinrich von der Frau Marquise getrennt hatte, und trotz des Verbotes der Eltern kam gewohnheitsmäßig, unwillkürlich die „Frau Marquise“ häufiger über ihre Lippen als die „liebe Mutter.“ Die Eltern gingen nach Spanien, dann nach England; ein Sohn kam auf die Welt; es währte anderthalb Jahr bis Wendeline sie wiedersah. Dies Kind, das der Sohn ihres Vaters, also ihr Bruder war, brachte sie dessen Mutter, ihrer Mutter! näher und fortan sagte sie nicht mehr „Frau Marquise.“ Man war im Institut mit ihr zufrieden; sie lernte gut, war gehorsam und freundlich, aber sehr abgeschlossen; man wünschte ihr mehr Zutraulichkeit, mehr offene Heiterkeit. Auch die Eltern hatten Beides in ihren Briefen vermißt, die sie regelmäßig zweimal im Monat schrieb; sie berichtete Thatsachen, nicht Gefühle. War sie eine kalte, eine trockene Natur? oder fehlte ihr nur die Gabe sich auszudrücken? —

„Möchtest Du das Institut verlassen?“ fragte der Graf liebreich.

Sie besann sich einen Augenblick und sagte:

„Ich habe noch sehr Vieles zu lernen, lieber Vater; folglich würdest Du mich in ein anderes Institut geben: da ist es besser ich bleibe hier.“

„Aber es mißfällt Dir hier — nicht wahr?“

„O nein!“ sagte sie erröthend: „man ist sehr gut

für mich .... ich passe nur nicht so recht hieher. Ich bin nie allein, nie im Freien — ich meine nie auf dem freien Felde, nie im Wald, nie auf einer Wiese! es mißfällt mir nichts, lieber Vater .... nur habe ich zuweilen etwas Heimweh nach meiner armen Freiheit."

„Die hast Du durch mich verloren," versetzte der Graf und schloß sie in seine Arme: „beklagst Du das?"

„O nie und nimmer!" rief sie mit lebhafter Innigkeit: „man kann ja nicht Alles haben, was man wünscht .... das sehe ich ein."

Die Eltern gingen mit ihr nach Ostende; sie sollte Seebäder nehmen. Eines Tages war Wendeline verschwunden. Nicht in den Kirchen, nicht in der Stadt fand man sie. Ihr Vater ging zum Strande; da saß sie auf der Düne ganz ruhig und einsam.

„Hier ist es schön!" sagte sie ruhig zu ihm aufblickend, als er ihren Namen rief.

„Es schickt sich nicht, daß Du hier ganz allein umherstreifst!" versetzte er unmuthig: „Du siehst, daß die Dämmerung eintritt und kannst Dir vorstellen, daß wir um Dein Verschwinden besorgt sind."

„O verzeih!" sagte sie reuig und küßte seine Hand.

„Wenn Du stundenlang auf der Düne sitzest und

in's Meer hinausschaust, Wendeline, woran denkst Du denn?" fragte er schnell besänftigt.

„An die Ewigkeit," entgegnete sie.

Das war freilich ein Gegenstand, gegen den sich keine Einwendung machen ließ und er brachte sie zu Hause. Claudia schlug ihr vor, künftig in Begleitung einer Kammerfrau auf der Düne zu verweilen und Wendeline war sehr dankbar für diese Erlaubniß, machte jedoch keinen Gebrauch davon.

„Warum gehst Du nicht auf die Dünen?" fragte Claudia einmal.

„Weil ich es nicht aushalten könnte, das gelangweilte Gesicht der armen Jenny neben mir zu wissen," antwortete sie lachend.

So war sie und so blieb sie. Nur lernte sie mit den Jahren alles Unpassende vermeiden, weniger schweigsam und weniger theilnahmlos zu sein. Sie gewöhnte sich an die Eltern, die ihr anfangs in jeder Beziehung so fremd waren; aber ein Zug nach Stille und Einsamkeit blieb ihr.

„Wenn sie nur nicht Klostergedanken hat," sagte Graf Sierra Blanca beklommen.

„Beruhige Dich!" entgegnete Claudia: „sie müßte Carthäuserin werden wollen und das liegt ihr denn doch zu fern. In jedem andern Orden führt man ja ein gemeinsames Leben, oft mit sehr vielen Individuen — und gerade das liebt sie nicht."

Sie brachte drei und ein halbes Jahr im Institut des Oiseaux zu. Da kamen die Eltern und holten sie nicht zur Reise in's Seebad, sondern nach Bachheim, und um sie dann bei sich zu behalten. Nach Bachheim! .... Wendeline war verklärt vor Freude.

„Aber, Kind, warst Du denn so glücklich in Bachheim, daß Du Dich beständig dahin sehnst?" fragte Claudia schmerzlich.

„Glücklich? das weiß ich nicht! .... ich habe viel geweint und wurde manchmal nicht freundlich behandelt. Aber es war dort so schön, im Hof des Kreuzgangs und so wunderschön bei dem Herrn Pfarrer .... und meine Musikstunden bei der lieben Frau Gräfin, es war mir Alles viel heimlicher und heimischer als hier. Nur hatte ich nicht meine Eltern," setzte sie zärtlich hinzu: „und daß ich jetzt mit ihnen dahin komme — das macht mir Bachheim ganz schön."

Ob der Graf von Wianden eine Ahnung hatte, daß Wendeline seine Enkelin sei? ob Leocadie es ahnte? — Gewiß ist es, daß Beide nie die leiseste Vermuthung über Wendelinen's Mutter gegen einander aussprachen. Claudia hatte ihnen vor ihrer Vermählung mit Graf Sierra Blanca gesagt, seit Jahren bestehe schon zwischen ihm und ihr eine Neigung, die ihnen viele Kämpfe und Leiden gebracht und die wenig Aussicht auf Vereinigung gehabt habe; um so höher schätze sie jetzt ihr Glück. Der Vater nahm ihre

Eröffnung gerade so an und auf wie Claudia sie machte und bemerkte ihr nur, daß sie durch diese Ehe auf das wahrhaft fürstliche Vermögen des Marquis Marialva verzichte und ganz unbemittelt sei. Claudia erwiederte, Graf Sierra Blanca sei davon unterrichtet und sei reich genug, um eine Frau ohne Vermögen zu heirathen.

Wendeline kam in einem Freudenrausch nach Bachheim. Sollte sie sich in heißer Dankbarkeit auf die Knie — sollte sie sich in frohlockendem Jubel Allen in die Arme werfen — sie wußte es nicht! und so wurde ein Gemisch von beidem daraus, als sie aus dem Wagen sprang, sie zuerst, und der Gräfin Leocadie lachend und weinend in die Arme sank, denn diese war ja immer besonders gütig gegen sie gewesen. Bei der Begrüßung des alten Grafen trat aber, auch wie früher, die Ehrfurcht in den Vorgrund und mit ihr auch der gewohnte Ernst. Er warf einen prüfenden Blick auf sie und schien befriedigt: Wendeline war im Aeußern ganz die Tochter ihres Vaters. Ihre Züge, die für ein Kind zu hart und scharf gewesen waren, hatten sich zu feiner Regelmäßigkeit ausgebildet; ihre gelbe, sonnenverbrannte Hautfarbe hatte sich gelichtet und schimmerte im rosigen Schmelz der Jugend; ihre kleine hagere Gestalt mit eckigen Bewegungen hatte sich gestreckt und gerundet, war schlank, biegsam und kräftig in

die Höhe gewachsen: sie war eine edle, interessante Erscheinung — doch von Claudia's Liebreiz hatte sie keine Spur, und obschon Beide schwarze Augen hatten, so war der Ausdruck derselben so verschieden, daß man nicht an eine Aehnlichkeit dachte.

Als die erste Begrüßung vorüber und Jeder in seinem Zimmer untergebracht war, eilte Wendeline pfeilschnell zum Klosterhof, lief durch den Kreuzgang in's Pfarrhaus und nach dem Zimmer des Pfarrers, und als sie auf ihr Anklopfen keine Antwort bekam, schnurstracks in den Garten und nach dem Bogengang, wo er sein Brevier zu beten pflegte. Das that er auch jetzt. Als er hinter sich rasche leichte Schritte hörte, wendete er sich um und blieb ganz erstaunt über die fremde junge Dame stehen; denn mochte Claudia ihm auch alle Jahr Wendelinens Photographie gezeigt und ihm gesagt haben, sie werde immer größer und hübscher: so lebte sie in seinem Gedächtniß doch nur in der Gestalt, die er immer vor Augen gehabt hatte und besonders so, wie er sie bei ihrer Abreise sah: gelb, mager und klein, im warmen grauen Winterkleide mit blauen wollenen Strümpfen und derben Lederschuhen. Das war nun Alles so gründlich verschwunden, so durchaus anders geworden, wie damals der Dezember und jetzt der Juli — was das Aeußere betraf; übrigens aber war es die alte Wendeline, die vor ihm auf die Knie

fiel, seine Hände ergriff, mit Küssen bedeckte und vor Thränen nicht sprechen konnte.

„Nun, Wendeline, hat der liebe Gott nicht Alles wunderbar gut und gnädig gefügt?“ fragte er bewegt und hob sie vom Boden auf.

„O Alles! . . . . Alles!“ rief sie: „aber besonders, daß ich wieder hier bin und Sie wiedersehe.“

„Gutes Kind!“ versetzte er beruhigend.

„O ich weiß nicht, ob ich gut bin! . . . aber Kind bin ich und Sie sind der Vater meiner Seele! . . . . was wäre aus der geworden, wenn Sie sich nicht meiner angenommen hätten!“ sagte Wendeline und trocknete ihre Thränen: „früher habe ich das zwar immer gefühlt . . . . in diesen Jahren ist es mir aber klar geworden. Sie haben mich gelehrt Gott zu lieben — das ist das Leben meiner Seele — das verdanke ich Ihnen — folglich sind Sie der Vater meiner Seele . . . . und ich habe den Augenblick ersehnt, wo ich Ihnen dies sagen würde . . . . aber sagen — denn zu schreiben verstehe ich dergleichen nicht, wie Sie an meinen Briefen bemerkt haben werden.“

„Ja, Ihre Briefe waren trocken und kalt.“

„Das sagen auch meine Eltern! Nun gleichviel! . . . . jetzt wird nicht mehr geschrieben! . . . . jetzt sind wir Alle miteinander in Bachheim und ich bin glücklich. Täglich werde ich Sie besuchen; nicht

wahr? .... Jetzt aber will ich das hochheilige Sacrament in der lieben alten Kirche besuchen .... und meinen alten Pflegevater .... — Ist seine Frau noch immer sehr zänkisch?" setzte sie bedenklich hinzu, als fürchte sie eine unfreundliche Aufnahme.

„Gehen Sie nur hin, es wird sie freuen," sagte der Pfarrer.

„Sie nennen mich Sie!" rief sie betroffen: „bin ich nicht mehr Ihr Kind?"

„Immer mein liebes Kind — aber nicht mehr ein Kind, Wendeline."

Sie ging in die Glöcknerswohnung, nachdem sie Josephe in der Küche begrüßt hatte.

Frau Barbara war, wenn nicht erfreut doch sehr geschmeichelt, daß Wendeline zwei Stunden nach ihrer Ankunft bei ihr erschien und bemühte sich liebenswürdig zu sein, indem sie fortwährend Wendelinens Schönheit pries und deren Anzug bewunderte. Der Schullehrer aber erkundigte sich nach Dingen, die in sein Fach einschlugen, fragte nach den Studien und nach der Musik und war sehr befriedigt durch die Antworten. Als Wendeline fortgegangen war, sagte Frau Weinrich in ihrem vornehmsten Ton:

„Recht brav von der Kleinen, daß sie gleich zu uns gekommen ist. Wir haben es aber auch um sie verdient."

Weinrich schrieb Noten ab. Bei der Rede seiner Gattin blickte er auf, schob sein Käppchen in den Nacken und schien etwas sagen zu wollen. Frau Barbara ließ es aber nicht dazu kommen, sondern setzte mit Schärfe hinzu:

„Denn Du bist es, Du und kein Anderer, der ihr die Anfangsgründe der Bildung beigebracht hat."

„Das ist richtig," versetzte er beschwichtigt und sein Käppchen sank auf die Stirn, sein Blick auf das Notenblatt zurück, während Frau Barbara noch nicht durch diese Zustimmung befriedigt war, sondern das unverlierbare Recht einer Ehegattin auf das letzte Wort in Anspruch nahm und ärgerlich ausrief:

„Als ob ich je etwas Unrichtiges behaupten würde."

Wendeline stand im Hof des Kreuzganges still und schaute umher mit leuchtenden Blicken. Es war noch Alles da: der umdornte Grasplatz, die Hundehütte, der kleine Trog für die Hühner; — auf der andern Seite die Bänke unter dem Nußbaum und der Akazie; ringsum das schöne Maßwerk der Bogen umschlungen von den zierlichen Ranken des wilden Weins — und über dem Allen, der blaue Himmel, wie ein großes, gutes, segnendes Auge. Sie stand unter dem Kirschbaum, den sie mit einem Arm umschlungen und ihre Stirn an seinen Stamm gelehnt hatte. Als sie sich satt gesehen an der trauten Um-

gebung, die ihre Kindheit umschloß, that sie einen tiefen Athemzug, trat vom Baum zurück, drückte beide Hände mit den Fingerspitzen an die Lippen und warf den Kuß in den Hof hinein, als ob jeder Baum, jedes Blatt, jeder Grashalm, die Schwalben, die Sperlinge, der Hund und die Hühner, ihren Theil davon nehmen sollten. Dann ging sie hinweg und nickte freundlich der Josephe zu, die hinter dem Gitter des Küchenfensters stand und sie anstarrte.

„Daß ich dies erlebt habe, Hochwürden," sagte Josephe, als sie des Pfarrers Tisch deckte: „das wird mich nicht nur all' mein' Lebtage freuen, sondern auch noch in der Ewigkeit."

„Wir wollen es hoffen, Josephe; aber wir müssen erst abwarten, was die Welt aus ihr macht .... die böse Welt."

„Die böse Welt!" seufzte Josephe als treues Echo, setzte aber beruhigend hinzu: „das Wendelchen ist gut, Herr Pfarrer, ist gar nicht stolz, ist mir um den Hals gefallen, als ob es noch Weinrichs Wendeline sei! .... Da es nicht stolz ist wird es schon gut, fromm und brav bleiben und den lieben Gott vor Augen behalten. Mir ist gar nicht bange für unser Wendelchen!"

„Die heilige Schrift lehrt uns, daß die Engel aus dem Himmel gefallen sind," entgegnete der Pfarrer, „und daß wir unser Heil mit Furcht und

Zittern wirken sollen. Wie für uns selbst müssen wir auch für den Nächsten besorgt sein und uns durch keine Zuneigung blenden lassen. Also Josephe, bete für Wendeline Sierra Blanca gerade so eifrig, als ob sie noch Weinrichs Wendeline wäre." — —

Dagobert wurde erwartet. Claudia hatte ihn in zwei Jahren nicht gesehen und war voll Ungeduld, ob und wie er sich in dieser Zeit entwickelt habe. Sie ging Arm in Arm mit Leocadie im Park und sprach von ihm.

„Du wirst ihn vielleicht etwas verändert finden," sagte Leocadie mit einiger Befangenheit.

„Ich erwarte das nicht anders! er wird selbstständig geworden sein und das muß man zuweilen theuer bezahlen."

„Mir scheint im Gegentheil er sei abhängiger von fremder Meinung und fremden Einflüssen, als er es nach seiner Erziehung sein sollte," erwiederte Leocadie: „die Welt tritt ihm mit allen ihren Lockungen entgegen — und er" . . . . —

„Er hört auf ihre Sirenenstimmen?" rief Claudia.

„Ich fürchte es!" seufzte Leocadie.

„Was sagt mein Vater?"

„Er weiß es nicht so."

„Was heißt das: nicht so. Ich beschwöre Dich sprich Dich klar aus, Leocadie! wir sind jetzt Alle beisammen und können vereint einen guten Einfluß

auf Dagobert gewinnen. Sprich also: wie steht es mit ihm."

„Er ist beständig in Geldverlegenheit. Das begann mit seiner Trennung von Ulmer und hat von Jahr zu Jahr zugenommen. Er lebt mit jungen Leuten, die den Aufwand bestreiten können, den sie machen. Er will es ihnen gleich thun, ja, sie übertreffen. Er hatte von jeher eine große Neigung für Luxus und Aufwand. Seine Studien, seine Vernunft drängten diese Neigung zurück, so lange sie keine Veranlassung fand sich geltend zu machen. Aber sie ist erwacht und er gibt ihr in thörichter Weise nach. Ueberdas ist er in verkehrter Weise großmüthig. Wer unter seinen Freunden und Bekannten Geld nöthig hat wendet sich an ihn — und nie umsonst! er gibt sein Letztes hin und macht dann für sich Schulden. Als es sich zum ersten Mal zeigte, daß er mit seinem Gelde nicht reiche, gab ihm sein Vater das Nöthige. Als es zum zweiten Mal und in sehr verstärktem Maß geschah, besprach sich sein Vater mit ihm, legte ihm die Bücher vor über den Ertrag von Bachheim, über die Betriebs- und Verwaltungskosten, über die Kosten unseres Hausstandes; und theilte ihm mit, daß er einige Ersparnisse bei Seite lege, um Dagoberts Einkommen zu erhöhen, wenn er später in der Welt leben müsse. Jetzt scheine es ihm, daß sich Dagobert als Student leicht

nach seiner Decke strecken und sich einschränken könne. Es sei ein Widersinn auf der Universität einen Aufwand zu machen, der die Mittel übersteige, denn sieben Achtel der studirenden Jugend — und unter ihr die Tüchtigsten — hätten diese Mittel nicht und zu ihr möge Dagobert sich halten. Dagobert versicherte hingegen er mache keinen Aufwand, er beschränke sich nach Möglichkeit, man könne nicht mehr so billig leben wie vor fünfzig Jahren und der Vater möge so gütig sein die ersparte Summe nicht zu vergrößern, sondern lieber ihm die jährlichen Ersparnisse zukommen zu lassen und sein Jahrgeld dadurch erhöhen. Damit wolle er sich denn einrichten. Ungern ging der Vater darauf ein; aber er that es, weil auch ich ihn darum bat, denn Dagobert bestürmte mich mit Bitten und Versprechungen. Leider hielt er letztere nicht. Er hatte aber nicht mehr den Muth sich an den Vater zu wenden. Ich mußte es vermitteln, daß ihm ein Theil der zurückgelegten Summe ausgezahlt werde. Habe er die in Händen, so werde er sich arrangiren und nie wieder um Zuschuß bitten — so versicherte er."

„Aber, um's Himmelswillen! was macht er mit dem Gelde?" rief Claudia.

„Ich fürchte er hat sich ein Paarmal auf den Handel mit Werthpapieren, mit Actien, was weiß ich! eingelassen und, selbstverständlich, mit Unglück.

Er rückt nie mit der Sprache heraus; allein er äußert zuweilen, es sei ein ungeheurer Vorzug unserer Zeit, daß jeder die Möglichkeit habe mit Wenigem zu einem großen Reichthum zu gelangen — und zwar so schnell, daß schon der junge Mann die Früchte seiner Geschicklichkeit genießen könne und nicht bis ins Greisenalter sich abzumühen brauche."

„Neigung zu Handelsspeculation liegt gar nicht in Dagoberts Charakter," sagte Claudia ungläubig.

„Nein gar nicht;" versetzte Leocadie: „er betrachtet sie nur als ein Mittel, um reich zu werden und den Reichthum als Mittel, um das Leben zu genießen .... nicht in brutaler Weise, Claudia! er wird nicht mit Leib und Seele ein Mann des sport und turf — er wird kein Spieler und kein Schlemmer werden; aber er will von dem Allen den Schaum abschöpfen ohne auf feine Bildung, auf Interesse für ernste Fragen, auf Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaften zu verzichten. Auf eine dem Gentleman unanständige Weise reich zu werden, würde ihm nie einfallen."

„Großer Gott!" seufzte Claudia, „ich weiß nicht ob man einen Papier-Speculanten noch zu den Gentlemen zählt! .... und dahin soll es mit Dagobert gekommen sein?"

„Er versteht ja nichts davon, liebste Claudia! er verläßt sich auf Andere .... und das macht

mich unaussprechlich besorgt, denn dadurch zieht sich sein Vertrauen mehr und mehr von uns zurück und zu Denjenigen hin, die seine Leidenschaft nähren."

„Wir wollen es noch nicht Leidenschaft nennen," erwiederte Claudia tröstend: „Dagobert ist so jung, hat Geist und Gemüth; die Geldgier kann sich unmöglich bei ihm eingenistet haben! sie ist ein Laster des Alters."

„Insofern sie Begierde nach Besitz, also Geiz ist — ja! allein Dagobert will nur besitzen um zu genießen — und mir scheint dies ist recht sehr die Neigung und Richtung der Jugend, ja, nicht nur der Jugend, sondern der ganzen materialistischen, in die Sinnenwelt verlorenen Zeit, in der wir leben. Ach, Du wirst Dagobert sehr verändert finden."

„Doch nicht in religiöser Beziehung?" fragte Claudia ängstlich: „hält er fest am Anker des Glaubens, so kann er zwar in Meeresstrudel gerissen werden und momentan in den Wellen verschwinden, allein er geht nicht unter . . . . er taucht wieder auf, er rettet sich. O liebe Leocadie, wenn er nur nicht den Glauben verliert! das ist immer die größte Gefahr, sobald sich eine Leidenschaft unserer bemächtigt hat, denn der Glaube lehrt uns sie zu verdammen und der Wille widersetzt sich dem Urtheil . . . . und noch mehr . . . . der Vollziehung . . . . Da wird dann der Glaube als unerträglicher Tyrann

betrachtet! Armer Dagobert! in welchen Kämpfen mag er sich befinden! .... Und mein armer Vater! wie weh mag ihm gerade diese Richtung seines Sohnes thun, die er in dessen Erziehung und durch sein Beispiel stets bekämpfte."

„Er sieht mit banger Sorge der Zukunft Dagoberts entgegen," versetzte Leocadie mit Thränen im Auge: „Du kennst seinen edlen Stolz, die unangetastete Reinheit seiner Gesinnung und er fürchtet, daß Dagoberts guter Name, Ruf und Ehre leiden werden, wenn er sich nicht aus dem Netz der Geldverlegenheiten herausreißt. Aber rede nicht unaufgefordert mit ihm über diesen Gegenstand."

Claudia sagte es gern zu und sah nur um so gespannter der Ankunft ihres Bruders entgegen. Uebrigens war das Leben in Bachheim sehr gemüthlich. Graf Sierra Blanca mit seiner hochtoryistischen Gesinnung, sympathisirte in der Politik außerordentlich mit seinem Schwiegervater und verachtete gründlich den beliebten Constitutionalismus, die große Comödie des neunzehnten Jahrhunderts, die in jedem Lande und bei jedem Volk wo sie aufgeführt wird, ein allgemeines Unbehagen in Permanenz erhält. Diese politische Sympathie war in diesem Augenblick besonders hoch zu schätzen, weil der traurige Lombardische Krieg, so eben beendet war und alle Gefühle und Ansichten des alten Grafen auf's Tiefste

verwundete. Nicht die verlorenen Schlachten schmerzten ihn am tiefsten.

„Die größten Helden sind nicht unüberwindlich," sagte er, „man verliert eine Schlacht und gewinnt eine Schlacht — wer kann genau sagen durch welche Umstände! meistens siegt die größere Zahl der Soldaten. Nicht der Verlust der Schlachten schmerzt mich am tiefsten; sondern der Verlust des Bewußtseins der Zusammengehörigkeit Deutschlands. Es sieht zu, wie der Erzfeind, Frankreich, sich mit Italien gegen den deutschen Bruderstamm verbindet — es läßt sich einschüchtern durch das Gebot des Franzosenkaisers, der Krieg solle localisirt bleiben — und so manche deutsche Faust, die freudig das Schwert gegen Frankreich gezogen und mit Oesterreich gekämpft hätte, sinkt entmuthigt zurück — denn es gibt in Deutschland eine Region, in welcher der Haß gegen Oesterreich so groß ist, daß man ihm die deutsche Ehre opfert. Das schmerzt."

Alle waren mit ihm einverstanden, und nur Pfarrer Edelholt, der häufiger denn je in den Familienkreis gezogen wurde, suchte als Mann des Friedens den Grafen damit zu trösten, daß durch die Localisirung des Krieges viel Blutvergießen erspart sei.

„Erspart?" versetzte der Graf kopfschüttelnd: „bester Herr Pfarrer, sagen Sie: aufgeschoben — dann haben Sie ganz Recht. Sie können unmöglich

glauben, daß unsere politische, auf Doppelzüngigkeit und Heuchelei basirte Welt, den Frieden geben und erhalten könne. Sie kann lügen und trügen und mit ihrem Aufschwung der Industrie als einer Friedenassecuranz sich breit machen; aber in ihren Eingeweiden birgt sie nur Krieg — den Krieg der List und der Falschheit, bis sie wieder einmal zum Krieg der äußeren blutigen Gewalt übergeht."

„Cogito, cogitationes pacis et non afflictionis; so spricht der Herr der Heerschaaren," sagte mild der Pfarrer.

„Aber denkt die Welt in Uebereinstimmung mit den Gedanken Gottes?" rief der Graf: „Nein, sie denkt genau das Gegentheil: Unfrieden — und folglich Trübsal."

„Weil ihre Gedanken nicht die Seinen sind, so sind auch Seine Wege ganz anders, als die ihren; diese sind menschlich, jene göttlich unberechenbar. Geduld, Herr Graf! Deposuit potentes de sede! das wissen wir nicht blos; — wir haben es gesehen, es erlebt."

„Wie ist das schön, Herr Pfarrer, daß Sie in der heiligen Schrift Alles zu finden wissen, was Licht und Ruhe gibt!" rief Claudia.

„Zu diesem Zweck ist uns, wie ich meine, die heilige Schrift gegeben, gnädige Gräfin," sagte der Pfarrer, und wenn ich mit größerer Leichtigkeit die

bezüglichen Stellen anzugeben weiß, so hängt das mit meinem Beruf als Prediger zusammen."

„Da ich von Jahr zu Jahr in Bachheim Fortschritte in der deutschen Sprache mache," sagte Graf Sierra Blanca, so erschwinge ich mich denn jetzt dazu die deutschen Classiker zu lesen — ob zu verstehen ist eine andere Frage. Ich las kürzlich einen Ausspruch von Göthe über die heilige Schrift, der mir nicht klar und der gegen Ihre Ansicht, Herr Pfarrer von deren Verständlichkeit ist. Er sagt: „Deshalb ist die Bibel ein ewig wirksames Buch, „weil so lange die Welt steht Niemand auftreten „und sagen wird: ich begreife es im Ganzen und „verstehe es im Einzelnen." Wie kann das wirksam sein, was man nicht versteht? — Nicht begreift — das schon eher. Der göttliche Geist, der die heiligen Schriften eingegeben hat, steht hoch über unseren Begriffen und wirkt dennoch durch seine Gnade auf uns und er ist es ja eben, der uns das Einzelne verstehen lehrt. Warum sagt denn Göthe Niemand verstehe es?"

„Weil ihm der Glaube fehlte, der übernatürliche, der christliche Glaube, Herr Graf," erwiederte der Pfarrer. „Dies ist nun einmal gewiß. Ob aber jener Ausspruch nicht anders gedeutet werden könne, wenn man seinen Vorder- und Nachsatz kennt, lasse ich dahingestellt sein."

Bei solchen und ähnlichen Gesprächen, die täglich vorkamen, verhielt sich Wendeline ganz schweigsam, aber ungemein aufmerksam. Sie beschäftigte sich mit einer Handarbeit und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes Wort. Kam aber die Musik an die Reihe — und wo Claudia war fehlte sie nie — da verließ Wendeline ihren Standpunkt als schweigende Zuhörerin, da wurde sie thätig und mitwirkend, und zwar so sehr, daß sich Leocadie für überflügelt erklärte.

„Und das freut mich," sagte sie liebreich zu Wendeline, „denn der Meister mag gern stolz auf seine Schüler sein. Wenn stets die Alten es besser machten als die Jungen, so würde ja nach einigen Jahren alles Schöne und Gute aufhören."

Der alte Graf spielte freilich noch immer sein liebes Violoncello, allein seine Hand begann die Kraft zu verlieren, um den Bogen anhaltend mit Energie und Zartheit zu führen. Er empfand es schmerzlich.

„Das Alter ist eine eiserne Schule der Resignation," sagte er wehmüthig. „Es legt Entsagung und immer Entsagung auf, und erst nachdem der alte Mensch am Sterbelager all seiner Kräfte stand, sinkt er ihnen nach .... in's Grab. Von der Wiege bis zum Sarge betrachtet — heiter ist das Menschenleben nicht."

„Warum lebt man denn aber doch gern?“ fragte Wendeline.

„Ja das ist eine Frage, die schon Hamlet Prinz von Dänemark beschäftigt hat!“ rief Claudia. „Und dann, lieber Vater, hat das Leben doch seine lichten Stunden, welche die trüben Tage vergessen machen.“

„Ich glaube nicht, daß sie ausreichen würden um uns das Leben lieben zu lassen,“ entgegnete er: „ich glaube vielmehr, daß diese Liebe zum Leben etwas Unfreiwilliges ist, etwas das der Schöpfer gewollt hat, damit wir ausharren; — und fassen wir dann das Leben nach seiner übernatürlichen Bestimmung auf, Wendeline, so können wir leben, weil es Gottes Wille ist daß wir leben, damit wir uns durch die Zeit in die Ewigkeit hineinleben. Hältst Du Dir das immer vor Augen, so wirst Du mit friedlichem Gleichmuth durch lichte wie durch trübe Tage gehen.“

„Ich will es versuchen,“ sagte sie und küßte seine Hand.

So wurde es denn Claudia's und Wendelinens Aufgabe Abends Musik zu machen, denn der alte Graf war dermaßen daran gewöhnt, daß er scherzend behauptete, er könne nicht sein Nachtgebet mit der gehörigen Sammlung verrichten, wenn nicht zuvor die Musik, wie eine reinigende Luft, die Kammer seiner Seele durchweht und die wirren Eindrücke des Tages daraus verjagt hätte. Waren nun auch

Alle sehr befriedigt durch Wendelinens Leistungen: so war es Claudia minder.

„Du spielst recht gut," sagte sie: „aber was ist mit solchem hölzernen Instrument wie ein Flügel ist, anzufangen? Er ist Holz und bleibt Holz und in all dem Holz erstirbt das bischen Vibriren der Saiten, wie der Vogelgesang im entlaubten Walde."

Leocadie und Wendeline vertheidigten lebhaft den Flügel; allein Claudia blieb dabei, er könne nicht Schritt halten mit dem intensiven Ton der Violine; das könne nur das Violoncello — und dadurch regte sie ihren Vater an, sich zuweilen an der Abendmusik zu betheiligen.

Endlich kam Dagobert. Er hatte seine Ankunft nicht mit Bestimmtheit angezeigt und so fand er denn auch keinen Wagen aus Bachheim auf der Station der Eisenbahn. Das war ihm gerade recht. Sein Gepäck konnte am andern Morgen geholt werden und er machte die Wegstunde zu Fuß. Es war ein heißer Sommerabend. Die Nacht spannte ihren Schleier unter dem Himmelsgewölbe aus und schmückte ihn mit all ihren Diamanten, die im röthlichen, im blauen, im weißschimmernden Licht erstrahlten oder wie Feuerfunken aufblitzten. Unter dieser Illumination einer riesigen Kuppel wanderte Dagobert auf der Chaussee, die sich zwischen einer Allee von Obstbäumen als ein breites weißes Band

von den dunkeln Feldern zur Rechten und Linken abzeichnete. In dem feuchten Gras des Grabenrandes schien die Nacht einige ihrer Diamanten verloren zu haben; aber sie regten sich, sie erhoben sich und zahllose Leuchtkäfer schwebten wie fliegende Sterne über die Erde hin. Ueberall tiefe Stille. In weiter Ferne bellte zuweilen ein Hund. Diese Stimme der Wachsamkeit war in Harmonie mit der lautlosen Nacht. Aber der Wanderer — war er es auch? that dieser Friede in der Natur ihm wohl oder weh? hatte er überhaupt Gedanken und Auge für die Natur in ihrer majestätischen Schönheit und für Das, was in ihr erhabener ist als sie? — Was auch seine Gedanken sein mochten, sie hinderten ihn nicht mit raschem Schritt vorwärts zu gehen. Die Uhr am Bachheimer Kirchthurm schlug halb eilf, als er bei dem Gottesacker war, der sich seitwärts an die Kirche anschloß. Dann ging er an der Kirche vorüber und am Schulhaus, dann in die Gasse des Dorfes. Alles todtenstill wie auf dem Gottesacker. Um diese Stunde liegt auf dem Lande Alles im tiefen Schlaf. Sogar der Bach schien zu schlafen, der an der einen Seite der Gasse vor den Häusern dahinfloß; die Sommerhitze hatte ihn sehr ausgetrocknet und sein geschwätziges Murmeln zum Schweigen gebracht. Das Thor des Herrnhofs war geschlossen; die Nebenthür nicht, weil der Nachtwächter

stündlich seine Runde vom Hof aus durch das Dorf zu machen hatte; sein Dienst begann im Sommer aber erst um eilf Uhr. Als Dagobert in den Hof trat, sah er einige Fenster des Wohnhauses erhellt; man war also noch nicht zur Ruhe gegangen, vielleicht noch versammelt. Er ging über den Hof durch eine Seitenpforte in den Garten. Ein großer Hund schlug an, schien jedoch den Schritt zu erkennen und verstummte. Dagobert ging zur Gartenseite des Hauses. Schon von fern hörte er die Musik. Er nahm einen Gartenstuhl, stellte ihn in einiger Entfernung von den Fenstern des Wohnzimmers auf den Kiesweg und stieg hinauf. So konnte er durch die weitgeöffneten Fenster das ganze Zimmer übersehen. Da stand Claudia mit ihrer Violine, in gewohnter Weise, immer lieblich anzuschauen und anzuhören. Mochte sie ein paar Jahre älter geworden sein — ihr Auge hatte den früheren Zauber, ihr Lächeln den früheren Liebreiz, ihre Haltung die frühere Grazie. Dies schien auch Graf Sierra Blanca zu finden, der im Lehnstuhl liegend zwar mit Wohlgefallen der Musik lauschte, aber ganz entschieden in Claudia seiner Frau vor der Künstlerin den Vorzug gab. Der alte Graf hingegen war ganz versunken in die Musik! Ob Claudia sie ausführte, wie Claudia dabei stand oder sich benahm, bemerkte er gar nicht; er war wirklich ganz

Ohr. Trotz des Ausdrucks von gespannter und befriedigter Theilnahme, der sein Antlitz gleichsam erfrischte, fand Dagobert doch seinen Vater gealtert, wie er da saß in der Ecke des Sopha's, etwas zusammengesunken und den Kopf geneigt mit den schönen weißen Locken, die spärlicher geworden waren — und mit der Hand, die so edel geformt, aber wachsbleich, fast leichenfarben auf der Sophalehne ruhte. Wie alt ist denn der Vater? fragte sich Dagobert beklommen: siebenundsiebzig Jahr ist doch kein ungewöhnliches Alter! .... Die politischen Ereignisse beugen ihn. — Neben dem Grafen saß Frau von Wildermut auf dem Sopha, doch nicht zusammengesunken wie er — obschon sie eines Alters mit ihm war — sondern kerzengerade, wie sie das in ihrer Jugend gelernt und später für den geziemenden Anstand einer Gesellschaftsdame nothwendig erachtet hatte. Jetzt war es ihr dermaßen zur Gewohnheit geworden, daß sie nicht bemerkte ob sie auf einem Tabouret oder einem Lehnstuhl sitze. Doch den lebhaften Ausdruck des Grafen hatte sie nicht. Die Musik gehörte nun einmal zu diesem Hause; damit war sie einverstanden. Uebrigens strickte sie emsig und hatte heimliche, hausfrauliche Sorgen, z. B. daß man die Pfirsich in dem heißen Sommer gar nicht vor Insecten bewahren könne — und daß man noch gar lange auf die

Rebhuhnzeit warten müsse, welche in der Küche so geschätzt wird. Am untern Ende des Flügels, den Arm auf ihn gestützt, sah Dagobert seine Mutter sitzen; sie schien ganz mit andern Gedanken beschäftigt zu sein — und auch die seinen nahmen eine andere Richtung, als er am Flügel Wendeline sitzen sah. Nie hätte er sie erkannt, nie und nimmer! aber Wendeline war in Bachheim, folglich mußte sie es sein. Hm! sprach er bei sich selbst, mir gefallen nicht sehr diese klassischen Schönheiten . . . . aber es ist zu merkwürdig, daß aus dem kleinen zigeunerhaften Ding so etwas hat werden können.

Uebrigens saß Wendeline regungslos am Flügel und horchte so ganz in Claudia's Spiel versunken, daß sie ihre Partie vergaß. Claudia spielte die Singstimme von Beethovens „Adelaide" und Wendeline die Begleitung. Da sich aber Claudia in den reichsten Phantasien erging, so war die Begleitung ungemein schwierig und Wendeline hatte sie aufgegeben. Ihre Hände lagen im Schooß. Dagobert sah sie ganz im Profil, den feinen und doch so bestimmten Schnitt des Gesichts, das dunkle, gewellte, von der Stirn zurückgeworfene Haar, das Auge, das etwas tief unter den schwarzen Augenbrauen lag. Wie eine sinnende Muse! dachte er.

Plötzlich unterbrach sich Claudia und rief, indem sie Violine und Bogen sinken ließ:

„Nein, das ist unerträglich, Wendeline! Warum setzt die Begleitung nicht rechtzeitig ein? Warum unterstützt sie nicht den Ruf der Liebe, der noch über dem Grabe fortklingt?"

„Ich habe es vergessen über dem Zuhören," sagte Wendeline gelassen.

„Es ist sehr schwer, liebes Kind, Dich auf Deinem Flug zu allen Sternen zu begleiten," sagte der Graf von Wianden.

„Du konntest es doch, lieber Vater," entgegnete Claudia.

„Ich hatte mehr Uebung als Wendeline."

„Und überhaupt klang das Violoncello ganz anders zur Begleitung! ich kann es nicht verschmerzen, lieber Vater, daß Du es aufgegeben hast! . . . . Es war recht vorschnell von Dir."

„Vorschnell in meinem Alter? Claudia, Du faselst," erwiederte er mit einem trüben Lächeln.

Dagobert vernahm jedes Wort. Also war der Vater wirklich alt und mußte verzichten auf seine reinste Freude. Das ging ihm zu Herzen. Er sprang vom Gartenstuhl, stieg die Freitreppe hinauf zur großen Glasthür, die in's Speisezimmer führte ging durch dasselbe hindurch und öffnete die Thür des Wohnzimmers, so daß er seinem Vater gegenüber stand.

„Dagobert .... fällst Du vom Himmel herab!“ rief der alte Graf und erhob sich lebhaft.

Claudia lag schon in den Armen ihres Bruders. Leocadie, Graf Sierra Blanca, Frau von Wildermut umringten ihn. Alle freuten sich seines Kommens und daß die Familie beisammen war. Wendeline hatte sich gleichfalls erhoben, stand am Flügel und betrachtete mit ihren ernsten Augen die frohe Gruppe. Dagoberts Blick flog zu ihr hinüber, etwas zweifelhaft wie er sie zu begrüßen habe. Da trat sie näher, legte die Hand auf den Arm ihres Vaters und fragte:

„Sie kennen wohl nicht mehr die kleine Zigeunerin, Graf Dagobert?“

„Das ist ihre Schuld! .... denn sie hat sich wunderbar verwandelt,“ versetzte er, mehr und mehr durch ihre ganze Erscheinung in Erstaunen gerathend.

„Ihr werdet schon wieder bekannt werden,“ sagte Claudia und wendete sich mit tausend Fragen an Dagobert, den sie seit zwei Jahren nicht sah.

Wendeline hörte nichts von der lebhaften Unterhaltung, die sich jetzt entspann. Ihre Gedanken gingen auf den Augenblick zurück, wo sie Dagobert zum letzten Mal gesehen, als er vor seiner Abreise zur Universität unter der Hausthür des Pfarrers zu ihr gesagt hatte: „Wendelchen, was fehlt Dir?“

und dann: „Laß uns für einander beten.“ — Ihr Kummer von damals war von ihr genommen und sie hatte treu für ihn gebetet. Alles hatte sich für sie verändert, aber das nicht. Ob er es wohl auch gethan hatte? .... Schwerlich! .... solch ein junger Herr wird ganz andere Dinge im Kopf haben .... wird die weite Welt gesehen haben, wozu er sich einst so sehr freute. Sie wunderte sich daß sie noch wisse, was Dagobert vor so vielen Jahren zu ihr gesagt hatte. Aber ihre Kindheit war in einer so großen Einförmigkeit verflossen, daß recht leicht das allergeringste — besonders wenn es von der gräflichen Familie herrührte — tiefen Eindruck machen konnte. Und zu dieser Familie gehörte sie jetzt. — —

Man ging erst nach Mitternacht aus einander.

Der Wartthurm.

Wendeline war nicht gewöhnt an die späten Stunden. Im Institut ging man früh zur Ruhe und erhob sich früh; — und daß man in Bachheim bis Mitternacht versammelt gewesen wäre — auf diesen Fall konnte sich Niemand besinnen. Wendeline schlief sehr spät ein und erwachte sehr früh. Sie sah, daß es ein heller sonniger Morgen sei, stand auf, kleidete sich an und ging in den Garten. Alle Fensterladen waren noch geschlossen; es schlug erst fünf Uhr. Sie hatte eine lange Zeit bis zur Messe vor sich und beschloß einen weiten Spaziergang zu machen. Sie ging durch die langen Lindenalleen bis zu dem Steg, der über den Bach zur Mühle führte, die mit einem kleinen Gehöft in einem Busch von Erlen und Weiden lag. Das Mühlrad klapperte, das Wasser rauschte, der Hahn krähte, die Tauben flogen auf mit ihrem klingenden Flügelschlag, setzten sich auf das Dach und putzten mit zierlichen Bewegungen des Köpfchens und des Schnabels ihr

glänzendes Gefieder. Es war ja nur ein alltägliches, ländliches Bild, aber in der Frische der Morgenluft und im Glanz der Morgensonne nahm es sich reizend aus. Von der Mühle schlängelte sich ein schmaler wenig betretener Fußsteig seitwärts durch die Wiese nach dem Hügel, auf welchem die Ruine eines Wartthurms lag. In einer halben Stunde war sie zu erreichen. Wendeline war als Kind sehr oft dort gewesen; jetzt noch gar nicht. Niemand liebte und machte weite Spaziergänge, obschon man stundenlang im Garten umherging. Ob es ihr gestattet sei jetzt, wie früher, im Feld allein umher zu schweifen — dies war Wendelinen nicht ganz klar. Der Hügel gehörte nicht mehr zum Bachheimer Gebiet. Aber sie sprach bei sich selbst: Ich muß mir einmal wieder die Welt von oben herab betrachten; dann gefällt sie mir am Allerbesten .... und es ist ja gar nicht weit bis zum Thurm. So ging sie denn über die Wiese, die im Morgenthau glänzte und duftete, und der Thymian, den ihr Fuß zertrat, hauchte seinen kräftigen Wohlgeruch aus. Sie nahm ihren braunen breitrandigen Strohhut ab und erstieg den Hügel. Das Innere des Thurmes war ein Erd- und Schutthaufen. Eine hölzerne Stiege führte von außen zu seiner Plattform hinauf, die mit einem rohen Geländer umgeben war. Man sah dort oben nicht viel mehr, als man unten sah;

aber man gewahrte den Bachheimer Kirchthurm und das Dach des Bachheimer Wohnhauses, welche auf der Wiese durch die Bäume des ausgebreiteten Gartens verdeckt waren; — übrigens die gesegneten Fluren der Wetterau. Wendeline erstieg den Thurm und setzte sich auf einen der Holzblöcke, welche als rohe Sitze dienten. Sie versank in die stille Träumerei, in welcher man sich ohne bestimmte Gedanken als ein Naturwesen und im Einklang mit der Natur, durch die reiche Harmonie ihrer Theile zum Ganzen, befriedigt fühlt; aber — so zu sagen, bewußtlos. Man fühlt nur den Zusammenhang mit dem großen All der Schöpfung. Doch bald machten sich bei Wendeline die höheren Seelenkräfte geltend. Ihre Träumerei war das weiche Seidengespinnst, das vorübergehend ihre Seele umsponnen hielt. Die Psyche durchbrach es und schwang sich höher auf, von der Natur zum Schöpfer — und Wendeline glitt von ihrem Sitz herab auf die Knie und betete Denjenigen an, der im Tabernakel der Bachheimer Kirche, er, der Unendliche, weilen wollte.

Während der Zeit waren zwei Augen mit größter Spannung auf sie gerichtet. Von der entgegengesetzten Seite dem Hügel zuschreitend, hatte ein Mann das weißgekleidete Wesen beobachtet, das auf der Plattform des Thurmes sich bewegte. In früher Morgenstunde, in ländlicher Umgebung und in gänz-

licher Einsamkeit war das eine befremdende Erscheinung. Vorsichtig erstieg er den Hügel und noch viel vorsichtiger schlich er über die Thurmstiege, auf welcher er Halt machte, als seine Augen in gleicher Höhe mit der Plattform waren. Es war also ein junges Mädchen, das da oben so unbefangen sich benahm, als sei es zu Hause. Da saß sie; da nahm sie ihren Hut vom Boden auf, legte ihn auf einen Holzklotz und that ihre Handschuhe hinein. Da kroch ein Marienkäferchen wie eine hochrothe Koralle über ihr weißes Kleid schlaftrunken hinweg; sie setzte es auf ihre Hand, hauchte es an und schaute ihm nach, wie es seine kleinen Flügel öffnete und in den Lüften verschwand. Dann saß sie eine Weile unbeweglich, die Hände im Schooß; — dann legte sie die Hände zum Gebet zusammen und sank auf beide Knie. Dies Alles mit jener Unbefangenheit des Ausdrucks und der Bewegungen, welche aus der Gewißheit des vollkommenen Alleinseins entspringt. Nun aber erhob sie sich rasch, horchte einen Augenblick mit seitwärts gewendetem Kopf, wie das Reh, das aus dem Walde tritt, und lehnte sich dann über die Brustwehr. Sie hatte offenbar ein Geräusch vernommen. Der Mann auf der Stiege hielt es für passend seine lauschende Stellung aufzugeben und stieg die letzten Staffeln hinauf. Als Wendeline jetzt deutlich Männerschritte vernahm, trat sie vom Geländer

zurück, setzte ihren Hut auf, zog die Handschuh an und wendete sich um fortzugehen. Der Fremde war schon hinter ihr auf der Plattform, ein junger Mann im eleganten Morgenanzug. Er grüßte sie und sagte:

„Sollte meine Gegenwart Sie im Genuß des lieblichen Morgens stören, so ziehe ich mich zurück."

„Durchaus nicht; aber meine Zeit ist abgelaufen. Ich danke Ihnen," erwiederte Wendeline, sah ihn ruhig mit ihren ernsten Augen an, ging die Stiege hinab, dann den Hügel und betrat wieder den Fußpfad zur Mühle, der sie über den Steg in den Park zurückführte. Von dort ging sie geradeswegs zur Kirche und kam doch so spät, daß die Messe schon bis zum Evangelium vorgeschritten war. Die Familie war dort; Dagobert nicht. Als man zurückkehrte und am Frühstückstisch Platz nahm, erschien er. Der alte Graf liebte nicht, daß Jemand von der Hausordnung abweiche. Als Dagobert seine Hand küßte, drohte er freundlich mit dem Finger und sagte:

„Du Langschläfer! weißt Du denn nicht, wie gern ich den Tag mit meinen Lieben vor dem lieben Gott beginne? Wendeline hat es wenigstens nicht ganz so schlimm gemacht."

„Verspätet habe ich mich leider, lieber Groß-

vater," versetzte Wendeline, „aber nicht durch Schlaf. Ich war schon auf dem Wartthurm."

„Also irrte ich nicht, als ich Dich in aller Frühe in Deinem Zimmer umherschleichen hörte!" rief Claudia.

„Das geht aber nicht, Wendeline!" sagte Graf Sierra Blanca etwas unmuthig: „Streifereien außerhalb des Parks vor Thau und Tage und ohne Begleitung, sind ebenso unstatthaft wie Dein Umherschweifen in der Abenddämmerung auf den Dünen von Ostende. Man lebt ja nicht in der Wildniß und Du setzest Dich der Gefahr aus, unverschämten Bettlern und frechen Vagabunden zu begegnen."

Wendeline schwieg und erröthete verlegen, da sie nicht recht wußte ob sie ihrer Begegnung auf dem Thurm erwähnen solle. Dem alten Grafen that es leid ihr, zwar indirect, den Vorwurf zugezogen zu haben und er sagte scherzend:

„Freue Dich, Wendeline, daß Du nicht vor ein Paar hundert Jahren hier lebtest. Da ging es denen übel, die in der freundlichen Wetterau umherschweiften. Die Luft machte sie leibeigen, hier und im Algau, wenn sie aus der Fremde kommend sich hier niederließen."

„Lieber Vater!" sagte Graf Sierra Blanca ungläubig.

„Wissen Sie nicht, daß es ein Jus Wildfangia-

tus, ein Wildfangsrecht gab, welches den Churfürsten von der Pfalz zustand?" versetzte Graf Wianden; „diese Herrn durften einen Jeden leibeigen machen, der sich ohne Legitimation vagirend Jahr und Tag in ihren Gebieten aufgehalten hatte."

„Gut! ich kann mir vorstellen, daß dies barbarische Verfahren, welches den Mißbrauch der Freiheit mit Sclaverei bestrafte, für barbarische Zeitverhältnisse paßte. Aber daß schon die Luft der Wetterau den harmlosen Fremdling, der sich ansiedelt, leibeigen macht — diese Einrichtung der reichsfreien Ritterschaft übersteigt alle Begriffe und jedes Maß der Willkür."

„Ich vertheidige sie nicht; ich berichte sie nur," sagte Graf Wianden.

„Und das ist gewiß!" sagte Wendeline ganz ernst: „die Luft der Wetterau macht leibeigen, möge man sich ansiedeln oder nicht. Ich fühle mich allezeit, und wo ich auch sein möge, Bachheim leibeigen."

Der alte Graf warf ihr einen liebevollen Blick zu. Claudia rief:

„Mein Wahlspruch ist und muß sein: Ubi bene ibi patria! Wo ich glücklich bin, da fühle ich mich heimisch gebunden — und das ist eben jetzt auch in Bachheim. Sieh, mein Väterchen, wir sind Sclavinnen Deiner Liebe! . . . . Aber wo bleibt der Kleine? Wendeline, schau' doch daß er komme."

Wendeline ging den kleinen Salvator zu holen und von ihrem Streifzug war nicht mehr die Rede, denn als sie mit ihm zurückkam, wendete sich die allgemeine Aufmerksamkeit dem muntern Bübchen zu, das mit der Sprache kleine Gedanken bekam. Dagobert war auffallend zerstreut. Er hatte vorhin mit keiner Sylbe am Gespräch Theil genommen und er that es auch jetzt nicht an den Scherzen, die man mit dem Kleinen trieb.

Um neun Uhr verließ man den Frühstückstisch und Jeder ging an seine Geschäfte oder, in Ermangelung derselben, an seine Beschäftigungen. Dagobert begab sich mit seinen Eltern in das Zimmer der Gräfin, wo sein Vater sich niederließ und liebreich sagte:

„Jetzt, mein Dagobert, liegt ein höchst wichtiger Lebensabschnitt hinter Dir. Lernen können und sollen wir in jedem Alter; allein aus der Epoche der Schulbank trittst Du heraus. Bleibst Du jetzt bei Deinem Vorhaben Dich dem diplomatischen Fach zu widmen?"

„Ich denke — ja! nur möchte ich mich zuvor in den Weltstädten London und Paris einige Zeit aufhalten, um die Unbeholfenheit des Studenten abzustreifen, lieber Vater, und um ein wenig diejenigen Menschen — ich will nicht sagen kennen zu lernen — aber doch zu sehen und zu beobachten, welche die

politischen Faden spinnen und halten an denen Europa gelenkt wird. Alles was ich gelernt habe muß ich eine Zeit lang bei Seite legen und gleichsam vergessen, um fähig zu werden für klare Anschauung der wirklichen, der bestehenden Verhältnisse und um dann später mein theoretisches Wissen praktisch auf sie anzuwenden. Kehre ich dann zurück, so würde ich mich dem diplomatischen Examen unterziehen und dann meine Laufbahn beginnen."

„Dieser Plan ist verständig und ich würde mich über ihn freuen, wenn er nicht in einem gewissen Punkt bedenklich wäre."

„Eine Schattenseite hat jeder menschliche Plan, lieber Vater, und wollte man allzeit sie in den Vordergrund stellen, so würde nie irgend ein Plan zur Ausführung kommen."

„Es ist dennoch nothwendig sie in's Auge zu fassen, mein Sohn," antwortete der alte Graf gelassen auf Dagoberts lebhafte Erwiederung: „die Laufbahn, die Du betreten willst, die Deinem Namen, Deiner Erziehung und Bildung wie Deinen Kenntnissen und Fähigkeiten entspricht, wird meistens von jungen Leuten erwählt, die reiche Eltern oder sonstwie ein bedeutendes Vermögen wenigstens zu erwarten haben. Für Dich ist weder dieses noch jenes der Fall. Du kennst die Einkünfte von Bachheim. Du weißt, daß Du nach meinem Tode Deiner Mutter

die jährliche Rente zu zahlen hast, welche ihr als Wittwe gebührt. Du bist also weder in der Gegenwart noch in der Zukunft in einer glänzenden pecuniären Lage. Dennoch hast Du in diesen letzten Jahren, wo Du in keiner Weise die Veranlassung dazu hattest, wie der Sohn eines reichen Hauses gelebt, ohne Dir die Erfüllung irgend einer Laune zu versagen. Jetzt kommst Du in die große Welt, in die reichste, eleganteste, genußsüchtigste, frivolste Gesellschaft, wo Du tausendmal Gelegenheit, ja die Aufforderung haben wirst, das Geld mit beiden Händen wegzuwerfen. Was wirst Du thun? .... Wo wirst Du Dir Schranken setzen? .... Und bist Du entschlossen sie nicht zu überspringen?"

„Das bin ich, ja! .... ganz fest entschlossen!" rief Dagobert: „allein ich muß Dich um einen Beweis Deines Vertrauens bitten. Uebergib mir das Capital, welches Du für mich zurücklegtest, um mir in den nächsten Jahren, wo ich ohne Gehalt dienen muß, ein größeres Einkommen zu verschaffen. Ich werde es bei einem Banquier niederlegen, der mir augenblicklich meinen Bedarf auszahlt und den Rest verzinst. Ich brauche nach Umständen bald mehr, bald weniger. Es ist mir unsäglich peinlich Dich alle sechs Monate um Geld bitten zu müssen."

„Das ist doch das naturgemäße Verhältniß des Sohnes zum Vater, und wenn es Dir peinlich ist,

so kann ich den Grund nur darin finden, daß Du die Controle von meiner Seite allzu lästig findest."

„Nein .... o nein! .... aber ich bin Dir mit meinen Bitten lästig. Du hast das Geld nicht im Kasten .... Du mußt es kündigen. Das macht Umstände, gibt Verzögerungen, vielleicht kleine Nachtheile, welche Dich verdrießen. Uebergibst Du mir hingegen das Capital, so bist Du aller Mühe ledig, während ich mich etwas freier bewegen und genau berechnen kann, wie weit ich damit komme."

„Du begehrst dies als ein Zeichen meines Vertrauens," entgegnete der Graf trübe: „aber ich muß Dir sagen, Dagobert, daß ich bezüglich des Geldpunktes wenig Vertrauen zu Dir habe. Du nimmst ihn leichtsinnig: allein er hängt eng zusammen mit dem Gefühl für wahre Ehre, persönliche Würde, Rechtlichkeit, edle Unabhängigkeit und Ordnung — also mit einer Menge von Tugenden. Anfangs beachtet der Leichtsinn diesen Zusammenhang nicht; — später sucht er ihn vor sich selbst zu verbergen; — noch später sein Verhalten zu vertheidigen .... dann zu beschönigen — bis er endlich im Abgrund liegt .... im Abgrund der eigenen und der fremden Verachtung."

„So denkst Du von Deinem Sohn!" rief Dagobert heftig auffahrend.

„Nein! so denke ich vom Leichtsinn und mit Fug

und Recht; und davor möchte ich Dich mindestens warnen, wenn es mir nicht gegeben ist Dich zu behüten," versetzte der Graf mit so tiefer Wehmuth, daß Dagobert seine Hand küßte und gerührt sagte:

„Du hast ganz Recht, lieber Vater; ich will mich bessern, will mich strict auf mein Einkommen beschränken, will ein genaues Gleichgewicht zwischen den Einnahmen und den Ausgaben inne halten. Es ist ja eine Qual in beständiger Geldverlegenheit zu sein. Schenke mir nur noch diesmal Dein Vertrauen und erfülle meine Bitte. Du sollst es wahrlich nicht bereuen."

Er blickte so zärtlich, so liebevoll mit seinen schönen Augen den Vater an, er war so aufrichtig durchdrungen von dem, was er sagte; — Leocadie nahm jetzt auch das Wort zu seinen Gunsten: genug, der alte Graf gab nach.

„Gut!" sagte er, „das was Du wünscheſt soll geschehen, mein Sohn, weil Du es zur Bedingung Deiner vernünftigeren Geldwirthschaft machst. Ueberdas kann ich Dich ja nicht hindern auf dies Capital Schulden zu machen, wenn ich es auch unter meiner Obhut behielte. Es soll Dir also zur Disposition gestellt werden."

Dagobert war von Stund' an wie umgewandelt. Sein zerstreutes, schweigsames Benehmen wich vor der Heiterkeit seiner früheren Jahre. Er scherzte

und lachte; er sah Alles in rosigen Farben — und Claudia sagte einmal befremdet zu Leocadie:

„Ich begreife Dich gar nicht mit Deiner Sorge um Dagobert. Ich finde gar keine traurige Veränderung bei ihm. Hat er pecuniäre Verdrießlichkeiten gehabt, so sind sie doch jetzt von ihm genommen. Er schaut ja so hoffnungsfroh in die Zukunft."

„Wir wollen mit ihm und für ihn hoffen," entgegnete Leocadie: „eine Mutter wird schwer ihre Sorgen los."

„Sieh' doch, wie gemüthlich er unser stilles Leben mitlebt! er denkt ja gar nicht an die Welt und ihren Tumult."

„Er hängt sehr von seiner Umgebung ab. Er sieht Dich, liebste Claudia und Deinen vortrefflichen Mann sehr zufrieden in Bachheim — er hat eine jugendliche Gefährtin an Wendeline, die, wenn man ihr London und Paris lobt, antwortet: Ja .... aber Bachheim! — er findet all' seine Erinnerungen aus der Kindheit und ersten Jugend wieder; er hat die Zeit der ausschließlichen Studien hinter sich und vor sich eine Laufbahn, die ihm zusagt; seine pecuniären Angelegenheiten sind geordnet: das Alles stimmt ihn froh und zufrieden. Er ist eine weiche Natur und hat nichts von der Stahlfederkraft seines Vaters. Auf Widerstand und auf Kämpfe ist er nicht eingerichtet."

„Was der Natur mangelt wird die Gnade ersetzen — wenn er gut bleibt," sagte Claudia, „und jetzt, da ich ihn gesehen habe, hoffe ich es zuversichtlich."

„Ja, er ist gut," versetzte Leocadie, „das Gemeine stößt ihn ab, das Edle zieht ihn an; er ist auch großmüthig: er hat mit eigener Lebensgefahr bei einer Feuersbrunst ein Kind aus den Flammen gerettet und uns diese schöne Handlung nur ganz beiläufig, als etwas, das sich von selbst für einen jungen kräftigen Mann verstehe, mitgetheilt; allein das Alles liegt in seiner Natur und da, wo er gegen sie handeln müßte, da ist er schwach. Das quält mich."

Eines Tages erschien der alte Herr ganz erregt zur Speisestunde und sagte:

„Es ist ganz die verkehrte Welt! Der Adel verkauft seinen Grundbesitz, um mit dem Gelde zu speculiren und höhere Procente herauszuschlagen und die Banquiers kaufen den Grundbesitz, anstatt mit ihrem Gelde zu speculiren."

„Ein sicheres Zeichen, daß sie die Zukunft viel richtiger auffassen als der Adel," sagte Graf Sierra Blanca: „die nächste Revolution entwerthet gründlich die Werthpapiere und macht deren Besitzer zu Bettlern; während die gute Mutter Erde dem, der sie besitzt, wenn er auch momentan verjagt wird, doch

bald wieder einen festen Fuß und den Unterhalt des Lebens gönnt. Und überhaupt steht ein Vermögen viel sicherer und ist nicht so leicht zu verschwenden im Grundbesitz als in Aktien. Revolutionen werden kommen, furchtbare; denn in Europa gilt fortan nichts als das Recht des Stärkeren, heiße es Geldmacht, Herrschermacht, Heeresmacht, und das ruft früher oder später Umsturz hervor. Die großen Herrn der Bank wissen das sehr gut und begeben sich fein vorsichtig von ihrem papiernen Piedestal auf die ebene Erde des soliden Waizenbodens herab."

„Ganz richtig! dies thut auch Banquier Illinger — wahrscheinlich, Dagobert, der Vater Deines Freundes? — Soeben erzählte mir der Verwalter, Baron Hellstatt habe sein schönes Gut, das seit Jahrhunderten in seiner Familie ist, diesem Juden verkauft. Der Verwalter von Hellau hatte ihm ingrimmig die Neuigkeit mitgetheilt und gesagt, er wisse nicht, ob er seine Stelle behalten werde, denn es komme ihm schimpflich vor, einen Juden als Brodherrschaft zu haben."

„Der gute Mann steht nicht auf der Höhe der Zeit!" rief Dagobert lachend: „ich rathe ihm sehr, zu bleiben, wo er ist. Herr Illinger ist ein braver Mann."

„Kennst Du ihn?" fragte Claudia erstaunt.

„Nur durch Maximilian. Jetzt wird er Dein nächster Nachbar, lieber Vater. Wirst Du ihn sehen?“

„Wenn er herkommt, gewiß! da ich jedoch keine Besuche mache, so wird unser nachbarlicher Verkehr nicht sehr lebhaft sein.“

„Er war auch schwach genug mit Baron Hellstatt,“ sagte Leocadie: „die Veränderung berührt uns persönlich sehr wenig. Spricht Herr Illinger vom Stand der Papiere, von Conjuncturen u. dgl., so kann mich das herzlich langweilen, aber nicht verdrießen, denn es ist sein Fach, während es mir bei Baron Hellstatt unerträglich ist und ich immer denken muß, wenn er mir gegenüber sitzt: „Das Einmaleins, es ist ein Graus — Es schaut ihm zu den Augen heraus“ — wie es in den Allemannischen Liedern heißt.“

„Wären es doch wenigstens die vier Species,“ sagte Claudia scherzend.

„Freilich! es wäre doch eine Abwechselung!“ rief Leocadie eifrig: „ich muß ihm zuhören, denn ich besitze nicht Dein Talent, liebste Claudia, den Leuten, die mich langweilen mit Grazie den Rücken zu wenden. Ich muß ihm zuhören und da wären die vier Species ein Fortschritt vom Einmaleins zu nennen.“

„Ja!“ sagte Claudia lachend, „Talente sind eine Gabe Gottes und stehen nicht Jedem zu Gebot, der sie zu haben wünscht.“

„Ich habe kein lebhaftes Interesse für Baron Hellstatt, obschon er der Sohn meines Jugendfreundes ist," nahm der alte Graf wieder das Wort; „aber mich dauern seine Kinder, die er durch seine Speculationen an den Bettelstab bringen wird."

„Wer weiß!" erwiederte Graf Sierra Blanca: „Speculationsgeist ist auch ein angeborenes Talent, das sich durch die Praxis glücklich, ja großartig entwickeln kann."

„Großartig? — nein! Colossal! — das gebe ich gern zu. Großartig sind nur diejenigen Erscheinungen, in denen ein großer Gedanke zu Tage tritt. Wenn Leonidas mit seiner kleinen Schaar bei den Termopylen fällt, so ist das großartig, obschon nicht durch die Kopfzahl. Wenn bei Solferino die stärkere französische Armee die schwächere österreichische besiegt hat: so liegt darin nichts Großartiges — es sei denn der Widerstand der Besiegten! — obschon die Zahlen zu Hunderttausenden gesteigert waren. Die Großartigkeit liegt nicht im Bereich der Zahlen."

„Vielleicht aber doch in ihrer Anwendung und Benutzung," wendete Dagobert ein: „gerade die Vermögen, die durch glückliche Speculationen und Combinationen zu einer colossalen Masse gewachsen sind, beherrschen die Weltereignisse, indem die Staaten bei ihnen die nothwendigen Geldanleihen machen. Der Grundbesitz hat gar kein Gewicht, gar kein Ansehen

mehr; er entscheidet nichts; er hat keine maßgebende Stimme; er ist ohne Zusammenhang. Ich finde es sehr begreiflich, wenn man einen kleinen Grundbesitz aufgibt und sich frisch und thätig in die Reihen Derjenigen stellt, welche die Gebieter der Zeit werden."

„Hältst Du es für möglich, für wahrscheinlich, daß Baron Hellstatt einen Platz auf der Bühne der Zeit als ihr Gebieter einnehmen werde?"

„Ich nicht, lieber Vater!" rief Dagobert lachend; „aber er hält es für möglich und das genügt ihm. Ich, für meine Person," setzte er nach einer kleinen Pause ernster hinzu, „würde mich vielleicht nie entschließen können mit Traditionen und mit der Vergangenheit meiner Familie zu brechen."

Diese Versicherung schien den alten Grafen etwas zu beruhigen. Er hatte mit sichtlicher Bekümmerniß den Ansichten seines Sohnes zugehört. Nun fragte Wendeline:

„Jetzt gehört wohl auch der Wartthurm, der auf dem Gebiet von Hellau steht, dem Juden?"

„Allerdings! am Fuß des Hügels ist die Grenze zwischen Bachheim und Hellau," antwortete der alte Graf.

„Welch ein Gegensatz!" sagte Wendeline nachdenklich: „früher der Wartthurm einer Ritterburg, dessen Besitzer geharnischt zu Fehden und Turnieren — oder mit dem Falken auf der Hand zur Jagd aus-

zog; und jetzt ein zerfallner Steinhaufen, der nicht einmal einem Christenmenschen gehört."

„Das ist die Nemesis, Wendeline, die alte Göttin der gerechten Rache!" sagte Graf Wianden. „Nicht immer hat der Ritter dem edlen Weidwerk, dem frohen Kampfspiel, dem ernsten Kriege sich gewidmet. Die Reichsritterschaft der Wetterau hatte in den letzten Zeiten des Mittelalters einen besonders schlimmen Namen. Die Ritter waren nur zu häufig berüchtigte Wegelagerer, die den Kaufmann plünderten, der mit seinen Waaren zum Markt zog oder ihn beraubten, wenn er mit dem gelösten Gelde heimkehrte. Das Opfer solcher Unthaten waren oftmals die Juden, und von jenem Wartthurm aus mag mancher Späherblick nach einem Sohn Israels ausgeschaut haben, der in banger Hast vor den drohenden Gefahren die unsichern Wege beschritt uud angstvoll seine Schätze zu bergen suchte. Studire die Weltgeschichte mit christlichem Blick, Wendeline! da findest Du das Räthsel der Zeit gelöst — wenn auch erst nach Jahrhunderten! und die Sphynx kann Dich dann nicht ergreifen und tödten."

„Die Sphynx?" fragte sie.

„Die Sphynx des Wahnes, daß nicht Gott es sei, der die Welt regiert."

Das Violoncello.

„Lieber Dagobert! ich bin in Hellau, um mir „den Fleck Erde anzuschauen, den mein Vater gekauft „hat aus purer Liebhaberei für drei Procent. Höher „ist das Erträgniß des Bodens schwer zu bringen. „Aber er spricht, das Capital sei auf Nummer sicher „gesetzt. Also: ich bin in Deiner Nähe, wünsche sehr „Dich zu sehen und hoffe, daß Deine Eltern mir er„lauben, ihnen meinen Besuch zu machen. Antworte „mir durch meinen Boten. Ich campire im Wirths„haus, in einer Art von Tanzsaal ländlichen Styls. „Sagt mir aber mehr zu, als die Gastfreiheit dieses „monstros langweiligen Baron Hellstatt in Anspruch „zu nehmen. Dein treuer Freund Maximilian."

Dagobert brachte dies Billet seinem Vater, der sogleich sagte, zu jeder Stunde werde ihm Maximilian willkommen sein. Die Freunde hatten sich seit einem Jahr nicht gesehen; Dagobert war ungemein erfreut.

„Könnte er nicht hier wohnen, lieber Vater?“ fragte er bittend.

„Ich weiß nicht, ob noch ein Zimmer leer ist .... Claudia mit Mann, Kindern und Dienstboten hat ziemlich viel Platz nöthig .... und dann weiß ich ja nicht, ob er in unsern Familienkreis paßt. Das muß sich erst herausstellen.“

Leocadie war in ihrem abgeschiedenen Leben nie anders mit einem Juden zusammen gekommen, als daß sie gelegentlich — und auch das nur ungern! — etwas von ihm gekauft hatte. Sie konnte sich einen Juden gar nicht anders vorstellen als mit einer Elle in der Hand — eine Vorstellung, in welcher Frau von Wildermut sie kräftigst unterstützte und immer wiederholte:

„Aber wie lange ist es denn her, daß es den reichsten jüdischen Banquiersfrauen in Wien nicht gestattet war eine Loge im Theater zu haben? — Sie mußten sich mit den Parterreplätzen begnügen.“

„Jetzt wird es ohne Zweifel bald dahin kommen,“ sagte der alte Graf, „daß sie andere Leute in's Parterre versetzen.“

„Das sagen Sie, Herr Graf!“ sprach sie im Ton eines ernsten Vorwurfs.

„Warum nicht? was ich für wahr halte, möge es mir lieb oder leid sein, spreche ich aus.“

Claudia sagte im freundlichen Scherz:

„Ihr seid zwei Einsiedlerinnen, Leocadie und Wildermütchen, Ihr werdet nächstens ganz unbefangen fragen, wie jener Altvater in der Egyptischen Wüste: Bauet man noch immer Häuser in den Städten? — Wir werden Euch einmal entführen und in die Gesellschaft der großen Welt, namentlich in Paris versetzen. Da würdet Ihr aus Euren altväterischen Träumen erwachen und gewahr werden, wie gründlich sich in der letzten Generation die Gesellschaft verändert hat."

„Das wäre mein Tod," versicherte Frau von Wildermut.

„Mir ist gar nicht bange!" rief Dagobert dazwischen, „mein Freund wird Euch sehr gut gefallen."

Maximilian war vor einigen Wochen in Hellau gewesen, um den Kauf abzuschließen. Er hatte sich erkundigt, wer das junge Mädchen sei, das er in der Frühe auf dem Wartthurm gesehen.

„Eine romanhafte Erscheinung, nicht wahr? und eine romaneske Herkunft dazu!" sagte Baron Hellstatt: „sie ist Graf Sierra Blanca's Tochter; ob aber die Mutter eine brasilianische Kaiserin, oder eine portugiesische Prinzessin, oder eine Zigeunerin, oder die Frau Gräfin Sierra Blanca selbst ist — darüber liegt ein undurchdringlicher Schleier."

„Ich begehre durchaus nicht ihn zu lüften, jetzt da ich weiß, daß dies Wendeline ist."

„Ja, so heißt sie! aber darf ich fragen, woher Sie das wissen?“

„Durch meinen Universitätsfreund Dagobert von Wianden, der zuweilen von ihr sprach .... doch wie von einem Kinde.“

„Aus Kinder werden Leute, aus Mädchen werden Bräute,“ sagte der Baron mit einem listig sein sollenden Blick.

„Ah, ich verstehe .... Braut Ihres Herrn Sohnes.“

„Was fällt Ihnen ein!“ rief der Baron ganz entsetzt, die geheimsten Wünsche seines Herzens verrathen zu haben und errathen zu sehen: „mein Rudolf ist erst neunzehn Jahr alt .... viel zu jung, um an dergleichen zu denken.“

„Umsomehr denkt ein vorsorglicher Vater daran.“

„Aber nein! aber gewiß nicht! aber wie kommen Sie auf diesen Einfall?“

„Aber, Herr Baron, warum vertheidigen Sie sich so lebhaft gegen diesen meinen unschuldigen Einfall? ich habe ja nur nach der jungen Dame gefragt, der schönen stolzen Donna, die wohl aussieht wie eine quasi Infantin.“

„Quasi Infantin! .... sehr gut, Herr Illinger! sehr gut, quasi Infantin! Finchen, hast Du gehört? sehr gut, nicht wahr? Nur schade, daß es auch heißen

kann quasi Zigeunerin, quasi Pretiosa .... allein für uns bleibt sie quasi Infantin."

Maximilian wurde angst und bange bei dieser breiten Wiederholung seines Scherzes und er unterbrach den Baron mit der Frage, ob etwa Dagobert in Bachheim sei; und als er erfuhr, daß man ihn täglich dort erwarte, brach er das Gespräch ab, ging auf die Geschäfte über und kehrte nach ihrem Abschluß am Abend desselben Tages zu seinem Vater zurück.

„Man muß suchen sich in der Gegend zu arrondiren, auszubreiten," sagte Herr Illinger sen. „Sie ist fruchtbar und dann ist der Gehalt für den Verwalter eines so kleinen Gutes wie Hellau gleichsam weggeworfen. Wäre es doppelt so groß wie es ist — dann erst würde der Mann eine hinreichende Beschäftigung haben. Jetzt verbringt er seine Tage auf der Bärenhaut .... und das gefällt mir nicht. Also muß man ausschauen, ob es nicht dort herum Bauern gibt, die nach Amerika auswandern und ihre Höfe verkaufen wollen — oder verarmte oder speculationssüchtige Gutsbesitzer."

„Ich werde das übernehmen," sagte Maximilian.

„Du? aber taugst Du noch dazu nach allen Deinen gelehrten Studien und Deinem Pflastertreten in Paris?" fragte Herr Illinger sen. spöttisch.

„Ich tauge zu Allem, wozu ich Lust habe," ver-

setzte Maximilian, „und zufällig habe ich eben jetzt gerade dazu Lust. Bleibt die Sache aber ohne das gewünschte Resultat, so bitte ich zu bedenken, daß ich die Bauern nicht zum auswandern zwingen und nicht die Gutsherrn für Speculationen begeistern kann."

„Warum nicht das letztere? der Verarmte begeistert sich leicht für die Möglichkeit wieder auf einen grünen Zweig zu kommen, und die Zahl derjenigen, die auf einem dürren hocken, ist Legion," bemerkte Herr Illinger sen.

Maximilian versprach sein Bestes zu thun. Vor der Hand dachte er nicht daran. Er wünschte Dagobert wieder zu sehen. Er hatte Dagobert gern, theils wegen seiner liebenswürdigen Eigenschaften, theils weil dieser mit einem warmen Herzen an seinem kalten hing. Jetzt wünschte er mehr denn je ihn zu sehen, weil er dadurch ohne Zweifel auch diese Wendeline, diese Infantin, wiedersehen werde, die ihm einen solchen Eindruck gemacht hatte, daß er sich selbst höchlichst darüber wunderte. So kehrte er denn in vierzehn Tagen nach Hellau zurück und nahm Wohnung in einem Tanz- und Gartensaal des sehr ländlichen Wirthshauses. Baron Hellstatt erfuhr sogleich dies Ereigniß, eilte zu Maximilian und beschwor ihn unter seinem Dach einzukehren.

„Sie könnten mir dadurch unendlich nützlich werden, Herr Illinger," beschloß er seine Bitte.

„Wie das und wodurch, Herr Baron?"

„Sie könnten mich belehren, wie man es anzufangen hat, um das Steigen und Fallen der Staatspapiere mit Sicherheit zu ahnen und die An- und Verkäufe vortheilhaft zu machen."

„Herr Baron, von einer Sache, die man mit Sicherheit ahnt, pflegt man gewöhnlich zu sagen, daß man sie wisse. In die Wissenschaft des Fallens und Steigens der Staatspapiere, bin ich leider noch sehr wenig eingeweiht, weil sie außerhalb der Sphäre meiner Studien liegt. Meine Anwesenheit brächte Ihnen also nicht den mindesten Nutzen. Doch bin ich Ihnen sehr dankbar für Ihr gütiges Anerbieten, das ich ablehnen muß, weil ich mir vorgenommen habe ganz idyllisch, wie in Theokrit's Schäferwelt, von Milch und Honig zu leben. Sehen Sie, Herr Baron, dort stehen die Bienenkörbe und die lieben Schaafe werden auch wohl nicht weit sein."

Und äußerst höflich geleitete er den Baron zur Thür. Ganz verblüfft sagte dieser bei seiner Rückkunft zu seiner Frau:

„Finchen, dieser Jude .... mir scheint er wollte insolent sein."

„Dann wird er es sicherlich gewesen sein und Du hast es verdient!" versetzte Finchen entrüstet: „es ist

schon schlimm genug mit ihnen handeln zu müssen .... aber sie in's Haus zu ziehen ist sinnlos. Gottlob, daß dieser nicht kommt."

„Ich hatte meine Absichten, Rudolfine," sprach er gewichtig; allein das machte ihr keinen Eindruck. Sie war tief bekümmert das Haus und die Besitzung verlassen zu müssen, wo sie zwanzig Jahr ruhig gelebt hatte — und zwar ohne irgend einen vernünftigen Grund, nur wegen der Caprice ihres Mannes.

Maximilian aber wanderte am Nachmittag am Wartthurm vorüber, schlug den Wiesenpfad ein, der zur Mühle führte und näherte sich durch den Park dem Wohnhause. Er fand dies mehr gentlemanlike, als sich des abscheulichen Einspänners des Wirthes zu bedienen. Er sah schon aus der Ferne die ganze Familie im Garten. Es war ein herrlicher Tag gegen Ende des August, nicht mehr so heiß, um nicht mit Behagen im Freien zu sitzen. Auf den beiden Bänken des Perrons, von einem Zeltdach überspannt, saßen Graf Wianden und Pfarrer Edelholt, Leocadie und Frau von Wildermut. Auf dem Kiesweg ging Graf Sierra Blanca auf und nieder und rauchte Cigarren, während Dagobert und Wendeline Federball spielten. Zuweilen blieb der Graf stehen und betrachtete die beiden jungen Leute, den muntern lebhaften Dagobert und Wendeline, immer ernst, immer zurückhaltend und dennoch — oder

vielleicht eben deshalb — sehr anziehend. Claudia hatte weder einen festen Platz noch eine Beschäftigung. Zuweilen setzte sie sich zu Füßen ihres Vaters auf die obere Stufe der Freitreppe, zuweilen auf die Bank zwischen den beiden Damen. Dann ging sie eine Weile mit ihrem Mann auf und nieder und verließ ihn, um mit dem kleinen Salvator zu tändeln, der auf dem Rasen sein fröhliches Wesen unter der Aufsicht seiner Wärterin trieb und mit den abziehenden Schwalben um die Wette jauchzte. Es war ein lebendes Bild der vier Menschenalter.

„Da kommt Jemand die Lindenallee herauf .... wahrscheinlich Ihr Freund," sagte Wendeline plötzlich zu Dagobert.

Dieser kehrte sich um, warf Racket und Federball fort und lief dem Freunde entgegen. Wendeline sammelte die Spielutensilien auf und trug sie in's Haus an ihren Platz. Claudia ging mit ihrem Mann gleichfalls auf Maximilian zu, der sich viel leutseliger begrüßt sah, als er erwartet hatte. Auch Dagoberts Eltern waren sehr freundlich. Pfarrer Edelholt war es ohnehin für alle Menschen. Frau von Wildermut verhielt sich still und scheu und dachte bei sich selbst: Es ist doch ganz unbegreiflich, daß der Enkel „meiner Gräfin" einen Juden zum intimen Freunde hat und ich kann das durchaus nicht passend finden, obschon der junge Mann höchst anständig

und gar nicht jüdisch aussieht. Rothes Haar hat er aber doch! . . . . freilich hat das auch mancher Christ.

Während sie ihre Betrachtungen anstellte, hatten Alle auf den Bänken und Gartenstühlen Platz genommen. Da erschien Wendeline in der Thür, die aus dem Speisezimmer auf den Perron führte. Grade ihr gegenüber saß Maximilian. Rasch stand er auf und kühn gemacht durch die wohlwollende Aufnahme, verneigte er sich vor Wendeline und sagte:

„Ich glaube, wir kennen uns bereits."

„Das heißt, Sie sind mir auf dem Wartthurm begegnet," versetzte Wendeline ernster denn je, und ohne sich weiter um ihn oder um sonst jemand zu kümmern, ging sie die Freitreppe hinab zu ihrem kleinen Bruder und setzte sich neben ihn in's Gras. Maximilian war einen Augenblick betroffen; allein Graf Wianden setzte das Gespräch fort, als habe nicht die kleine Unterbrechung stattgefunden und Dagobert dachte bei sich selbst: Wie wunderbar schön ist Wendeline! .... wie kommt's, daß ich das nicht schon längst bemerkte? .... Steht ihr das rosenfarbene Kleid so gut? .... aber ich meine, daß ich sie schon mehrmals in diesem oder einem ähnlichen Anzug sah .... und überdas kann ja auch kein Kleid eine Person so schön machen. Wo ist sie ge-

blieben? .... Wenn sie doch wiederkäme! .... ich möchte mich überzeugen, ob ich eine Gesichtstäuschung hatte oder nicht. — —

Nach einiger Zeit erhob sich Pfarrer Edelholt. Da rief Claudia in den Garten hinab:

„Wendeline, der Herr Pfarrer will gehen."

Sie kam eilig, schüttelte im Lauf die Grashalme ab, die Salvator ihr auf das lockige Haar gestreut hatte und sagte zum Pfarrer:

„Ich begleite Sie ein wenig."

Und sie verschwand mit ihm. Draußen sagte sie:

„Bitte, gehen Sie ein Weilchen mit mir in den Feldern umher. Ich komme nicht so oft zu Ihnen, wie es mein Wunsch wäre und ich möchte Ihnen doch täglich sagen, daß ich wirklich sehr glücklich bin. Ist das nun die Bachheimer Luft — oder meine Freude einen so herrlichen Familienkreis zu haben — oder mein Dankgefühl, daß Alle so gütig für mich sind und mich ganz als Tochter annehmen — oder Alles zusammen: ich weiß es nicht .... aber ich bin glücklich und habe keinen andern Wunsch, als daß es immer so bleiben möchte."

„Der Wunsch ist unerfüllbar, Wendeline. Ihr Vater sagte mir, er habe die Abreise auf Mitte September angesetzt."

„Leider ja! .... Es soll zuerst nach Biarritz gehen, dann erst nach England. Was liegt mir an den

fremden Ländern! ich bin gar nicht neugierig sie zu sehen, denn ich weiß ja, daß nichts mir so gut gefallen wird, daß ich nichts lieber haben werde, als Bachheim."

„Aber Kind, wer wird denn so an der Scholle kleben! wer wird sich im Voraus abschließen gegen neue Eindrücke, die vielleicht richtiger sind als die alten und die in jedem Fall dazu dienen sollen, deren einseitige Ausschließlichkeit zu mindern. Sie mögen dies Dörfchen nicht verlassen und müssen über Gebirg, Länder und Meer reisen — während tausend Andere, die mit höchster Freude solche Reisen machen würden, gleichwohl in ihrem Winkelchen sitzen bleiben müssen. Sie sollten doch erkannt haben, daß der liebe Gott es wunderbar gut mit Ihnen meint und sollten ihm danken, daß er Ihnen vergönnt manches Schöne in seiner Schöpfung zu sehen."

Sie küßte zustimmend seine Hand und erzählte ihm wie gut die Eltern für sie wären. Täglich lese der Vater mit ihr englische Geschichtswerke und lasse sie Auszüge des Gelesenen machen. Täglich gebe ihr die Mutter Unterricht in der spanischen Sprache und übe mit ihr Duo's für den Flügel und die Geige ein.

„Bei Frau von Wildermut lerne ich Kirschen und Aprikosen einzukochen und bei der Großmama das Kleidermachen; — und das Alles freut mich, Jedes

zu seiner Zeit:“ so schloß sie ihren Bericht. Dann aber setzte sie plötzlich hinzu:

„Was mich jetzt gar nicht freut ist diese Freundschaft Dagoberts mit einem Juden. — Was sagen Sie dazu?“

„Nichts, liebes Kind, als daß die jungen Herrn zuweilen eine Caprice haben — ungefähr so wie die jungen Damen,“ versetzte er scherzend.

„O das ist ein Scherz, aber keine Antwort!“

„Wie kann ich antworten, da ich Herr Illinger nicht kenne! er hat vielleicht große Vorzüge.“

„Könnten Sie von Herz zu Herzen mit einem Menschen sich befreunden, der nicht an unsern Erlöser glaubt?“

„Er will vielleicht an ihn glauben, Wendeline, und damit muß man sich auch zuweilen bei Christen begnügen. Graf Dagobert kann möglicherweise einen guten Einfluß auf seinen Freund haben.“

„Es kann aber auch genau das Gegentheil statt finden .... und das wäre namenlos traurig .... das wäre mir ein unaussprechlicher Schmerz.“

„Wie kommt es, daß Ihnen Graf Dagobert so im Sinn liegt, da Sie ihn im Grunde wenig kennen?“ fragte der Pfarrer und sah sie fest an.

„Es kommt daher, weil ich täglich ein Vaterunser für ihn gebetet habe, wie er mich darum bat, als er zur Universität ging — und das werden vier

Jahre im November; dadurch habe ich mich gewöhnt, an seine Seele zu denken," sagte sie ruhig.

„Das ist brav, Wendeline," erwiederte er gerührt: „und merken Sie es sich: die Liebe zu den Seelen, die Sorge für ihr ewiges Heil, das Verlangen ihnen dazu behülflich zu sein — das ist die einzig wahre und daher die beste Liebe, die wir für die Menschen haben können, denn sie ist ein Tröpflein aus dem Meer der Liebe, mit welcher Gott uns Alle seine Kinder umfängt." — —

Damit entließ er sie und Wendeline kehrte zur Gesellschaft zurück. Dagobert hatte sie mit Ungeduld erwartet. Er ging ihr entgegen und sagte:

„Vorhin kamen Sie um sogleich zu verschwinden! jetzt muß ich Ihnen meinen Freund vorstellen und ich hoffe," setzte er scherzend hinzu, „Sie werden gnädig für ihn sein. Hier hat er inzwischen die Herzen gewonnen."

„Wodurch denn das? bei mir geht es nicht so schnell," erwiederte sie gelassen.

„Er spielt das Violoncello," sagte Dagobert.

„Aha!" rief sie freudig und ihre Augen strahlten.

„Sehen Sie wohl! Ihr Herz ist schon auf gutem Wege, sich gewinnen zu lassen."

„Weit entfernt! das Herz ist Eines und das Ohr ist ein Anderes. Das muß man hübsch auseinander halten."

Unter der Aegide der Musik machte sich die Vorstellung Maximilians ganz leicht. Wendeline betrachtete ihn genau. Er war ein hübscher junger Mann mit schönen klugen braunen Augen und mit jenem seltenen kastanienfarbenen Haar, das da Vinci malte und das man kaum anderswo als bei Lombarden findet. Es kleidete ihn gut und legte sich weich um seine Stirn, deren breite Wölbung nach den Schläfen zu den stark entwickelten Musiksinn andeutete. Dennoch fand Wendeline seine Erscheinung nicht angenehm, einerseits — allzu selbstgefällig, andererseits — allzu verbindlich. Neben Dagoberts einfacher, ruhiger, vornehmer Haltung schien Maximilian etwas Verzerrtes zu haben.

Claudia und ihr Vater waren ganz beseligt durch den glücklichen Fund eines Violoncellos und es war schon nach Hellau ein Bote geschickt, um das Instrument zu holen. Als es dann kam, als Maximilian es in einer Weise spielte, die ihn als befähigt auswies mit Claudia Schritt zu halten, steigerte sich die Begeisterung. Dagobert benutzte sie, um seinen Vater zu bitten, er möge Maximilian einladen den Tanzsaal in Hellau mit einem Zimmer in Bachheim zu vertauschen. Graf Wianden sah, daß er seinen beiden Kindern dadurch eine große Freude mache und that es. Am nächsten Tage siedelte Maximilian über. Den Vormittag brachten nun die Freunde

mit einander zu; die Nachmittage in der allgemeinen Geselligkeit mit Unterhaltung oder Lectüre; die Abende mit Musik. Wendeline spielte gewöhnlich vierhändige Sachen mit Leocadie oder Dagobert, zuweilen aber auch Trio's von Beethoven mit ihrer Mutter und Maximilian.

„Und wenn sie am Flügel sitzt, dann — und nur dann scheint sie ihre stolze Kälte aufzugeben — diese Bradamante," sagte Maximilian, dessen Zimmer im Rauch der Cigarren schwamm, die beide Freunde mit Leidenschaft rauchten. Zum Glück hatte Graf Sierra Blanca die allerbeste Qualität derselben und stellte sie ganz seinem Schwager zur Verfügung, so daß Dagobert in diesem Punkt nicht hinter Maximilian zurückstand.

„Ah! möchtest Du ihr Rüdiger sein?" rief Dagobert aufhorchend.

„Ich denke noch nicht daran mich für mein ganzes Leben zu binden. Das ist gefährlich bei fünfundzwanzig Jahren .... und ob ich bei fünfunddreißig noch Lust dazu habe, weiß ich nicht. Sollte es aber je dazu kommen, so würde meine Wahl nie auf eine schmachtende empfindsame Schöne fallen. Und die Deine?"

„Meine Wahl würde von meiner Liebe abhängen und ihr folgen — möge sie nun auf eine Bradamante, eine Armida oder eine Phyllis fallen.

Uebrigens ist es in unserer Zeit eine Art von Heroismus sich zu vermählen, es sei denn, daß man sehr reich oder ganz arm sei. Der Reiche ist im Stande den Ansprüchen zu genügen, welche eine junge Frau an die Welt und die Welt an sie macht. Der Arme weiß, daß er von Entbehrungen zu leben hat und daß das Weib, mit dem er sich verbindet, in demselben Fall ist. Aber bei einem kleinen Vermögen und wenn Stand, Name und Verhältnisse nicht in die Categorie der eigentlichen Armuth passen wollen, eine Familie zu gründen — allen Entsagungen für sich und die Seinen die Stirn zu bieten — das ist ein Heldenmuth, zu dem ich mich nie erschwingen könnte."

„O nichts von Heldenmuth! es ist Leidenschaft, ist Verliebtheit und eine starke Dosis Jugendmuth."

„Nenn' es wie Du willst! ich schaudere bei dem Gedanken, daß eine solche Versuchung mir nahen könne; — und sie muß heftig sein, da eine Menge Menschen ohne sehr reich oder ganz arm zu sein, sich verehelichen. Nein! mein Entschluß steht fest: ich schließe nur eine reiche Heirath, aber es muß aus Liebe geschehen."

„Das finde ich stark! Du willst in derselben Lotterie zweimal die Quinterne gewinnen. Du bist unbescheiden, mein Freund! laß' auch für andere etwas übrig!" rief Maximilian lachend und setzte

hinzu: „Schade, daß meine Schwestern vermählt sind .... besonders die Constance! bildschön, sechszehn Jahre alt! sie hätte ganz für Dich gepaßt. Aber sie heirathete vor drei Monaten einen Millionär, freilich einen Fünfziger. Das arme Ding dauerte mich .... doch der Papa wiederholte unaufhörlich meinen Schwestern: wenn man wie er mit sechs Töchtern gesegnet sei, so müsse man die Schwiegersöhne nehmen wie sie eben kämen. Ich glaube er hat ihnen schon in der Wiege dies Lied vorgesungen. Nun, fünf sind verheirathet, brillant verheirathet, in Berlin, in London, in Paris und in Wien. Die jüngste ist noch zu haben, ist ein Kind .... vielleicht gefällt sie Dir einst."

„Wie heißt sie?" fragte Dagobert um etwas zu sagen, was Maximilian nicht beleidigen konnte, denn er meinte die Sache doch vielleicht ernst, wenn er auch halbscherzend sprach und Dagobert war nicht geneigt auf diesen Ernst einzugehen.

„Sie heißt Floriane! .... und was die Religion betrifft, so könnte man sie ja taufen lassen und sie wäre eine ebenso gute Christin wie die Bradamante."

„Laß das, ich bitte! bleibe Du bei Deinem Glauben oder Nichtglauben — aber laß uns keine Gespräche führen, die sich auf Religion beziehen. In diesem Hause, in dieser Umgebung erwacht

immer der Glaube meiner Jugend, meiner Eltern, aller Vorfahren meines Geschlechts mit voller Macht in mir und ich muß fort und fort denken: „Ich glaube, Herr! hilf meinem Unglauben."

„Du bist ein merkwürdig weiches, schmiegsames Gemüth! Du glaubst zwischen Gläubigen, Du zweifelst zwischen Zweifelnden, Du gehst vielleicht noch weiter und wirst" . . . . —

„Kein Ungläubiger!" unterbrach in Dagobert: „Nein . . . . niemals! nie und nimmer!"

„Du häufst die Betheuerungen, als wolltest Du Dich hinter ihnen verschanzen."

„Sie sind nur der Ausdruck meiner Ueberzeugung. Ich folge mit lebhaftem Interesse allen Religionssystemen und Religionsphilosophien; ihr Geist kann mich anziehen, sogar mich blenden, etwa wie ein überraschendes Farbenspiel das physische Auge vorübergehend blendet; — allein ich lese Plato und übe deshalb noch nicht den Cultus der Hellenen; ich lese Spinoza und bin deshalb noch kein Pantheist. Um so weniger werde ich auf philosophischem Gebiet dem Nihilismus und auf religiösem Gebiet dem Atheismus verfallen; denn ihre Lehren blenden mich nicht, ziehen mich nicht an, weil sie das Product einer materialistischen und egoistischen Geistesrichtung sind, welche ich verabscheue. Ich bin Christ, gläubiger Christ . . . . und will es bleiben."

„Sei überzeugt, daß ich Dich in Deinem Vorsatz nicht stören werde. Ich für meine Person mache es wie die große Mehrzahl der Sterblichen auf unserm Planeten: ich werde ohne Christenthum mit dem Leben fertig. Doch kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ich keinen Unterschied in der Handlungsweise gläubiger Christen und anderer Menschenkinder finde. Z. B. die schöne Tochter Deines Herrn Schwagers hat eine Mutter die Niemand kennt und nennt."

„Ja Freund, wenn Du meinst daß der Glaube jede Leidenschaft überwinde, jede Versuchung ersticke: so irrst Du. Wir können diese Kraft aus dem Glauben schöpfen; das ist gewiß! ob wir es immer wollen, ist eine andere Frage. Im Uebrigen hat mein Schwager Wendelinen Namen, Stand und Vermögen gegeben und ich weiß nicht, ob dies bei ähnlichen Umständen häufig geschieht."

„Ist Graf Sierra Blanca sehr reich?"

„Ich kenne nicht den Stand seines Vermögens; er gilt für sehr reich."

„Seine Tochter wird ihn also beerben? ebenso wie die Kinder aus seiner Ehe?"

„Ich zweifele nicht . . . . aber warum fragst Du?"

„Weil diese Tochter ein Wesen ist, für das ich

mich in gewisser Weise interessire — und weil ich mir vorstellen kann, daß es schwer ist sie, wegen ihrer unbestimmten Herkunft, gut zu verheirathen, wenn sie nicht viel Geld bekommt. Und wie hast Du Dich denn mit Deinem Vater bezüglich des Geldes eingerichtet?" setzte Maximilian das Gespräch wendend hinzu.

„Mein Vater erfüllt meinen Wunsch und zahlt mir das Capital auf Einmal aus. Er macht mich wahrhaft glücklich .... ich kam mit schweren Sorgen her, denn es ist eine unbeschreibliche Pein nicht zu wissen wie man es anfangen soll, um standesmäßig in der Welt zu leben. Jetzt steht mir ein Capitälchen zu freier Verfügung. Ich werde es Deinem Vater geben und er stellt mir darauf einen Creditbrief aus. Da er Schwiegersöhne in London, Paris und Wien hat, so macht sich das sehr gut. Ich wünschte aber doch, daß er für die Hälfte etwa des Capitals Werthpapiere kaufte, die hohe Zinsen eintragen."

„Ich verstehe wenig von diesen Geschäften; allein so viel kann ich Dir denn doch sagen, bester Freund, daß Papiere die ungewöhnlich hohe Zinsen eintragen, entweder sehr sicher oder sehr unsicher sind. Im ersteren Fall muß man sie zu hohem Cours bezahlen und im letzteren ist es kaum zu rathen, weil der Besitzer solcher Papiere ruinirt sein kann, wenn sie

fallen. Und wie groß ist denn das Capital, womit Du Speculationen machen möchtest?“

„Mehr als viertausend Thaler könnte ich nicht daran wenden,“ sagte Dagobert zögernd.

„Aber lieber Freund, es ist wirklich damit nicht der Mühe Werth!“ rief Maximilian.

„Ich bin überzeugt, daß Dein Vater ganz anders denkt,“ sagte Dagobert etwas empfindlich, „und ich selbst werde mit ihm darüber sprechen.“

Maximilian blieb drei Wochen in Bachheim. Er benahm sich ungemein taktvoll, sprach mit Bescheidenheit und Vorsicht seine Meinungen aus, die freilich sehr abweichend von denen waren, welche in Bachheim herrschten und schwieg stets, sobald eine religiöse Frage behandelt wurde, welche die katholische Kirche betraf. Da sei er nicht competent — äußerte er einmal. Im Uebrigen legte er weder Scheu noch Dreistigkeit an den Tag; die Lehre, die Wendeline ihm gegeben, trug gute Frucht. Die ganze Familie, Frau von Wildermut inbegriffen, erklärte ihn für einen gebildeten, angenehmen jungen Mann, mit welchem sich recht gut verkehren lasse und der durch sein herrliches musikalisches Talent jeden Gesellschaftskreis erfreuen müsse. Nur Wendeline schwieg. Aber Wendeline war überhaupt nicht gesprächig und war sehr zurückhaltend mit ihrem Urtheil.

„Ich hoffe wir sehen uns nächsten Sommer hier in Bachheim wieder," sagte Claudia als er Abschied nahm, „vorausgesetzt, daß Sie sich in Hellau befinden sollten. Denn so kühn bin ich nicht, um meine Einladung nach irgend einer Weltstadt an Sie zu richten."

Der alte Graf und Leocadie sprachen dieselbe Bitte aus und Dagobert sah mit stolzer Freude seinen Freund von seiner ganzen Familie geschätzt. Er begleitete ihn über die Wiese nach Hellau und er sagte zu Wendeline:

„Gehen Sie mit uns! der Nachmittag ist wunderschön. Wir wollen den Wartthurm besteigen und noch einmal die Landschaft im Sonnenglanz des scheidenden Sommers betrachten."

„Ich danke," sagte Wendeline.

„Geh' doch mit! es freut Dich gewiß," sagte Claudia.

„Nein, ich danke, ich bleibe lieber hier," versetzte Wendeline.

Die Freunde gingen miteinander fort und Graf Sierra Blanca fragte scherzend:

„Hast Du Launen, Wendeline? Du schwärmst für den alten Wartthurm und willst ihn doch nicht besuchen? . . . . Oder ist es eine Buße, die Du Dir auferlegst?"

„Keines von beiden, lieber Vater! mit Dagobert

wäre ich recht gern gegangen .... doch Herr Ilinger ist mir nicht sympathisch und deshalb mag ich nicht eine Freude mit ihm theilen."

„Du bist allzu exclusiv, Wendeline," sagte Claudia mit einem Anflug von Unmuth: „Du hast doch alle musikalischen Freuden dieser Zeit mit ihm getheilt."

„Ja .... aber mit der ganzen Gesellschaft, liebste Mama. Das ließ sich ja nicht vermeiden."

„Mißfällt er Dir so sehr?" fragte Graf Sierra Blanca verwundert.

„Ueber alle Maßen!" antwortete sie.

„Das ist die bekannte Art aller jungen Damen, die eben aus dem Pensionat kommen: alle jungen Herrn mißfallen ihnen," sagte Claudia immer ungeduldiger.

„Und Dir, liebes Herz, gefällt jeder Mensch, der ein guter Musiker ist," versetzte begütigend ihr Gemahl.

„Getroffen, Salvator! richtig getroffen!" rief Claudia lachend: „mit einem tüchtigen, gebildeten Musiker läßt sich leben."

„Im Grunde staune ich, daß Du mit mir leben kannst, da ich doch gar nichts von Musik verstehe und mich begnügen muß sie zu bewundern."

„O, ich bin nicht so exclusiv wie Wendeline!" entgegnete Claudia und als sie bemerkte, daß diese

inzwischen das Zimmer verlassen hatte, setzte sie hinzu: „Es wird Zeit Wendeline unter Menschen und in gesellschaftliches Leben zu bringen. Sie hat die Neigung des Seidenwurms sich in einen Cocon einzuspinnen. So hat sie es aux Oiseaux gemacht und so macht sie es jetzt hier. In Woodrich Castle wollen wir es ihr unmöglich machen, so daß sie sich an die Atmosphäre der Welt — ach, der traurigen Welt! — gewöhnt hat, wenn wir nächsten Frühling zur Season nach London gehen. Niemand weiß besser als ich, daß in der Welt weder wahre Freude noch wahres Glück zu finden ist; aber man muß sich in ihr bewegen lernen, weil die Verhältnisse nicht zu berechnen sind, in welche uns die Vorsehung führen kann."

Und sie machten Pläne für Wendelinens Zukunft.

„Wo sehen wir uns wieder?" sagte Dagobert, als die Freunde sich trennten: „Du wirst Dich schwerlich in Hellau niederlassen und ich weiß nichts Bestimmtes über meine Zukunft; — denn ich höre auf Herr meiner Zeit zu sein, sobald ich einmal in der Carriere bin — und das wird mit nächstem Jahr vermuthlich der Fall sein."

„Wir werden uns schon begegnen . . . . unvermuthet . . . . irgendwo! . . . . Ich fixire mich nirgends, vor der Hand . . . . nicht in Hellau und

nicht in einer großen Stadt. Die Welt ist in einem beständigen Fluß; ich mache ihre Bewegung mit und hasse jede Stagnation. Dienen mag ich nicht, sei es in welcher Laufbahn es wolle, obgleich ich genug weiß und befähigt bin, um in jede beliebige einzutreten. Ich bin ein Stück vom ewigen Juden. Ich muß mir einen Ruheplatz erst suchen und bis ich ihn finde, die Freiheit meiner Zeit und meiner Locomotion mir erhalten. Vielleicht begegnen wir uns nächstens in England. Ich möchte die Con=stance in ihrem Landhaus zu Chiswick bei London besuchen. Es soll ein Feenschlößchen sein."

„Und Woodrich Castle, an Englands südwest=licher Meeresküste, ist eine Burg mit Zinnen und Thürmen, und sobald mein Schwager dort ange=langt sein wird, gehe ich zu ihm" . . . . —

„Und die Freundschaft schlägt eine fliegende Brücke vom Feenschloß zur Ritterburg," setzte Maxi=milian hinzu. — —

Als Dagobert heimkehrte, begegnete er im Garten Wendeline. Sie hatte eine lange weiße Spitzen=Echarpe ihrer Mutter über Kopf und Nacken gewor=fen, denn die Abendluft war mild und weich, aber feucht. So, ganz weiß gekleidet, mit ihrer ruhigen Haltung, langsam unter den dunkeln Bäumen wan=delnd, sah sie aus wie eine belebte Marmorstatue. Dagobert fühlte sich gekränkt, daß sie den Spazier=

gang zum Wartthurm ablehnte. Er hatte ihre Aeußerung: mit Dagobert wäre ich gegangen — nicht gehört. Als sie heran kam blieb er stehen und sagte:

„Es ist jammerschade, daß Sie so eigensinnig sind, Wendeline."

„Warum schade?" fragte sie.

„Weil das nicht liebenswürdig ist."

„Ach so!" sagte sie und ging vorüber.

Er hatte nicht mit ihr umkehren wollen und doch verdroß es ihn, daß sie nicht das Gespräch fortgesetzt und ihn dadurch zur Umkehr veranlaßt hatte. So kalt ist sie und doch so anziehend — wie ist das zu erklären? — so fragte er sich jetzt und so hatte er schon oft sich gefragt. Sie war nicht kalt; aber das aufbrausende Jugendfeuer war durch die Gewohnheit der Selbstbeherrschung in ihrer Kindheit und durch ihr ernstes Schicksal gedämpft.

Am Abend wurde Maximilian sehr vermißt; man sprach von ihm und seinen Verhältnissen, und Dagobert erzählte von seinen fünf schönen Schwestern, die sämmtlich an reiche Banquiers in den größten Städten Europa's verheirathet wären.

„So umspinnen die Söhne Israels unseren Erdball," sagte Graf Sierra Blanca: „überall haben sie ihre Leute, mit denen sie dasselbe Interesse thei-

len und dasselbe Ziel verfolgen: durch Geld zur Macht zu kommen."

„Und daß diese Macht keine solche ist, die dem Christen günstig und genehm sein könnte, versteht sich von selbst," setzte Graf Wianden hinzu.

„Jetzt hat Maximilian noch eine sechste Schwester," sagte Dagobert.

„Und die bestimmt er Dir!" fiel ihm Leocadie in's Wort.

„Dazu bin ich nicht reich genug, liebe Mutter," versetzte er lachend.

„Gottlob! ich will keine Jüdin zur Schwiegertochter, die sich ganz geschwind taufen läßt, um Gräfin von Wianden zu werden."

„Aber vielleicht sehnt sich Fräulein Floriane aus dem Judenthum heraus, wie ein gefangenes Ritterfräulein aus dem Burgverließ — und ich wäre dann der christliche Ritter, der ihr die Erlösung brächte," sagte Dagobert scherzend: „wäre es nicht schön, Glauben und Liebe so zu verschmelzen?"

„Ja ja! in einem Roman! aber in unserer Welt bin ich doch für einige Begränzung."

„Jetzt will ich Dir eine Geschichte von Glauben und Liebe eines christlichen Ritters erzählen, Dagobert," sagte Graf Sierra Blanca: „sie ist wahrhaft und wirklich vorgefallen, freilich vor etlichen hundert Jahren! und ich habe sie heute gelesen in

Lüntzels Geschichte des Stiftes Hildesheim — einem Quellenwerk, keinem Roman. Umsomehr werden die Damen entzückt sein."

„Ich bin höchst gespannt, ob Du nicht bösartige Neckerei treiben wirst," sagte Claudia lächelnd.

„Höre nur die ganze Begebenheit. Im Jahr 1388 stiftete Bischof Gerhard das St. Marienkloster, Carthäuserordens, zu Hildesheim vor der Stadt. Die äußerste Strenge des Lebens, die allseitigste Abtödtung zeichnete die Carthäuser aus. Es war das vollkommenste Opfer des irdischen Menschen, der sich von der Gnade ergriffen himmlischen Betrachtungen widmete. Die ersten Mönche kamen aus Erfurt und Strasburg. Man staunte sie an ohne ihrem Beispiel zu folgen. Aber zwei in Kampf und Fehde ergraute Kriegshelden, Curd von Steinberg und Hans von Schwicheldt, brachten zum Heil ihrer Seelen mit demüthiger Bitte um Gebet, große Summen dem Kloster dar. Nach wenigen Jahren kam ein stattlicher Ritter zur Pforte der Carthaus. Es war der junge Henning von Steinberg, ein Neffe jenes Curd. Er liebte ein Fräulein von Wildenstein. Sie starb. Da saß er auf, ritt vor die Carthaus, übergab seinem Schildknappen Pferd und Siegel zur Ueberantwortung an seinen Bruder Aschwin, ließ den Falken, den er auf der Hand führte, fliegen und sprach: Nun flieg' hin der Welt

Freude und Luſt, ich will Gott und der Jungfrau Maria dienen. — Er wurde Carthäuſer.“

„Welche Energie!“ rief Dagobert.

„Und welche Zartheit der Empfindung! nach der Einen — kein irdiſches Weib!“ rief Leocadie.

„So zu lieben und ſo geliebt zu werden, gibt einen Maßſtab für den Adel der Liebe,“ ſagte Claudia.

„Mich freut es,“ ſagte Graf Wianden, „daß der alte Curd dieſen übernatürlichen Lohn für ſeine Reichthümer und ſeine Demuth erhielt.“

„Nun Wildermütchen, was ſagen ſie zu meiner ſchönen Erzählung?“ fragte Graf Sierra Blanca.

„Ach, Herr Graf! in meinem Alter verſteht man nicht mehr von Liebe zu reden,“ ſagte ſie.

„Und in meinem Alter verſteht man es noch nicht,“ ſagte Wendeline, als ob ſie einer Frage vorbeugen wolle. Aber ihr Vater rief ſcherzend:

„Die Antwort gilt nicht! heraus mit der Sprache, Wendeline! gefällt Dir gar nichts an Ritter Henning von Steinberg?“

„Doch! ſeine Treue!“ verſetzte ſie. — —

„So iſt's recht, Wendeline!“ rief Graf Sierra Blanca erfreut: „Du biſt meine verſtändige Tochter! Du weißt die edelſte Eigenſchaft des Mannes zu ſchätzen. Sie ſchließt die ſchönſten Tugenden ein.

Es gehört Energie in Glauben und Liebe dazu, um treu zu sein."

Dagobert wußte keineswegs genau, wie er über Wendeline denke, was er von ihr halte, ob sie anziehend ob sie abstoßend sei, ob aus der fest geschlossenen, grünen Knospe ihres Wesens eine Centifolie in allem Reichthum ihrer Schönheit hervorbrechen werde, oder ob sie etwas Erstarrtes und Verkümmertes berge. Er hatte abwechselnd das Alles schon gedacht, zuweilen mit Unmuth, zuweilen mit Bewunderung und um sowohl diese wie jene zu mäßigen, hatte er zu sich selbst gesprochen: Was kümmert's dich! ein junges Mädchen in das man sich auf vier Wochen des Landlebens verlieben könne, ist sie nicht — und das Uebrige geht mich nichts an. — Gleichwohl gelang es ihm nicht in freundlicher Gleichgültigkeit ihr gegenüber zu bleiben und zuweilen ertappte er sich auf der Frage: Was würde sie wohl antworten, wenn ich zu ihr spräche, Wendelchen, ich habe dich zu gern . . . . sei die Meine! Und wenn sie dann antwortete: Ich will es sein — was würden sie sagen, die beiden Väter und die beiden Mütter? — Ohne Zweifel würden sie sagen, daß der Herr Gesandtschafts-Attaché in Spe ein Narr sei, sich mit Heirathsgedanken zu beschäftigen. In acht bis zehn Jahren wären sie ihm gestattet — und bis dahin sei Wendeline längst verheirathet.

Uebrigens sei ja auch ihre Herkunft in den Augen seines Vaters ein unüberwindliches Hinderniß, und wie es mit ihrem Vermögen bestellt sei — wisse Niemand.

Und was dachte Wendeline über Dagobert? — Sie dachte mit einem Anflug von Wehmuth: Edles Gold, aber viel Schlacken der Welt .... ach, wie leid ist mir die Freundschaft mit diesem Juden!

So kam die Abreise herbei. Tags zuvor saßen Dagobert und Wendeline am Flügel und nahmen eine vierhändige Pièce durch, die am Abend in möglichster Vollkommenheit vorgetragen werden sollte. Kaum war der letzte Akkord angeschlagen, so erhob sich Wendeline lebhaft und rief:

„Gott im Himmel! wie bin ich dieses ewigen Musizirens satt und wie freue ich mich auf Biarritz, wo der Atlantische Ocean Musik macht."

Sie ging durch den Speisesaal über die Freitreppe in den Garten. Dagobert folgte ihr, lachte herzlich und sagte:

„Musik gehört zu Bachheim. Wer sie nicht liebt ist hier übel daran."

„O ich liebe sie .... nur nicht immer und allzeit, und besonders dann nicht, wenn mir andere Dinge im Sinn liegen."

„Darf man diese anderen Dinge erfahren?"

„Es betrifft Sie!" entgegnete Wendeline und sah Dagobert ernst an.

„Mich!“ rief er fast erschreckt: „in welcher Weise kann ich Ihnen im Sinne liegen?“

„Vor Jahren sagten Sie mir einmal, wir wollten für einander beten; — darauf gaben wir uns die Hand und trennten uns. Jetzt haben wir uns wieder hier zusammengefunden und sind im Begriff uns abermals zu trennen. Ich habe bisher mein Wort gehalten. Kein Morgen kam und kein Abend ging — ohne ein Gebetchen für Sie. Aber was thaten Sie?“

„Wendeline, Sie beschämen mich“ . . . . —

„Unser Pactum ist also aufgehoben,“ unterbrach sie ihn.

„Sind Sie denn so egoistisch, daß Sie nur Almosen für Almosen geben wollen? — Gewiß nicht! Warum wollen Sie denn mit einem übernatürlichen Almosen kargen?“

„Das habe ich nicht gesagt. Ich wollte nur wissen, ob ich mich auf Ihre Zusage verlassen könne.“

„Wie ist es möglich ein Gewicht darauf zu legen, ob ich so oder anders an Sie denke!“ sagte er unmuthig.

„Ob Sie so oder anders an mich denken — darauf kommt es mir nicht an. Aber sehr viel, ob Sie vor Gott an mich denken.“

„Das sind Gedanken, die aux Oiseaux herrschen, Wendeline,“ antwortete Dagobert halb gerührt halb scherzend.

„Ich hatte sie bevor ich dahin kam."

„Und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß man auch ohne sie ein gläubiger Christ sein könne. Und das bin ich. Das Credo steht fest in mir."

Ein helles Freudenlicht strahlte in ihrem Auge auf, dämpfte sich aber etwas während sie fragte:

„Und auch die Lehren die aus dem Credo fließen?"

„O Tochter Eva's! müssen Sie denn Alles wissen?"

„Nicht Alles — aber das! denn wenn Sie sich begnügen an das Credo zu glauben ohne ihm Einfluß auf Ihr Leben einzuräumen: so glauben Sie freilich — ob Sie aber ein gläubiger Christ sind — weiß ich nicht."

„Fragen Sie den Pfarrer Edelholt!" rief Dagobert höchst ungeduldig.

„Das soll geschehen," sprach sie, und wendete sich auf dem Absatz um.

„Aber, Wendeline! es ist ja gar nicht mit Ihnen zu leben, wenn Sie jedes Wort — wörtlich nehmen!" rief er und stand wieder an ihrer Seite.

„Und wie soll ich es denn nehmen?" fragte sie befremdet: „in der Welt mag es unmöglich sein — aber zwischen Freunden?" . . . . —

„Wir sind also doch Freunde?"

„O ja, ja!" rief sie lebhaft: „jedoch immer so, wie ich es verstehe."

„Nun wie ist denn das?“ fragte er etwas spöttisch: „Pensionatsfreundschaften sind weltberühmt durch ihre Tiefe und ihre Dauer.“

„So? . . . . das wußte ich nicht!“ sagte sie ehrlich: „ich komme ja erst eben aus einem Pensionat.“

„Also wie nehmen Sie die Freundschaft?“

„Wie etwas, womit ich mich für die Ewigkeit einrichte.“

„Oho, Wendeline! wie wollen Sie denn die Liebe, — ich meine die ausschließliche Liebe für einen Gegenstand, — nehmen?“

„Nicht anders! weshalb soll ich mich mit Gefühlen befassen, die mir unnütz sind für's ewige Leben?“

„Wendeline,“ sagte Dagobert mit einem Anflug von Wehmuth: „ich fürchte, Sie werden in der Welt nicht glücklich werden.“

„Ich brauche es nicht zu werden, denn ich bin es schon.“

Er blickte in die dunkle und doch so klare Tiefe ihres Auges und sah, daß sie mit voller Wahrhaftigkeit spreche.

„Beten Sie für mich!“ sagte er leise.

Sie reichte ihm schweigend die Hand. Claudia erschien oben am Fenster ihres Zimmers und sprach zu Wendeline herab:

„Liebes Kind, ein Theil unserer Sommeranzüge geht direct nach Woodrich Castle. Komm' herauf und triff Deine Auswahl."

Wendeline eilte in's Haus und ließ Dagobert in einem seltsamen Gemisch von Empfindungen zurück. Ein Diener überbrachte ihm einen Brief, den ein Bote aus einem benachbarten Städtchen gebracht hatte, das nicht an der Eisenbahn lag. „Von Ulmer!" rief er überrascht und erfreut, und gab die Antwort. Als er später der Gesellschaft die Mittheilung machte, Ulmer sei wieder aufgetaucht, fragte der alte Graf:

„Etwa aus dem Strudel der Philosophie?"

„Ich weiß es nicht! er bittet mich nur, morgen ihn zu besuchen."

„Wie verkehrt, daß er nicht einfach zu uns kommt," sagte Leocadie: „das ist gewiß kein gutes Zeichen. Er will weder uns, noch den Pfarrer, noch seine Schwester sehen."

„Ist er wieder da, der gute Ulmer — nun das freut mich," sagte Claudia: „Schade, daß er nicht früher gekommen ist. Du hättest ihn hergeführt, Dagobert, und ich hätte ihn zur Rede gestellt, daß er seine Studien ohne Bücher machte, denn er hat diejenigen nicht genommen, die ich ihm anbot und über die er sich zu freuen schien."

Am andern Morgen gab es einen schmerzlichen

Abschied. Claudia verhehlte sich nicht, daß es fraglich sei, ob sie ihren Vater im nächsten Sommer wiederfinden werde, und Wendeline, die mit der Zuversicht der Jugend an keinen Tod dachte, fühlte wieder ihr Herz zerrissen durch die Trennung von dem geliebten Bachheim. Sie zerfloß in Thränen; Claudia schwamm in Thränen; Leocadie weinte aus innigstem Mitgefühl, Frau von Wildermut aus Rührung; und als der kleine Salvator diesen großen und allgemeinen Schmerz sah, brach er in ein lautes klägliches Geschrei aus. Und so weinten sie sämmtlich ohne einen wirklichen Grund für ihre Thränen zu haben. Wie sollte es werden, wenn dereinst eine ernstliche Veranlassung an sie herantreten sollte? Das schien auch der alte Graf zu denken, denn er sagte ruhig:

„Faßt Euch jetzt; dankt dem lieben Gott für den schönen Sommer, den wir miteinander verlebt haben und bittet ihn, daß sein heiliger Wille uns wieder zusammenführe . . . . wenn nicht in Bachheim, so doch in seiner lieben schönen Ewigkeit."

Das Evangelium aeternum.

Zur bestimmten Stunde betrat Dagobert das höchst bescheidene Wirthshaus des Städtchens, wohin Ulmer ihn beschieden hatte. Hastig kam dieser ihm entgegen und führte ihn in ein eben so bescheidenes Stübchen. Da ergriff Dagobert Ulmers beide Hände, drückte und schüttelte sie herzlich und sagte:

„Endlich sieht man Dich wieder, alter Freund! aber jetzt nehme ich Dich gleich mit mir nach Bachheim, wo man es sehr übel aufnimmt, daß Du incognito in dieser Gegend erscheinst."

Während er sprach und dabei Ulmer in's Auge faßte, kam ihm unwillkürlich der Gedanke, dieser habe recht wohl gethan, hier im Wirthshaus zu bleiben, denn er war ganz weltlich und auffallend unkleidsam gekleidet, trug einen ungeheuern Backenbart, eine farbige Weste und und machte den Eindruck, als sei er im Maskenanzug. Ueberdas war sein Blick — wild und zerstreut.

„Es ist mir unmöglich nach Bachheim zu kom-

men, so lange dort gewisse Vorurtheile herrschen, von denen auch Du, wie ich fürchte, nicht ganz frei sein wirst," erwiederte Ulmer nicht ohne Verlegenheit.

„Hast Du wirklich die Theologie für die Philosophie aufgegeben, anstatt sie zu verbinden?" fragte Dagobert betroffen.

„Das gerade nicht."

„Von welchen Vorurtheilen sprichst Du denn . . . . ich kann Dich nicht verstehen."

„Ich bin deutschkatholisch und verheirathet," sagte Ulmer plötzlich entschlossen.

Dagobert prallte zurück und rief zürnend:

„Du bist wahnsinnig geworden!"

„Hatte ich nicht Recht zu sagen, auch Du hättest in diesem Punkt Vorurtheile," entgegnete Ulmer mit großer Kälte.

Dagobert faßte ihn scharf in's Auge und sagte noch immer im zweifelnden Ton:

„Wenn Du wirklich nicht den Verstand verloren hast, so sprich frei und frank und sage mir, wie bist Du zu dieser schauerlichen Apostasie gekommen."

„Ich bin kein Apostat!" rief Ulmer: „ich habe mich von einer niedern Glaubensstufe zu einer höheren erschwungen."

„Dies geben alle Apostaten vor."

„Ich habe ein Recht es zu beanspruchen, denn

erst nach vielen Kämpfen und mancher bittern innern Trübsal bin ich dahin gelangt."

„Dahin .... nach all Deinen theologischen, philosophischen und philologischen Studien! .... das ist entsetzlich und ganz unwahrscheinlich, denn die Wissenschaften erleuchten den Verstand."

„Ganz richtig! sie haben auch mir Licht gegeben! sie zeigten mir, daß der nach Wahrheit hungernde Menschengeist auf den verschiedenen Stufen seiner Entwickelung verschiedener Nahrung bedürfe, um zur Erkenntniß der vollen Wahrheit gekräftigt zu werden. Das Kind, der Landmann, der Handwerker, der Taglöhner, die schlichte Hausfrau, das junge Mädchen, kurz, die große Masse der Menschen — sie Alle können sich nicht aus sich selbst zu dieser Erkenntniß der Wahrheit erschwingen; dafür besitzen sie die Gabe des Glaubens: sie halten dasjenige für wahr, was ein Anderer sie lehrt und was auch relativ — Wahrheit ist; aber nicht absolut. Alle Religionsformen umschließen, die einen mehr, die andern minder, einen Kern von Wahrheit; doch keine Form hat ihn bisjetzt zu seiner vollständigen, beseligenden Entwickelung gebracht. Wozu dienen aber religiöse Dogmen, wozu philosophische Systeme, wenn sie nicht der Menschheit Erkenntniß der Vollkommenheit und das Verlangen geben sich dieselbe anzueignen. Ich sage: der Menschheit; denn das, was der einzelne Mensch

erringt und erreicht, gibt nur für seine Begabung, nicht für die allgemeine, den Maßstab. Trotz Dogmen und trotz Systeme, ist die Menschheit unserer Tage sehr ungläubig und sehr unwissend — besonders die christliche. Man muß dahin arbeiten die Massen für höhere Erkenntniß reif zu machen und das thut der katholische Priester nicht: er gibt ihr nur immer eine und dieselbe unveränderlich vererbte Glaubenslehre und erhält sie dadurch in einem solchen Zustand der Unmündigkeit, daß sie wähnt, das Reich der höheren Offenbarung sei abgeschlossen. Dieser Wahn macht die katholische Kirche verhaßt. Alles im All der Welten hat Bewegung: die Gestirne in ihrer Sphäre, das Würmchen im Staube, der Mensch in allen Phasen seiner Entwickelung, die ganze Natur, das Meer, die Wolken — überall ist Bewegung, Um- und Neubildung, Leben! nur nicht in der katholischen Kirche. Sie ist todt, ist versteinert — wie ich Dir einst auf Rolandseck sagte — und dann wundert man sich, wenn sie für Viele zum Stein des Anstoßes wird!! — Ich konnte nicht ihr Priester bleiben" . . . . —

„Und wurdest Anhänger einer kläglichen, geringen Secte," rief Dagobert mit Verachtung, „die auf Bierbänken docirt, deren Lehren sich nicht über die Fassungskraft der Standgäste in den Schenken erheben und die gar nicht existiren würde, wenn nicht

ihre Anhänger dadurch ihr Leben fristeten, daß sie vorkommenden Falles liberale, demokratische Politik treiben! Ulmer, ich fasse das nicht!“

Ulmer gebot ihm mit der Hand Schweigen und fuhr fort ohne den Einwurf zu beachten:

„Konnte nicht ihr Priester bleiben! Für die Seelsorge hatte ich nie Interesse; das Lehrfach war meine Specialität und ein Lehrstuhl der Theologie war vor Jahren mein höchstes Ziel. Seitdem der Zweifel an mich heran trat und ich seine tausend Fragen nicht lösen konnte, gab ich jenes Ziel auf und gedachte mich der Philosophie zu widmen, immer mit dem Hinblick auf einen Lehrstuhl. Um aber ein neues System zu gründen, dazu fehlt mir die Originalität des Geistes — und um ein Schellingianer, Hegelianer, Herbartianer zu werden, die Neigung. Hätte ich auf breitgetretenen Wegen gehen wollen, so durfte ich nur katholischer Priester bleiben. Wer in dem System der katholischen Glaubenslehre keine zweifellose Befriedigung findet, dem wird schwerlich ein philosophisches System genügen. So lebte ich zwei Jahre in Kämpfen, in Schwankungen, in Trostlosigkeiten, in menschen- und gottesfeindlicher Stimmung für die es keine Worte gibt, denn das Studium der Philologie, das ich früher nur als eine nothwendige Beigabe für das Lehrfach getrieben hatte, sprach mich als Hauptfach nicht an. Dazu

gesellte sich die Frage: Kannst und willst du denn Katholik bleiben? kannst und willst du das glauben, was du Andern nicht als Glaubenssatzung lehren magst? — Von all den Confessionen, die sich seit dreihundert Jahren von der katholischen Kirche abzweigten, sprach mich keine einzige an. Jene ist wenigstens ein versteinerter Bau, der zu seiner Zeit ein wunderschön gegliederter Organismus war. Diese waren zu ihrer Zeit Bruchstücke und sind jetzt Schutt- und Trümmerhaufen. Unmöglich mit ihnen mich zu befreunden! ich muß einen Glauben haben, welcher zukunftsgewiß ist und endlich, endlich fand ich ihn."

Dagobert starrte seinen Freund an und begann wieder an dessen gesundem Verstande zu zweifeln. Doch Ulmer ließ ihn nicht zum Wort kommen und rief:

„Du staunst mit Recht! diese Lehre ist seit mehr denn einem halben Jahrtausend in der Welt, und die Welt kennt sie nicht oder verhöhnt sie. Es ist das erhabene Wort, welches der große Cisterzienserabt Joachim de Flora mehr als Prophet denn als Lehrer ausgesprochen hat: Es gibt drei große Weltzeiten, für jede der drei göttlichen Personen, eine: die des Vaters und die des Sohnes gehen vorüber; dann folgt die des heiligen Geistes und nun erst tritt die vollkommene Gottesverehrung im Geist und

in der Wahrheit ein. Wie auf das alte Testament das Evangelium Christi folgte, so wird auf das neue Testament, aus dem der Geist des Lebens bereits entwichen ist, das höhere Gesetz des heiligen Geistes folgen — und das ist das Evangelium aeternum. Begreifst Du jetzt, daß ich kein Apostat bin?"

„Aber doch gewiß ein Ketzer, lieber Freund," entgegnete Dagobert ganz verblüfft, „denn Du weißt besser als ich, daß das Evangelium aeternum schon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts von einem Papst verdammt wurde."

„Ja, Papst Alexander IV. und die Universität Paris verdammten im Jahr 1255 das, was sie die Joachimitischen Irrthümer nannten. Doch das macht mich nicht irre, Freund Dagobert. Im Gegentheil! sie wehrten sich mit den Waffen ihrer Zeit gegen einen — wenn auch unabsichtlichen Angriff — auf die Glaubenslehre, welche sie vertraten und welche sie für die richtige hielten. Das ist in der Ordnung. Aber ihre Zeit ist vorüber und ihre Waffen sind morsch und das Evangelium aeternum ist ein Phönix redivivus."

„Wie Du mit dieser mystischen Auffassung vom Entwickelungsgang der Kirche aus einer Irrlehre des überschwänglich phantasiereichen Mittelalters in die prosaischste aller materialistischen Secten gerathen

bist — das wird mir ein ewiges Räthsel bleiben," sagte Dagobert noch immer ganz außer Fassung.

„Vielleicht doch nicht," erwiederte Ulmer: „höre weiter. Krank an Körper und gebrochen im Geist schleppte ich mich in München und in Berlin umher, bevor ich das Licht fand, das mich aus meiner finstern Höhle erlöste und einem Tage und einer Höhe zuführte, die vor der Hand erst am Horizont der geistigen Welt dämmern, für mich aber bereits in voller Klarheit bestehen. Krank und gebrochen fühlte ich mich, weil ich nichts hatte wofür ich leben konnte: keinen Beruf, keinen Wirkungskreis, keine Thätigkeit, kein zusagendes Studium, keine Freunde, keine Familie, keinen Umgang. Anfangs hatte ich jeden Umgang gemieden, um mich ganz den Studien zu widmen; später hatte mein Einsiedlerleben mich menschenscheu gemacht. Und doch hatte mich das Leben in Bachheim an Umgang gewöhnt, sogar verwöhnt. Ich fand Niemand, dem ich mich mittheilen konnte; ein katholischer Priester, der nicht mehr Priester sein will, ist gleichsam in Acht und Aberacht verfallen — es sei denn, daß er sich zu einem Religionswechsel entschließe und der, wie ich Dir sagte, lag mir fern. Da fiel es mir im vorigen Sommer ein, mein Dachstuben- und Bücherwurmleben an den Nagel zu hängen und einige Monate in der Natur in ländlicher Abgeschiedenheit zuzu-

bringen. Ich ging in das Riesengebirg, dessen Buchenwälder, rauschende Bäche und frische Wiesen mich erfrischten, indem sie meine überreizten Nerven kräftigten. Je ruhiger ich wurde durch dies Versinken in das Naturleben, desto mehr lösten sich all' meine religiösen Zweifel und Skrupel — und aus dem ewigen Werden der Natur schöpfte ich die Zuversicht, daß eine göttliche Offenbarung unmöglich etwas Stagnirendes sein könne, sondern sich fortschreitend entwickeln müsse, um die Menschheit, die durstig nach Fortschritt ist, auf den rechten Pfad zu leiten und sie zu einer Entwickelung heranzubilden, welche bis jetzt keine Religion ihr gegeben hat. Christus sprach zu seinen Jüngern, er wolle ihnen den heiligen Geist senden, der sie in alle Wahrheit einweihen werde; folglich hat Christus selbst noch nicht alle Wahrheit gelehrt, folglich ist in der Religion des Kreuzes noch nicht der Menschheit das letzte Wort gesagt und folglich kann keine andere, als die Religion des heiligen Geistes das Evangelium aeternum bringen, das — wie einst die Menschheit durch das Christenthum aus dem Stand der Ungnade in den der Gnade versetzt wurde — sie dem Stand der Gnade entheben und in den der Vollkommenheit versetzen wird. Die Ahnung dieser Zukunftsreligion hat schon in unserer Epoche sich ausgedrückt — aber durch Mißgriffe. Da ist das

gemeine Mormonenthum, das nichts lehrt, als die niedrigste Fleischlichkeit; da sind die Irvingianer mit ihren Engeln, Aposteln und Evangelisten — Schattenbilder! weiter nichts! — Da sind Protestanten, ich weiß nicht welcher Secte, die von einem künftigen Johanneischen Zeitalter des Christenthums reden, was vielleicht ein Anklang oder ein verzerrtes Echo des Evangelium aeternum ist. All dieses Umhertappen beweist mir klar und sicher, daß über einem solchen Chaos ein fiat lux erschallen müsse und werde.

„Mit diesen und ähnlichen Gedanken zog ich im schlesischen Gebirg umher und hielt mich einige Zeit in einem kleinen Badeort auf, der mir sehr gefiel und der eine Menge der schönsten Spaziergänge, theils nah und theils ferner bot. Ein Felsenweg, der unter düstern Tannen längs eines Baches zu einer Bank in der Vertiefung des Felsens führte, zog mich an, denn von diesem ziemlich hohen Punkt blickte man aus der Grotte und unter dem schwärzlichen Gezweig hinweg auf eine freundliche Landschaft. Das paßte ganz für meine Stimmung. Als ich mich eines Morgens der Grotte nähere, vernehme ich darin eine Stimme. Wer da spreche konnte ich nicht sehen, weil der Weg von der Seite zum Eingang führte. Ich stand still und lauschte, vernahm aber nichts mehr, glaubte mich getäuscht

zu haben, ging weiter und hörte nun als ich einen Schritt vom Eingang war eine weibliche Stimme, die wehmüthig Golo's Worte aus der „Genoveva" sprach: „Dicht von Felsen eingeschlossen — Wo die stillen Bäche gehen — Wo die dunkeln Weiden sprossen — Wünsch' ich bald mein Grab zu seh'n."

„Ich bog um den Felsenvorsprung und stand in der Grotte. Auf der Bank saß eine Dame, die mich an die Frau Marquise Marialva erinnerte, denn sie hatte dunkles Haar, schwarze Augen und ihr brauner Hut lag auf ihrem Schooß, — gerade so wie diese im Freien es zu halten pflegte. Die Dame rückte an das Ende der Bank, als wolle sie mir auf derselben Platz machen. Ich setzte mich und knüpfte an jene Verse ein Gespräch über Tieck an. Bald aber gingen meine Gedanken ihren gewöhnlichen Lauf und ich fragte sie:

„Kennen Sie das Evangelium aeternum?"

„Meinen Sie das Ur-Evangelium von der Allmacht der großen Mutter Natur, welche das Rauschen des Sturmes und das Murmeln des Baches, die Herrlichkeit des Firmamentes und der Schlag unseres eigenen Herzens uns verkündet? . . . . Ja, das kenne ich!" sprach sie.

„Ich meinte freilich etwas ganz Anderes; allein ihre Antwort gefiel mir und ich entwickelte ihr meine Ansicht, meine Hoffnung. Sie ging zuerst

darauf ein, nach Frauenart begeistert für das Neue, das Ideale. Dann faßte sie sich und machte Einwürfe, was mir noch mehr gefiel als ihre Begeisterung. Die Stunden flogen dahin im Austausch der Gedanken. Ohne Verabredung fanden wir uns am andern Morgen wieder in der Grotte zusammen, am dritten ebenfalls — und so blieb es wochenlang. Ich hatte einen verständnißvollen Geist in ihr gefunden: diese Anregung, die zugleich eine große Befriedigung mit sich führte, that mir unendlich wohl und ich fühlte mich glücklicher, als seit Jahren. Es versteht sich, daß ich sie später auch in ihrer Wohnung sah und daß wir auch von anderen Dingen redeten; d. h. sie that es. Sie war die Tochter eines protestantischen Pastors, eines Rationalisten. Ihre hochfliegende Seele verachtete den erdigen Rationalismus, und da ihr nichts Himmlisches zu lieben dargeboten wurde, so umfing sie mit größter Leidenschaft einen jungen Mann, der eine Beamtenstelle geringen Ranges bekleidete. Da sie etwas Vermögen besaß, so heirathete sie ihn. Er war Katholik, aber zu hochherzig und zu aufgeklärt, um sich den zahlreichen menschlichen Satzungen der katholischen Kirche zu fügen. Der Deutschkatholizismus, der ohne alle Satzungen, nur durch ein Zusammentreten edler, schöner Seelen aus allen Confessionen besteht, sagte ihm zu und folglich auch

ihr. Da fanden sie die Gewissensfreiheit, die schrankenlose Forscherfreiheit nach der beide strebten. Dennoch wurde die arme Cordula höchst unglücklich, denn ihr Gatte verlangte in jeder Beziehung eine schrankenlose Freiheit zu genießen. Zum Glück starb er nach drei Jahren und jetzt war sie seit einem Jahr Wittwe. Das Alles erzählte sie mir nach und nach, während ich ihr nur sagte, ich hätte mich von Jugend auf den gelehrten Studien gewidmet und bis jetzt keine passende Anstellung gefunden.

„Eines Tages verkündigte sie mir, ihr Badeaufenthalt gehe zu Ende, wir müßten uns trennen. Ich erklärte ihr dagegen, ich sei entschlossen mich in ihrer Geburtsstadt anzusiedeln, denn der Umgang mit ihr sei mir zum Lebensbedürfniß geworden. Sie antwortete: es gehe auch ihr nicht anders; da ich aber noch jung sei und sie nicht eben alt, so müsse eine Trennung eintreten oder eine Verehelichung; sie sage das ganz einfach, weil es unmöglich sei in dieser Weise in der Stadt zwischen ihren Bekannten fortzuleben und sie könne es umsomehr ganz einfach sagen, da ihr kleines Vermögen für die bescheidenen Ansprüche von zwei Menschen ausreiche. Zuerst erschrak ich, denn ich hatte nie gewünscht mich zu verehelichen“ . . . . —

„Und in diese Cordula verliebst Du Dich genug,

um Dein Unglück zu besiegeln!“ rief Dagobert erzürnt und schmerzlich.

„Ich war ja nicht mehr geistlich,“ sagte Ulmer gelassen — „und verliebte mich keineswegs! ihr Geist sprach mich an.“

„Täusche Dich doch nicht mit solchen Vorspiegelungen! Du weißt recht gut, daß die Priesterweihe den character indelebilis mit sich bringt — genau wie die Taufe. Der Christ kann zum Islam sich bekennen, zum Gesetz des Moyses oder des Buddha, aber er ist und bleibt getauft. So kann der Priester Ungeistliches thun und seinem Stande zuwider handeln und leben, aber er behält die geistliche Weihe.“

„Du sprichst vom katholischen Standpunkt aus, Freund Dagobert, ohne zu bedenken, daß ich ihn verlassen habe, verlassen mußte, weil seine Unvollkommenheit mir nicht länger gestattete ihn zu behaupten. Der character indelebilis des Priesters ist eine ganz willkürliche Annahme der Kirche. Ich hatte längst alle priesterlichen Functionen aufgegeben; das Brevier — aus Mangel an Zeit; die Messe — aus Ueberdruß an meiner maßlosen Zerstreuung. Was war denn noch geistlich an mir? — Nichts! Ein Priester muß Seelsorge haben. Die ersetzt ihm Weib und Kind, Familie, Freunde und Umgang. Die kann sein Herz ausfüllen; die Wis-

senschaft und das Studiren können es nicht, denn sie wenden sich nur an den Geist. Er muß Beides vereinigen. Ein Priester ohne Seelsorge ist ein unglücklicher Mensch. Ich habe das Elend der Vereinzelung im vollen Maß kennen gelernt, — und weil ich davor zurückbebte, wurde ich Cordula's Gatte. Doch hielt ich mich zuvor für verpflichtet ihr mitzutheilen, daß ich die katholische Priesterweihe empfing. Es machte ihr gar keinen Eindruck. Ein deutschkatholischer Prediger segnete unsere Verbindung — und auf diese Weise bin ich mit der Secte in Berührung gekommen, für die ich übrigens nicht die mindeste Sympathie habe und sie für mich und meine Zwecke auch ganz unbrauchbar finde, denn ich habe noch keine Leute von ernster Bildung, von gründlicher Wissenschaft, von hervorragendem Geist unter ihnen gefunden. Cordula meint, daß sie, um nicht für eine perfecte Heidin zu gelten, sich zu ihnen halten wolle — und ich lasse sie gewähren. Jetzt aber sind wir auf der Reise nach der Schweiz, dem Heerd des politischen Liberalismus, der auch dem religiösen die Hand bieten wird, sobald die Religion eine fortschreitende ist."

„Und was willst Du dort beginnen?"

„Wir denken am Genfer See, dem Boden des Sectenwesens, ein Institut zu gründen. Es scheint unmöglich, daß Eltern nicht erkennen sollten, wel-

cher Vortheil es ist, wenn ihre Söhne außerhalb eines jeglichen Dogmenzwanges erzogen werden. Die jugendlichen Geister bleiben dann in aller Frische, um die mächtige geistige Strömung zu erfassen, die aus dem unergründlich tiefen, übervollen Born der göttlichen Wahrheit hervorquillt, um das Angesicht der Erde zu erneuern. In der Erziehung der Jugend finde ich meinen wahren Beruf, jetzt besonders, da ich derselben eine neue, begeisternde Idee zu Grunde lege. Cordula wird das Hauswesen führen und durch ihre Talente die unserer Zöglinge wecken und bilden. Sie singt sehr schön und spielt die Guitarre."

Dagobert dachte in seinem Sinn, dann müsse Cordula uralt sein, denn Leute unter fünfzig Jahren verständen heutzutage nicht die Guitarre zu spielen. Ulmer aber fuhr fort:

„Sie schreibt auch allerliebste Verse. Sie ist eine wahre Dichterin."

Auch das noch! seufzte Dagobert für sich und athmete erst wieder auf als Ulmer hinzufügte: „Und dabei eine vortreffliche Hausfrau."

„Bist Du denn aber ganz ruhig in Deinem Gewissen, bester Freund?" fragte Dagobert.

„Wenigstens ruhiger als in den entsetzlichen Jahren des Zweifels und des verzweiflungsvollen Suchens, als ich das innere Gleichgewicht verloren

hatte und mich nicht mehr in Uebereinstimmung mit meinem Beruf fühlte."

„Glaubst Du aber nicht, daß sich mancher Geistliche in ähnlichen Schwankungen befunden — und dennoch sich ermannt und hindurch gekämpft hat und seinem Beruf treu geblieben ist?"

„Ich bleibe dem meinen treu und der ist — Erziehung der Jugend," antwortete Ulmer empfindlich.

„Den könntest Du doch im geistlichen Stande vortrefflich erfüllen!"

„Von dem Augenblick an nicht mehr, als eine Idee, welche mit der katholischen Lehre nicht übereinstimmt, mich erfaßt und begeistert hat."

„Lieber bester Freund, Deine Idee ist eine ganz subjective Ansicht, welche Du vielleicht in einigen Jahren aufgeben wirst; denn daß dieses nicht geschehen werde, dafür hast Du nicht die mindeste Bürgschaft. Wäre es nicht sicherer, Du ließest sie schon jetzt fallen und stelltest Dich wieder auf festen katholischen Boden?"

„Es ist zu spät!" sagte Ulmer mit einem traurigen Blick, der nicht zu seinem entschiedenen Ton paßte.

Das bemerkte Dagobert und um so lebhafter bestürmte er Ulmer mit Bitten und Vorstellungen und beschwor ihn nach Bachheim zu kommen, sich

in aller Ruhe, fern von jeder Aufregung, auf seine Pflicht zu besinnen und dann die nöthigen Schritte zu thun, um sich mit der Kirche auszusöhnen.

„Es ist mir unbegreiflich, daß Du Dich in der Zeit des Zwiespaltes nie nach Bachheim gewendet, nie dem Pfarrer Edelholt oder meinem Vater oder meiner Schwester — von mir will ich nicht reden! — Dich offenbart hast!“ sagte schließlich Dagobert: „Du hattest ja sonst viel Vertrauen zu Claudia.“

„Sie hat mich irre geführt!“ entgegnete Ulmer finster.

„Claudia? . . . . Dich irre geführt? . . . . die strengkatholische Claudia?“ rief Dagobert.

Ulmer faßte sich und erwiederte:

„Sie ist es hauptsächlich gewesen, die mir ein ausschließliches Studium der Philosophie anrieth. Pfarrer Edelholt war dagegen.“

„Also ein Grund mehr, der Dich hätte bewegen sollen, Dich offen gegen meine Schwester auszusprechen.“

„Es wäre geschehen . . . . darauf geb' ich Dir mein Wort! — bei der Marquise Marialva. Doch bei der Gräfin Sierra Blanca war es unmöglich!“ rief Ulmer mit Bitterkeit.

„Du hattest Unrecht, Freund! Claudia ist und bleibt Claudia . . . . gleichviel ob Gräfin oder Marquise,“ antwortete Dagobert etwas befremdet.

Ulmers sichtliche Erregung ließ ihn jedoch ahnen, daß es besser sei diesen Namen nicht zu nennen und er setzte hinzu: „Wie würde sich Pfarrer Edelholt freuen, wenn ich Dich zu ihm führte."

„Und Cordula? was soll aus ihr werden, Freund Dagobert?"

„Ach, Cordula! — Eine Person in vernünftigen Jahren, Wittwe eines Katholiken, Protestantin, Deutschkatholikin, also kein Neuling weder in der Welt noch in den Religionslehren — die weiß recht gut, daß ein katholischer Geistlicher nicht frischweg heirathen darf und daß eine solche Ehe vielleicht bürgerlich anerkannt, aber für ihn null und nichtig und gar keine Ehe ist. Laß' sie fahren, diese Cordula! sie wird sich fassen" . . . . —

Eine Tapetenthür öffnete sich knarrend und herein trat Cordula, ein kleines schwarzes unschönes Persönchen, dessen großer Kopf mit unruhigen dunkeln Augen unförmlich auf dem wespenartig zusammengeschnürten Körper saß. Uneingedenk des biblischen Spruches suchte sie ihrer Leibeslänge durch möglichst hohe Absätze und möglichst schleppende Gewänder ein Beträchtliches zuzusetzen; aber sie gaben ihr zugleich etwas sehr Häßliches: einen wackelnden Gang. Jetzt wo sie mit einer gewissen Hoheit auftreten wollte, nahm sich der Contrast drollig aus. Dagobert war im Stillen empört, daß diese chinesische Figur seiner

schönen Schwester ähnlich sein sollte. Er verbeugte sich schweigend. Cordula sagte stolz, indem sie die Hand auf Ulmers Arm legte und Dagobert herausfordernd anblickte:

„Es ist genug, Herr Graf! Sie haben meinen vortrefflichen Gatten hinreichend zur Pflichtvergessenheit mit ächtkatholischen Sophismen angespornt. Er hat männlich Widerstand geleistet. Jetzt haben Sie es mit der schwerbeleidigten Gattin, die nur für ihren Gatten, aber nicht für Sie, Herr Graf, Cordula heißt — zu thun."

„Behüte der Himmel! mit Damen breche ich keine Lanze," sagte Dagobert lächelnd und sich verbeugend: „Lebe wohl, alter Freund und komm' recht bald nach Bachheim," setzte er hinzu, drückte herzlich Ulmers Hand, verließ das Zimmer und fuhr von dannen.

„Wer hieß Dich eintreten!" murrte Ulmer.

„Die maßlose Insolenz Deines Zöglings, den Du durchaus nicht in den gebührenden Schranken hieltest," versetzte Cordula mißmuthig.

„Wir redeten mit einander wie alte Freunde und unter vier Augen und ahnten nicht, daß uns ein fremdes — wenn nicht Augen- so doch Ohrenpaar belausche," entgegnete Ulmer scharf.

„Ein fremdes .... Lorenz?" fragte sie zärtlich.

Aber Lorenz trommelte an den Fensterscheiben und murmelte:

„Fort ist er! . . . . Ob ich ihn je wiedersehe?“

Gleichmäßig überrascht, verstimmt und geärgert sprach Cordula bei sich selbst: Hier weht ungesunde Luft! — und mit Fassung sagte sie zu Ulmer, als ob nichts vorgefallen sei:

„Es wird Zeit zum Aufbruch sein, denn wir haben anderthalb Stunden bis zur Eisenbahn und jede Minute ist kostbar, wenn man ein großes Ziel vor Augen hat . . . . so wie wir. Ich sehne mich unaussprechlich nach der Schweiz, nicht wegen der berühmten Naturschönheit, sondern wegen der edlen Thätigkeit, welche sich vor Dir aufthut und an welcher ich in fraulicher Weise bescheiden Antheil nehmen werde.“

„Du hast ganz Recht!“ versetzte Ulmer, „und das Bewußtsein ein solches Ziel zu verfolgen ist jedes Opfers werth.“

Groß war in Bachheim der Kummer über Dagoberts Bericht; am größten bei Pfarrer Edelholt. O der Unselige! seufzte er für sich: hätte er nie eine Marquise Marialva kennen gelernt, so wäre er nie an diese Cordula gerathen. Aus einer Verwirrung stürzte er in die andere, wollte nicht hören . . . . nicht verstehen . . . . nicht umkehren . . . . und liegt jetzt im Abgrund.

Vier glückliche Ehen.

Unter Londons nebligem Novemberhimmel saß in dem wunderschönen Zimmer eines wunderschönen Hauses eine wunderschöne Frau. Alles was sie umgab, Tapeten, Teppiche, Möbel, war von der ausgesuchtesten — man könnte sagen ängstlicher Elegance. Alles war das Neueste des Neuen. Jedes Stück, auch das geringste, mußte mit den übrigen in vollkommenster Uebereinstimmung von Zeichnung, Farbe, Form und Styl sein, und durfte durchaus nicht das Gepräge des Gebrauchs tragen, denn die Besitzerin war reich genug, um in einer beständigen künstlichen Frühlingsfrische zu leben. Sie betrachtete das als einen kleinen Ersatz für das große Unglück, daß sich die Natur nicht aus dem November in den Mai verwandeln ließ. Diese Frau war die fünfte Schwester von Maximilian Illinger. Sie hieß Constance Frymar; sie war sehr jung und sehr schön. Sie trug einen Morgenanzug von zartestem lilafarbenen Taft reich besetzt mit Spitzen und Bändern.

Ihre feine Hautfarbe, ihr volles kastanienbraunes Haar waren ganz in Harmonie mit der weichen duftigen Schattirung des Anzugs. Ihr Auge war halb verdeckt von ungewöhnlich breiten Augenlidern und um den Mund schwebte ein lächelnder Zug, den man auf da Vinci's Gemälden findet — ein gewisses süßes, stehendes Lächeln, das in Verbindung mit dem halbverschleierten Auge, dem Gesicht trotz Anmuth und Schönheit, einen leichten Ausdruck von Falschheit gibt. Sie saß mit verschränkten Armen einem großen Spiegel gegenüber, in welchem sie sich aufmerksam von Kopf zu Fuß betrachtete. Wahrscheinlich fand sie im ganzen Zimmer nichts, was dem Blick lieblicher gewesen wäre — und darin hatte sie ganz Recht. Zuweilen machte sie eine leichte Bewegung der Hand, eine Wendung des Kopfes, immer mit dem Blick auf dem Spiegel, als wolle sie prüfen ob diese Bewegungen kleidsam wären. Plötzlich war sie ihrer Beobachtungen überdrüssig. Sie warf sich im Sopha zurück, breitete beide Arme aus und gähnte kräftig. Dann stand sie auf und ging mit dem Ausdruck der tiefsten Langweile in das Nebengemach. Es war ein Rundbau, der einen reizenden Wintergarten umschloß. Zwischen fremdländischen Pflanzen und seltenen Blumen, die in anmuthigen Gruppen zusammengestellt waren, plätscherte ein Springbrunnen in einem

Becken von grünlichem Marmor und wiegten sich Aras und bunte Papageien in großen Ringen von Bronce. Mit demselben unaussprechlich gelangweilten Blick überflog sie dies zierliche Bruchstück einer südlichen Zone und sprach halblaut vor sich hin: Was fange ich nur an, um nicht zu sterben vor Ueberdruß? — Auf einmal schien ein Gedanke sie zu erfrischen, denn sie setzte neubelebt ihren Monolog fort: Ich will mich einmal wieder der Wohlthätigkeit widmen! .... Wie pflegte Madame St. Amand zu uns Pensionärinnen zu sagen? Cela rafraîchit le coeur — sagte sie. Und dann organisirte sie eine Lotterie oder eine fancy fare für eine arme Familie oder irgend einen wohlthätigen Zweck .... und das unterhielt uns sehr .... ob es unsre Herzen erfrischte, weiß ich nicht. Ich hatte damals noch kein verwelktes Herz: das weiß ich! .... Also ich will heute im großen Styl wohlthätig sein — vielleicht erheitert mich das und nimmt mir die vernichtende Last des Lebens ab. — —

Sie schellte und befahl dem eintretenden Diener ihre Kammerfrau zu rufen. Dann drückte sie sich wieder in die Ecke des Sopha's dem großen Spiegel gegenüber und sagte zu der eintretenden, verständig aussehenden Kammerfrau:

„Juliette, haben sich Personen gemeldet, die um Unterstützung bitten? Ich meine nicht solche, die

man mit einer kleinen Gabe entläßt und deren Zahl Legion ist; sondern solche, denen man durch eine größere Gabe wirklich helfen könnte. Ich bin gerade in der Stimmung um Wohlthaten zu üben."

„Das ist eine sehr gute Stimmung, und wenn Madame ihre Wohlthat der armen Frau Wilkins zuwenden wollte, so wäre sie gewiß gut angebracht."

„Wer ist die arme Frau Wilkins, Juliette?"

„Die Frau eines braven Schreibers, der sich in einem Büreau halbtodt arbeiten wird und bereits halbblind gearbeitet hat um seine Familie zu ernähren, die jetzt wieder sich vermehren soll durch das sechste Kind."

„Warum setzen solche Leute mehr Kinder in die Welt, als sie ernähren können! — Wer hat sich weiter gemeldet, Juliette?"

„Die Figurantin der Oper, Miß Mirabella?"

„Miß Mirabella?" rief Constance Frymar äußerst theilnehmend: „die reizende Mirabella, die vor etwa drei Monaten um Unterstützung bat und mit einem lieblichen Kinde von zwei Jahren, das von einem entarteten Vater verleugnet wird, bei mir war?"

„Ganz dieselbe! Madame hatte damals die große Güte selbst mit dieser Person zu reden" . . . . —

„Mit dieser Person? — Juliette, diese Mirabella ist ein wunderschönes Geschöpf, an der

man den Reichthum der Naturgaben bewundern muß."

„Ganz wohl, Madame! Miß Mirabella hat jetzt jenes niedliche Kind verloren; allein sie wird es in einigen Monaten ersetzen und ist hülflos und verlassen .... wie sie sagt."

„Hülflos und verlassen .... das schöne Geschöpf! der Mann muß ein Ungeheuer sein, der sie in solch Elend stürzte."

„Madame sind allzu gütig! .... ich möchte mir die Behauptung erlauben, daß sie ganz frech ihrem Elend entgegen ging."

„Frech? Juliette, Sie träumen! Mirabella mit den schwärmerischen blauen Augen — frech."

„Madame müssen nicht ungnädig werden, wenn ich behaupte, daß Comödiantinnen nach Belieben bald schwärmerische und bald freche Augen haben."

„Ach Juliette! eine solche Schönheit und in solchen Verhältnissen ist der Verführung ganz erschrecklich ausgesetzt wenn sie dürftig ist. Ich will ihr die fünfzig Pfund zuwenden, die ich heute für Wohlthätigkeit bestimmt habe."

„O wenn Madame doch die Summe theilen und die Hälfte der Frau Wilkins zuwenden wollten! es wäre eine so große Hülfe für die armen braven Leute .... für die Frau, die unter der Last der

Sorgen, der Arbeit, der Beschwerden fast erliegt und doch nicht Muth und Gottvertrauen verliert."

„Langweilen Sie mich nicht mit Ihrem Gewinsel, Juliette! Ihre Frau Wilkins hat einen Mann, hat Kinder, hat Tugend und Frömmigkeit — folglich kann sie schon einige Sorgen ertragen, während Mirabella von Versuchungen umringt ist, wenn sie arm bleibt. Sie bekommt meine fünfzig Pfund."

„Wie Sie befehlen, Madame."

Juliette zog sich zurück, um den Auftrag ihrer Herrin auszuführen; da rief ihr diese nach:

„Juliette! Sie können der Frau Wilkins ein Pfund schicken. Hören Sie . . . . ein Pfund! und fünfzig an die schöne unglückliche Mirabella." —

So! sprach Constance zu sich selbst, nun bin ich wohlthätig gewesen. Ich habe nicht blos ein sehr reiches Almosen gespendet — ich habe auch darüber nachgedacht, wie es am zweckmäßigsten zu vertheilen sei. Spüre ich denn jetzt eine Herzenserfrischung? — O nein! . . . . ich spüre nichts als vernichtende Langweile.

Die Thür öffnete sich. Ein fünfzigjähriger Herr, gelblichen Angesichts mit groben Zügen und schwarzem graugemischten Haar trat ein und sprach:

„Guten Morgen, meine Liebe, wie befindest Du Dich."

Er bot ihr die Hand. Sie legte zwei Fingerspitzen hinein und erwiederte mit unterdrücktem Gähnen:

„Ich langweile mich zu Tode.“

„Wie ist das möglich?“ sagte Herr Frymar kaltblütig: „Hier liegen Tagesblätter, Albums und Romane auf allen Tischen .... dort ist der Wintergarten voll Blumen und Vögeln .... Deine Morgentoilette wird Dich gehörig beschäftigt haben .... jetzt erwartet uns das Gabelfrühstück“ .... —

„Und dennoch langweile ich mich trotz Papageien und Modejournal! es mag unerhört sein, aber es ist nun einmal so!“ unterbrach Constance ihren Gatten.

„Ich beklage es, meine Liebe, allein ich kann es nicht ändern. Es ist ein Uebel, an welchem viele reiche Frauen leiden sollen. Man pflegt zu sagen die Männerwelt sei blasirt; mir scheint die Frauen unsrer Tage, die in Reichthum schwimmen, sind es ebenso sehr. Dadurch wird man sich selbst und Andern im häuslichen Leben zur Last.

„Ich habe kein Leben in meiner Häuslichkeit.“

„Es ist Deine Schuld, meine Liebe! Verständest Du Dich zu beschäftigen, so würdest Du das nicht sagen.“

„Aber womit soll ich mich beschäftigen?“ rief Constance fast weinend.

„Zähle Deine Servietten; laß Dir von der Beschließerin sagen, was in dem Inventar des Hauses abgängig wird und ersetzt werden muß; führe im Garten neue Anlagen aus, erbaue eine Gloriette: all diese Dinge kannst Du thun, denn Du hast Zeit und Geld. Wenn Du sie mit Deinen gesellschaftlichen Pflichten und Unterhaltungen abwechseln läßt, so wirst Du nicht über Langweile klagen.“

Constance starrte ihren Mann mit weitgeöffneten Augen an, als ob sie ihn chinesisch reden höre. Als er zu Ende war senkte sie wieder ihre Augenlider und sagte gleichgültig:

„Das Alles interessirt mich gar nicht. Ich finde keinen Geschmack an Glorietten und Servietten.“

„Eine solche Trägheit ist wirklich unerträglich!“ sagte Herr Frymar mit einer solchen Härte in Blick und Ton, daß Constance heimlich erschrack und nichts Besseres zu thun wußte, als ein Paar Thränen zu weinen, die ihr Mann selbstverständlich gar nicht beachtete, sondern nur mit Ungeduld fragte:

„Wo bleibt denn Floriane?“

Da ging auch schon die Thür auf und Floriane trat ein — ganz das Ebenbild ihrer Schwester: dasselbe hellkastanienbraune Haar, dieselbe zarte Hautfarbe, dasselbe schöne halbverdeckte goldbraune

Auge, dasselbe süße falsche Lächeln: nur war sie anderthalb Jahre jünger, größer und schlanker gewachsen und lebhafter von Ausdruck und Bewegungen. Sie trug einen Morgenanzug von rosenfarbenem Tafft, ohne Spitzen und Bänder, einfach wie es sich für ein so junges Mädchen ziemt, aber dennoch superelegant, wenn man bedachte, daß sie in diesem Anzug aus einer Lection kam.

„Guten Morgen, Floriane, wie befindest Du Dich?“ fragte ihr Schwager.

„Ich danke, sehr gut! und Du?“ erwiederte sie.

„Du kannst doch wenigstens ein vernünftiges Englisch sprechen und einen Guten-Morgen-Gruß anständig beantworten,“ sagte ihr Schwager mißmuthig: „Deine Schwester hat es noch nicht so weit gebracht, obschon sie seit sechs Monaten hier ist.“

„Ich lerne Alles leicht,“ entgegnete Floriane, während man sich zum Gabelfrühstück in's Speisezimmer begab: „ich werde bald keinen Unterricht mehr nehmen in der Aquarell-Malerei; ich habe es so eben meiner Lehrerin angekündigt. Dafür aber will ich lernen auf Glas und auf Porzellan zu malen. Ich will ein ganzes Theeservice malen .... auf jede Tasse eine andere Blume und alle frisch nach der Natur .... und lauter Wiesenblumen. Gibt es hier zu Lande Wiesenblumen?“

„Wiesenblumen sagst Du, Floriane?“ versetzte

Herr Frymar eilfertig essend wie Jemand, der keine Zeit zu verlieren hat: Fuchsien gibt es im Garten, Orchideen gibt es in den Treibhäusern: die habe ich nennen hören. Ich kenne sie nicht. Ob es aber Wiesenblumen gibt, das weiß ich nicht. Ich entsinne mich nicht jemals das Wort Wiesenblume gehört zu haben."

„Die kleine Bellis perennis existirt hier doch gewiß!" versicherte Floriane.

„Weißt Du sogar lateinische Blumennamen?" fragte Herr Frymar höchlichst verwundert.

„Ja, mich freut die Botanik und es ist sehr nützlich, die botanischen Namen der Pflanzen zu kennen, denn daß die Bellis perennis auf deutsch Gänseblümchen heißt, weiß ich; — wie aber auf englisch — das weiß ich nicht."

„Constance, meine Liebe, wie heißt das Blümchen mit dem idyllischen deutschen Namen auf englisch?" fragte Herr Frymar.

„Daisy," erwiederte Constance im schleppenden Ton. Es war das erste Wort, das sie bei Tisch sprach.

„Bei Gänsen fällt mir ein, daß Du Dir eine sehr unterhaltende Beschäftigung zulegen könntest," hub er etwas sarkastisch an: „nämlich einen Hühnerhof, meine Liebe."

„Ja, einen Hühnerhof!" rief Floriane in die Hände

klatschend: Bramaputra-, Cochinchina-, Calcutta- und Perlhühner! .... Dazu Pfauen und Tauben .... das wird reizend werden! ein Hühnerhof so schön wie der in Windsor, Constance! Ist hier auch Platz für die Anlage? Laß uns das sogleich untersuchen."

„Sieh', meine Liebe, welch' ein vortreffliches Beispiel gibt Dir Deine kleine Schwester!" sagte Herr Frymar sich vom Tische erhebend: „sie beschäftigt sich in der liebenswürdigsten Weise mit Ausbildung kleiner Talente und mit leichten Studien. Sie ist kein affröser Blaustrumpf und kein langweilender Automat. Sie interessirt sich für das, was sie umgibt und hat Freude daran, das, was fehlt, zu schaffen. Ich wünschte Du bemühtest Dich ihr ähnlich zu werden."

Herr Frymar sprach in seinem trockensten Ton und seine kalten Blicke und unbewegten Züge milderten dessen Eindruck nicht. Constance spürte eine kindische Furcht vor ihm und sie schwieg. Floriane war verlegen auf Kosten ihrer Schwester gelobt zu werden und schwieg auch.

„Nun Adieu!" setzte Herr Frymar hinzu: „Was werdet Ihr bis zum Abend beginnen?"

„Ich weiß es nicht!" stammelte Constance mit bebenden Lippen.

„Etwas, das uns sehr unterhalten wird!" rief Floriane.

Er ging. Kaum war Constance in ihrem Zimmer allein mit Floriane, so warf sie sich in leidenschaftlicher Trostlosigkeit auf den Sopha, drückte ihr Gesicht in die Polster und weinte krampfhaft. Floriane setzte sich bequem in einem Lehnstuhl zurecht, nahm das neueste Modejournal zur Hand und bekümmerte sich gar nicht um die verzweiflungsvolle Schwester. So war diese genöthigt sich ohne weiteren Zuspruch von selbst zu fassen. Sie richtete sich nach einer Weile ganz erhitzt und ermattet auf, trat vor den Spiegel, strich ein wenig ihr schönes Haar zurecht, goß aus einem Flacon wohlriechende Essenz auf ihr Taschentuch, athmete den Arom ein und setzte sich wieder auf ihren Lieblingsplatz dem Spiegel gegenüber in die Sophaecke.

Als sie beruhigt und melancholisch da saß, blickte Floriane vom Modejournal auf und sagte:

„Constance, ich muß Dir erklären, daß ich Dich unerhört einfältig finde."

Bei diesem Compliment richtete sich Constance ein wenig auf und erwiederte:

„Keine Impertinenz .... ich bitte recht sehr."

„Ich sage das zu Deinem Besten, Constance. Ich bin freilich noch sehr jung. Was aber die Ehe betrifft .... die habe ich studirt und gründlicher als die Botanik. Seit sechs Jahren lebe ich abwechselnd bei einer von unsern Schwestern, weil die Floriane

die jüngste und der allgemeine Liebling ist, den eine Jede gern bei sich haben und zu ihrer Bildung beitragen möchte. Unsere Schwestern sind aber vier junge Frauen, die vier sehr verschiedene Ehegatten haben. Mir hat die Natur die Gabe der Beobachtung verliehen, die sich durch den fortwährenden Wechsel meines Aufenthaltes und meiner Umgebung sehr geschärft hat. Ich habe nicht blos allerhand Künste und Wissenschaften betrieben, sondern mich in der großen Kunst geübt, wie man mit Männern umgehen müsse, denn ich bin nächstens sechszehn Jahr alt und da wird es Zeit an eine Vermählung zu denken. Aber warum starrst Du mich so an, Constance."

„Weil Du sprichst als wärst Du statt sechszehn — dreißig Jahr alt und weil ich mich erst daran gewöhnen muß eine so altkluge junge Schwester zu haben. Wir kennen uns ja erst einigermaßen seit vier Wochen .... seitdem Du hier bist."

„Das kommt von meinem Nomadenleben her! Du hast seit dem Tode der Mutter in Deiner schrecklichen Pariser Pension gesessen und bist regimentsweise gedrillt worden wie ein preußischer Soldat. Alles geschah auf Commando und automatenmäßig in Deiner Erziehungscaserne — deshalb bist Du ein Automat geblieben, wie Dein Mann vorhin Dich nannte. Ich aber habe Dank dem Himmel! eine

häusliche Erziehung bei unsern Schwestern genossen und sie hat mich klug und selbständig gemacht. So wie ich in ein Haus komme, suche ich mich mit allen Bewohnern desselben ganz allmälig auf den besten Fuß zu stellen — und dann thue ich, was ich will: Alle werden es charmant finden. Du, aus Deiner Casernenhaft entlassen, hast nicht einmal verstanden Dich mit Deinem Mann auf guten Fuß zu setzen. Kann man einfältiger sein, da man ja doch ein halbes Jahrhundert mit ihm leben muß!"

„Ich nicht, Floriane! ich werde jung sterben .... ich fürchte meinen Mann und kann ihn nicht leiden" .... seufzte Constance: dabei kann man unmöglich fünfzig Jahre leben."

„Du wirst Dich an ihn gewöhnen, Constance! Schön ist er nicht, auch nicht sehr angenehm, sondern trocken und kalt — er zählt ja auch schon seine Fünfzig. Allein er sucht Dir das Leben bequem zu machen und ist splendid. Dafür mußt Du ihm dankbar sein — nicht aber ihn langweilen. O wie schwer hat es Feodora und wie benimmt sie sich!"

„Sprich! wie benimmt sie sich?" fragte Constance so gespannt, daß sie ihren Blick vom Spiegel auf Floriane richtete.

„Unser guter Schwager in Wien ist über die Maßen eigenwillig und herrschbegierig," entgegnete Floriane, „und das ist natürlich sehr drückend für

Feodora, die auch ihren kleinen Willen hat. Das läßt sie sich aber nie merken. Ordnet ihr Mann irgend etwas an, bestimmt er dieses, verlangt er jenes: so läßt sie sich auf's Genaueste sagen, wie er es haben will — und dann führt sie es so aus, wie es ihr gefällt. Darauf geht sie zu ihrem Mann und spricht mit der größten Freundlichkeit: Jetzt ist es arrangirt! hab' ich es genau getroffen, wie du es wünschtest? du Schatz! du Engel! — Oder sie spricht: Schau'! ich hab' es nicht ganz genau so einrichten können, wie du es wünschtest. Es war dies und das dagegen und ich mußte es etwas anders machen .... was mich sehr verdrießt. Vielleicht billigst du es aber doch, du Schatz! du Engel! — Und durch diese Unterwürfigkeit, die ein Schild ihrer Freiheit ist, bringt Feodora es dahin, daß ihr Schatz und Engel, wenn auch anfangs etwas polternd oder murrend, Alles gut heißt, was sie thut. Feodora ist mein Ideal einer klugen Gattin und ich bin sehr froh, daß ich gerade bei ihr dies letzte Jahr verlebte."

„Und die übrigen Schwestern .... wie benehmen sie sich mit ihren Männern?" fragte Constance.

„Mignonne hat es sehr schwer: ihr Mann ist geizig. Stelle Dir die Qual vor in Paris, in der eleganten Gesellschaft, als Frau eines sehr reichen Mannes zu leben, der geizig ist! Mignonne macht

natürlich Schulden und da ihr Mann zum Glück sehr eitel ist — weil er für schön gilt — so weiß sie in günstigen Augenblicken dermaßen durch ihre Schmeicheleien ihn zu bezaubern, daß er ihre Schulden bezahlt; — dann kann sie neue machen."

„Und Hermione?"

„Hermione besiegt ihren Mann durch sprechen. Sie spricht so lange, so viel, so immerfort, so beständig dasselbe, daß er es endlich nicht mehr aushalten kann und ihr in der Sache nachgibt, die ihr am Herzen liegt. Dafür aber ist sie sehr gefällig gegen ihn, wenn eine Sache ihr gleichgültig und ihm wichtig ist. Zuletzt ist noch Adaly. Die hat es gut, denn ihr Mann vergöttert sie, trägt sie auf Händen und ist wie ein Bräutigam in sie verliebt. Aber auch Adaly ist klug und vorsichtig und widerspricht nie ihrem Mann, sucht nur ganz leise seinen Willen oder seine Ansicht oder was es sei, umzubiegen. So leben Deine vier Schwestern ganz vortrefflich in ihrer Ehe und es ist unerhört, daß eine Illinger, die einen reichen Mann hat, sich nicht in ihn zu schicken weiß."

„Keine meiner Schwestern hat bei siebzehn Jahren einen Fünfziger heirathen müssen!" seufzte Constance.

„Das ist freilich hart und ich würde mich schwer dazu entschließen," versetzte Floriane; „allein es ist

nun einmal geschehen, also ergib Dich darein und mache Dich nicht geflissentlich elend — und häßlich."

„Häßlich!" rief Constance dermaßen entsetzt, daß sie sich aus der Sophaecke erhob und vor den Spiegel hinstellte.

„Ueble Laune gibt dem Munde, besonders der Unterlippe, mit der Zeit den Ausdruck von mürrischer Schlaffheit und Thränen röthen die Augenlider: dies hat mir Feodora gesagt, als ich sie einmal sehr bewunderte, daß sie bei Zornausbrüchen ihres heftigen Mannes so freundlich bleibe, nie weine und nie übler Laune sei. Und ich will nicht häßlich werden, setzte sie hinzu, denn Schönheit ist eine herrliche Naturgabe für eine Frau."

„Und ich bin doch gewiß schön," sagte Constance vor ihrem Spiegelbilde.

„Das bist Du — folglich bist Du doppelt strafbar, wenn Du Dich Deinem Mann unerträglich machst," versetzte Floriane entschieden.

Ein Diener unterbrach das Gespräch, indem er seiner Herrin auf silbernem Teller einen Brief darreichte. Constance erbrach gleichgültig das Schreiben und las:

„Ich bitte Dich, liebe Constance, den Grafen „Dagobert von Wianden als den besten, den liebens„würdigsten, den intimsten Freund Deines Bruders „zu empfangen und ihm, während seines Aufent-

„haltes in London, Dein Haus so angenehm zu „machen, wie das Haus seiner Eltern mir im Lauf „des Sommers war. Maximilian."

„Hat ein Diener diesen Brief gebracht?" fragte Constance.

„Der Herr ist vorgefahren."

„Ich lasse ihn bitten sich herein zu bemühen."

„Wer ist es?" fragte Floriane.

„Ein deutscher Graf! da, lies!" entgegnete Constance und warf der Schwester den Brief zu: „Wenn Du hörst, daß unser Gespräch schläfrig wird, so komm' herein," setzte sie hinzu, indem sie die Portieren zurückschlug, und ihr Empfangzimmer betrat.

„Behüte der Himmel! für die Rolle bin ich zu gut!" rief Floriane lachend, las Maximilian's Schreiben, setzte sich mit dem neuesten französischen Roman, den sie auf dem Büchertisch fand, an den Camin und vertiefte sich in die Lectüre.

Dies schöne junge Mädchen hatte von der Jugend nur die liebliche äußere Hülle. In verkehrter Erziehung oder richtiger — ohne Erziehung war sie aufgewachsen, als ein Spielzeug, eine Unterhaltung für ihre Schwestern, jetzt in Wien, dann in Paris, dann in Berlin, zuletzt wieder in Wien. An Unterricht hatte es ihr nicht gefehlt, und bei ihrer leichten Fassungskraft und ihrem guten Gedächtniß hatte sie viel und mit Interesse gelernt. Ihre Schwestern

waren entzückt von dem kleinen schönen und klugen Geschöpf, verzogen und verwöhnten es und dachten nicht an Bildung des Charakters. Floriane kam alle Paar Jahre in ein anderes Land und ein anderes Haus, in andere Umgebungen und unter andere Einflüsse. Instinktmäßig, um nicht im Strom der wechselnden Elemente unterzugehen, denen sie ausgesetzt war, sammelte sie sich in ihrer Eigenart und wurde eine gründliche Egoistin, ganz bereit sich zu schmiegen und zu biegen, aber nie ein edles Opfer zu bringen, um ihre Zwecke zu verfolgen und ihre Ziele zu erreichen. Ihr Ziel war übrigens kein anderes als das eines jeden Menschenkindes: sie wollte glücklich werden. Was sie darunter verstand war ihr selbst nicht klar — ungefähr auch wie den meisten Sterblichen. Nur Eines stand fest in ihr: nie einen Banquier zu heirathen. Wenn man einen Vater, einen Bruder und fünf Schwäger Banquiers hat — die Vettern und Oheime sind unzählbar! — so kennt man die Species und das ist langweilig, sprach sie zu sich selbst: es wird in dem weitläufigen Europa doch noch andere reiche Leute geben, als diese ewigen Banquiers .... und wenn nicht in Europa — in Amerika gewiß. — Da Niemand ihre Lectüre überwachte, so las sie alle Romane, die ihre Schwestern lasen und lernte die Sprache und die Irrwege der Leidenschaften früher kennen als sie dieselben empfand.

So und so muß man folglich sprechen, so und so sich benehmen, wenn man in diesem Fall oder in jener Situation Eindruck machen will: das war die Frucht ihrer psychologischen Studien. Da sie aber klug war, so brachte sie nicht diese Studien zu plötzlicher ungeschickter Anwendung, sondern speicherte sie in sich auf und vermehrte diesen Schatz durch fortgesetzte Lectüre, Beobachtung und Nachdenken. Woran hätte sie auch sonst noch denken können? Sie kannte kein höheres Streben als das: von Welt und Menschen möglichst viel zu empfangen und ihnen möglichst wenig zu geben. Ein Vorbild sittlicher Vollkommenheit hatte sie nicht, folglich hatte sie auch kein Verlangen nach ihrer eigenen Vervollkommnung. Was sie in Büchern davon las berührte sie nicht; es war ihr allzu fremd, denn ihr Herz hatte nie für etwas Höheres geschlagen. „In den Geschichtswerken," so pflegte sie zu sagen, „lese ich nie die Beschreibung von Schlachten und in Romanen nie die Kämpfe um Ideale; beides ist mir langweilig, weil es außerhalb meiner Sphäre liegt. Und meine Sphäre ist die Praxis des Lebens." — Ihre Schwester Feodora, die unterwürfigste aller Gattinnen, hatte ihr gesagt:

„Floriane, es ist Deine Bestimmung Dich zu vermählen und Deinen Mann mit Grazie zu beherrschen .... aber mit der größten Grazie, Kind."

Mignonne hatte gesagt, indem sie ihre unbezahlten Rechnungen bei Seite legte:

„Floriane, wenn Du verheirathet sein wirst, so studire recht genau Deinen Mann und findest Du Fehler und Schwächen an ihm, so erzürne Dich nicht, sondern benutze sie zu Deinem Besten .... das wird auch sein Bestes sein.“

Hermione, die redefertige, hatte gesagt:

„Floriane! willst Du in Dingen, welche Dir wichtig sind, Deinen Willen durchsetzen, so mußt Du auch den Deines Mannes respectiren, mein Kind; d. h. scheint ihm eine Sache am Herzen zu liegen, die Dir gleichgültig ist — und sei sie noch so verkehrt, noch so albern, noch so lächerlich: so mache ihm nicht die mindeste Bemerkung darüber, sondern lass' sie geschehen. Fällt sie gut aus, so ist es eben gut. Fällt sie nicht gut aus, so läßt er Dir in Deinen Angelegenheiten um so eher freie Hand.“

Adaly hatte gesagt:

„Floriane, erhalte Deinen Mann verliebt. Das ist die Hauptsache! Bist Du dereinst vermählt, so werde ich Dir einige gute Rathschläge in dieser Beziehung geben. Jetzt nützen sie Dir noch nicht.“

Bei der fünften Schwester stand die Sache anders. Constance war nicht im Stande Lehren zu geben; Floriane gab sie ihr.

Inzwischen führte Dagobert mit Constance die

gewöhnliche langweilige Unterhaltung des ersten Besuchs. Constance beklagte ihn, gerade jetzt in der „dead season“, wo keine Seele in der Stadt, Alles auf dem Lande oder im Ausland auf Reisen sei — London zu besuchen.

„Ich bin nur auf der Durchreise hier,“ versetzte Dagobert: „ich gehe zu meinem Schwager auf's Land in Dorsetshire und werde zur Eröffnung des Parlamentes zurückkehren und länger bleiben.“

„Also auch Sie gehen auf's Land!.... natürlich!“ seufzte Constance: „das Schloßleben in England wird in allen englischen Romanen so reizend beschrieben, daß man ein Sonderling sein muß, wie Herr Frymar es ist, um es langweilig zu finden.“

„Kennen Sie es denn nur aus englischen Romanen?“ fragte Dagobert lächelnd.

„Gewiß! wie könnte ich anders. Seit dem Mai bin ich erst verheirathet und bis vier Wochen vor meiner Vermählung war ich in einer Erziehungsanstalt, denn ich war kaum siebzehn Jahr alt. Im Frühling und Sommer, während der season, ist es reizend in London, ein wahrer Freudentumult.... Sie werden ihn erleben. Schade, daß er so kurz ist. Im August wird es schon stiller, im September still, im Oktober — todt! im November — begraben!!“

„Das klingt ja sehr tragisch!“ rief Dagobert:

„aber ich versichere, daß dieses Ihr Grab mir einen sehr freundlichen Eindruck macht."

„Nun ja .... das Alles ist bequem und geschmackvoll .... wir sind ja reich! aber Tische und Stühle sind keine Gesellschaft und alle Leute von gutem Ton sind jetzt auf dem Lande; — nur wir nicht! mein Mann mag weder jagen, noch fischen, noch reiten, noch tanzen, noch crocket spielen, noch irgend etwas von dem, was so unterhaltend in den allerliebsten Romanen beschrieben wird. Er sagt, er habe genug an der season. Da ich unmöglich während der dead season in London bleiben kann — denn das wäre allzu spießbürgerlich! — so sitze ich denn hier in unserm Landhause und langweile mich grenzenlos, während Herr Frymar täglich um zwei Uhr in die Stadt fährt, um seine Geschäfte zu besorgen oder zu überwachen. Mein einziges Vergnügen besteht darin, mit ein Paar wunderniedlichen isabellfarbenen Ponies meine Schwester Floriane spazieren zu fahren."

„Ist sie hier, die kleine Floriane?" fragte Dagobert.

„Die kleine Floriane?" wiederholte Constance.

„Ja, Ihre jüngste Schwester, das Kind, von dem Maximilian mit großer Theilnahme sprach."

Constance stand auf, schlug den Thürvorhang zurück und sprach lachend in ihr Zimmer hinein:

„Floriane, denke Dir, daß Maximilian von Dir gesprochen hat, wie von einem kleinen Kinde."

„Von mir? .... zu wem?" rief Floriane empört.

„Zu seinem Freunde, Graf Wianden," versetzte Constance, während Floriane schon neben ihr im Empfangzimmer stand, um durch ihre Erscheinung gegen männiglich zu behaupten, daß sie des Verbrechens nicht mehr schuldig sei, welches man ihr zur Last legen wollte.

Dagobert war ganz geblendet von dieser seltenen, ja seltsamen Schönheit, die ihm bei Constance weniger auffallend schien wegen ihres matten, geistlosen Ausdrucks und ihrer kleinen gedrungenen Gestalt; und als Floriane so plötzlich vor ihm erschien, dachte er unwillkürlich: Nein! du bist eine schöne böse Fee und kein Kind.

„O wie hat Maximilian Sie verleumdet, mein Fräulein!" rief er begütigend.

„Ich will nicht für etwas gelten, was ich nicht bin und nicht sein mag," erwiederte Floriane: „die Kindheit ist langweilig."

„Das Leben ist langweilig," setzte Constance hinzu.

„In einigen Monaten wird es schon wieder unterhaltend werden," sagte Dagobert tröstend: „und es ist sehr grausam von Ihnen eine so schlechte Meinung vom späteren Leben vor Fräulein Floriane zu äußern,

da diese bereits die Kindheit langweilig findet, in welcher man doch kaum Zeit zur Langweile hat."

„Haben Sie sich in Ihrer Kindheit sehr amüsirt?" fragte Floriane.

„Das ist nicht das Wort; — aber ich lebte entweder fröhlich in der Gegenwart oder, wenn ich für den Augenblick, nach Kinderart mit ihr zerfallen war, fröhlich in Plänen, Wünschen und Hoffnungen, die ich sämmtlich für leicht erfüllbar hielt."

„Ist das auch jetzt noch der Fall?" fragte Floriane.

„Je nachdem sie sind! Bei manchen Wünschen, eigenen und fremden, fällt mir jener verzauberte Baum ein, dessen Früchte kaum reif waren, als sie sich in Vögel verwandelten, die von dannen flogen."

„Allerliebst!" rief Floriane.

„Das verstehe ich nicht!" sagte Constance ganz schwerfällig.

„Kaum sind unsere Wünsche erfüllt, unsere Pläne ausgeführt, so freuen sie uns nicht mehr," erläuterte Dagobert.

„Und mein Mann! der mir vorschlug, den Plan zur Anlage eines Hühnerhofes zu machen!" sagte Constance höchst ernsthaft: „die Anlage würde buchstäblich davon fliegen."

„Doch nicht!" sagte Floriane ebenso ernsthaft: „der berühmte Hühnerhof der Königin Victoria in

Windsor und der unberühmte, aber eben so groß-artige unserer Schwester Feodora in Hietzing bestehen beide seit Jahren in aller Schönheit."

Wohin bin ich gerathen? sprach Dagobert zu sich selbst; sind denn diese beiden schönen Geschöpfe die eine eben so albern wie die andere?

Da lachte Floriane hellauf und sagte:

„Erzählen Sie uns etwas von Maximilian; — wir wollen die Hühner bei ihres Gleichen lassen und bei unsers Gleichen bleiben! Wo und wann sahen Sie ihn zuletzt? ich sah ihn seit anderthalb Jahren nicht."

Dagobert erzählte von Maximilians Aufenthalt in Bachheim, von den musikalischen Abenden, von dem traulichen Leben bei seinen Eltern.

„Hatten Sie immer recht viel Besuch, recht viel Zuhörer bei Ihren Concerten?" fragte Constance mit unterdrücktem Gähnen.

„Gelegentlich kam ein Besuch, sei es ein Nach-bar meiner Eltern, sei es Jemand, der die Bäder der Umgegend brauchte; aber ein beständiger geselliger Verkehr, ein stetes wechselndes Gehen und Kommen findet bei uns nicht statt. Mein Vater ist ein Greis und hat keine Freude an geräuschvollem Umgang."

„Dann ist aber das Landleben sehr monoton und nicht so wie unsere Romane es beschreiben," entgeg-

nete Constance; „dann muß Ihr Vaterhaus etwas Aehnlichkeit mit diesem Hause haben."

„Nicht die mindeste! dort die größte Einfachheit, hier der größte Luxus."

„Unser Haus in der Stadt ist viel prächtiger, viel luxuriöser."

„Zuweilen ist in der Elegance, wie ich sie hier sehe, mehr Luxus als in der Pracht."

„Meinen Sie?" sagte Constance zerstreut.

Sobald sie ein Wort hörte, das sich über den unbestrittenen Satz: Zweimalzwei macht Vier erhob — so wußte sie nichts zu erwiedern.

„Man muß sich sehr zufrieden in seinem Familienkreise fühlen, um das Leben, wie Sie es eben beschrieben haben, auf die Dauer zu führen," nahm Floriane das Wort.

„Auf die Dauer würde ich es mir nicht wünschen — wenigstens jetzt noch nicht," versetzte Dagobert: „mein Vater war über fünfzig Jahr alt und hatte halb Europa gesehen, als er sich auf sein Landgut zurückzog."

„Und was man thut, wenn man über fünfzig Jahr alt ist," rief Floriane, „das ist ganz gleichgültig! das gilt nicht mehr für Leben."

„Diese Aeußerung legt Zeugniß für Ihre Jugend ab, mein Fräulein!" erwiederte Dagobert und gleichzeitig rief Constance:

„Nein, Floriane! das verbitte ich mir! Herr Frymar hat mich geheirathet als er zweiundfünfzig Jahre zählte; aber unsere Ehe gilt."

„Gute Constance!" entgegnete Floriane mitleidig, „es ist mir nicht eingefallen zu sagen: gilt nicht für Ehe. Ich habe gesagt: gilt nicht für Leben."

„Aha!" versetzte Constance, als ob sie jetzt den Unterschied verstehe.

Dagobert stand auf. Constance fragte:

„Würden Sie wohl einmal bei uns speisen, Herr Graf? Es ist freilich nicht die Saison der Diner's" . . . . —

„Aber auch nicht die des Verhungerns!" rief Floriane lachend: „essen muß man allzeit, sogar in der dead season."

„Dieser Ansicht stimme ich bei," sagte Dagobert in demselben Ton, „und auf ein feierliches Diner macht ohnehin der Freund Maximilians keinen Anspruch in diesem Hause."

„Oh . . . Herr Graf! . . . oh!" sagte Constance verbindlich. — —

Wie schön und wie einfältig! dachte Dagobert, als er wieder im Wagen saß. Und diese Floriane! wie schön und . . . . nicht einfältig! . . . . Allein sie ist doch bei Weitem nicht so schön wie Wendeline. — —

Als die Schwestern den Salon verließen, trat Constance sogleich vor ihren Spiegel, zupfte an ihren Spitzen, ihren Schleifen, wendete den zierlichen Hals zur Rechten und zur Linken und sagte:

„Floriane, Du weißt Dich gar nicht zu benehmen, Du sprichst immer mit spitzen Worten“ . . . . —

„Und Du immer mit stumpfen; so gleicht sich das aus, Du Schatz! Du Engel!“ rief Floriane lachend, nahm das Buch worin sie vorhin gelesen hatte und lief hinweg.

Nachdem der Spiegel sie überzeugte, daß sie noch immer dieselbe schöne Constance im Morgenkleid von lilafarbenem Tafft mit Spitzen sei, begab sie sich an den Büchertisch und begann zu suchen und zu blättern. Endlich gelangte sie zur Gewißheit. Schau', die Floriane! just das Buch hat sie sich herausgesucht, das ich für mich ganz unten hingelegt hatte, weil es kein Buch für sie ist! sprach Constance zu sich selbst: nun muß ich den zweiten Theil zuerst lesen. Es ist auch einerlei . . . . ich weiß im Voraus jeden Roman auswendig, denn das Ende vom Liede ist immer: sie heirathen; — oder sie heirathen nicht. Das ist der Inhalt eines jeden Roman's . . . . und da ich das so genau weiß, müßte ich eigentlich einen

Roman schreiben können — .... wenn ich nur den Anfang wüßte.

Am andern Tage kam Herr Frymar zu Dagobert und lud ihn ein in Chiswick zu speisen, so oft es ihm genehm sei; er werde täglich sein Couvert dort finden. Dagobert dankte verbindlich mit dem Vorsatz möglichst wenig Gebrauch von der Einladung zu machen; allein er führte ihn nicht aus. Er fand keine einzige der Personen in London, an die er Empfehlungsschreiben hatte; — es war Niemand da, von dem er sich in einen eleganten Club hätte einführen lassen können; — die großen Theater hatten ihren ersten Mitgliedern Urlaub gegeben; — die Novembernebel machten den Besuch der Museen illusorisch; er nahm das in Augenschein, was unabhängig von der Geselligkeit und von der Jahreszeit Interesse darbietet: Westminster und den Tower, die Docks und die Kuppel von St. Paul, die Bank und die Börse — und war ganz froh, Abends in Chiswick zu speisen, da er in Herrn Frymar einen verständigen Mann fand, der sein England gut kannte. Bei den ernsten Gesprächen der beiden Männer verhielt sich Constance im Halbschlaf, während Floriane aufmerksam zuhörte. Das was sie nicht verstand, ließ sie sich am nächsten Morgen während des Früh-

stücks von ihrem Schwager erklären; Constance blieb auch dabei ganz theilnahmlos. Dagobert fand es aber angenehm zwischen Herrn Frymar's unschönen plumpen Angesicht und der schläfrigen Schönheit seiner Frau, dem klugen Blick und dem denkenden Ausdruck Florianen's zu begegnen, die in ihrem verständigen Schweigen ungemein anziehend war, wegen des Contrastes mit ihrer Jugend und ihrer Lebhaftigkeit. Sie hatte schnell bemerkt, daß eben dies weit mehr Eindruck auf Dagobert mache als ihr Gespräch, und da er ein eleganter, angenehmer junger Mann, sehr vornehm in Haltung und Manieren war, so verstand es sich von selbst für Floriane, daß sie ihm einen möglichst guten Eindruck zu machen wünschte. Sie hätte zuweilen wohl eine etwas weniger ernste Unterhaltung gewünscht; — aber ich lerne doch Manches dabei, dachte sie im Stillen: und man muß immer zurückhaltend sein, in keiner Weise sich aufdrängen, sich breit machen. Ich weiß nicht ob ich die gute Lehre gehört, gelesen oder erfunden habe: Man muß sich biegen und schmiegen lernen; denn wer sich selbst beherrscht — der beherrscht die Welt.

Als Dagobert nach vierzehn Tagen Abschied in Chiswick nahm, um zu seinem Schwager zu gehen, staunte er über die Veränderung, die in-

zwischen mit Floriane vorgegangen war. Schöne böse Fee hatte er sie genannt, als er zum Erstenmal sie sah. Schöne kluge Fee! nannte er sie jetzt. Er bemerkte nicht, daß die Veränderung nicht mit ihr — sondern mit ihm vorgegangen sei.

Das Schloß am Meer.

In Woodrich Castle fand Dagobert es fast eben so still als in Chiswick, nur in anderer Weise. Graf Sierra Blanca erholte sich mühsam von einer Lungenentzündung, die tödtlich zu werden drohte und deren Folgen es sein konnten — und Claudia betrieb in aller Stille mit größtem Eifer alle Vorbereitungen zur Abreise. Die Aerzte hatten nämlich erklärt, Graf Sierra Blanca müsse einige Jahre auf südlichen Meeren unter ganz weichen Himmelsstrichen zubringen, nach Westindien reisen, nach Brasilien und über Madeira heimkehren, wenn die krankhafte Anlage überwunden sei! Dann könne er noch lange Jahre in kräftiger Gesundheit leben. Reiche Leute haben in Krankheit den Vortheil, daß die Aerzte unerschöpflich sind in guten Rathschlägen, um sie aus der Heimath zu entfernen und ihnen die Veränderung als eine Hoffnung vorzustellen. Uebrigens hielt Niemand den Zustand des Grafen für hoffnungslos. Er zählte kaum sechsundvierzig

Jahre, hatte von jeher eine vortreffliche Gesundheit gehabt und dies war nur eine heftige Erkältung, welche sich auf das zarte Organ der Lungen geworfen hatte, als er bei Sturm und Regen einen scharfen Jagdritt machte.

Weder für ihn noch für Claudia hatte die Aussicht auf eine lange Seereise etwas Erschreckendes. Gewiß! der Aufenthalt in Woodrich Castle und in London wäre ihnen unter andern Umständen angenehmer gewesen; aber es war dem Grafen viel lieber in See — als nach Neapel oder Nizza zu gehen und dort von dem Treiben der Welt belästigt zu werden; und Claudia, die ihn mit jugendlicher Zärtlichkeit liebte, wäre bereitwillig mit ihm und ihren Kindern zum Nord- oder Südpol gereist. Nur der Gedanke an die lange Trennung von ihrem alten Vater betrübte sie. Tieftraurig war nur Wendeline; allein sie hatte es für eine große selbstsüchtige Schwachheit gehalten ihren Schmerz zu äußern, da es sich um eine Maßregel für die Gesundheit ihres Vaters handelte, an den sie sich mehr und mehr anschloß. Aber diese furchtbar lange, weite Trennung von Bachheim, von Deutschland, von Europa krampfte ihr Herz zusammen. Junge Menschen von tiefer Empfindung haben zuweilen diese grenzenlose und namenlose Liebe für die Heimat, die freilich im Jahrhundert der Eisenbahnen,

welche schon das Wiegenkind in fremde Regionen führt, immer seltener werden muß. Für Wendeline war und blieb die Heimat, Bachheim.

Als sie Dagobert wiedersah füllte sich ihr Auge mit Thränen.

„Wendeline, warum weinen Sie!“ rief er bestürzt: „sind Sie in Sorgen um Ihren Vater?“

„Mir ist das Herz schwer,“ erwiederte sie.

Dagobert suchte sie zu zerstreuen, sprach von der großen interessanten Reise nach einem anderen Welttheil. Sie unterbrach ihn:

„Ach, dafür habe ich gar keinen Sinn! ich bin gar keine Cosmopolitin! Ein häusliches Leben — das ist mein Leben! da fühle ich mich heimisch, da kenne ich meine Pflichten, da habe ich meine Freuden.“

„Unterhalten Sie sich nicht in der Gesellschaft?“

„Ich kenne sie zu wenig. Was ich in Biarritz davon sah, kam mir schauspielerisch vor; und hier, wo es mir ungemein gefällt, hatten meine Eltern erst eben angefangen Menschen zu sehen und einzuladen, als mein Vater erkrankte — und in Folge davon schickt man uns jetzt auf das weite Weltmeer hinaus.“

„Ich wollte, daß ich Sie begleiten könnte, Wendeline! mich würde es sehr anziehen ganz fremde Völker und Länder zu sehen und ich würde Ihnen

so viel davon erzählen, bis Sie sich auch dafür in=
.teressirten."

„Das wäre denn freilich etwas Anderes!" sagte sie lebhaft: „doch daran ist ja gar nicht zu denken und es mögen abermals vier Jahre vergehen, bis wir wieder in Bachheim zusammenkommen — wenn der Großvater dann noch lebt! Lebt er aber nicht mehr, so sind Sie Herr zu Bachheim, und ob meine Eltern dann noch sich dort aufhalten werden — wer weiß das! Sie lassen sich gewiß nicht dort nieder."

„Gewiß nicht!" betheuerte er: „ich muß in der Welt meinen Weg machen."

„Die Welt! ja, was ist denn das: die Welt, daß sie für Viele einen solchen Zauber hat?" fragte Wendeline sinnend.

„Das ist leichter zu fragen, als zu beantworten!" rief Dagobert: „die Welt ist das Gesammtbild der Zeit, in welcher der Mensch lebt. Die Welt stellt alle geistigen, sittlichen, politischen, gesellschaftlichen Strömungen und Bestrebungen dar, welche in der Zeit lebendig sind. Zugleich ist sie auch die Arena, in welcher die Vertreter jener Bestrebungen, also viele Millionen Menschen, einen Wettlauf halten, um ihr Ziel zu erreichen. Ehrgeiz, Vergnügungs=sucht, Golddurst, Herrschbegier, sind das Ziel und der Sporn der großen Masse; die kleinere behält

das Ziel der Pflichterfüllung im Auge und läßt sich nicht von dem allgemeinen Tumult betäuben, wenn sie ihn auch mitmacht. Sie will dem Nebenmenschen nützlich sein, will dem Recht und der Ordnung dienen, will edle Gedanken verbreiten und pflegen, will den Sinn wach halten für höhere Interessen als die des Vergnügens, will die öffentlichen Verhältnisse und die allgemeinen Zustände in einer Weise lenken und überwachen, welche den Staaten zum Heil und den Nationen zum Segen wird. Das Alles und noch viel mehr ist die Welt, und wer in ihr wirken will, muß sie kennen. Dann umschließt sie noch ein Etwas, das man die große Welt nennt, und das ist der gesellschaftliche Verkehr derjenigen Menschen, die durch Rang und Stand, durch Vermögen, Einfluß, Genie, Talente, großen Namen, eine hervorragende Stellung einnehmen, und den Ton der geselligen Beziehungen für diejenigen angeben, die sich ihren Kreisen nähern. Und auch diese große Welt muß man kennen, weil sie die Spitze, der Gipfel ist, welche die Weltzeit hervortreibt."

„Haben Sie die Seelenstärke, Dagobert, um durch dieses Labyrinth von Leidenschaften und Bestrebungen sich zu winden, ohne Ihr Ziel aus den Augen zu verlieren, den höheren Interessen der Menschheit zu nützen und zu dienen?" fragte Wendeline, die

ihm sehr aufmerksam zugehört hatte, mit tiefem Ernst.

„Ich muß sie gewinnen! gerade in diesem Kampf bildet sich der Charakter, erhalten die Ueberzeugungen ihre Festigkeit."

„Oder gehen sie zu Grunde," setzte Wendeline hinzu.

Er schwieg, weil ihm unwillkürlich Ulmer einfiel, welcher in dem Stück Welt, das sein Lebensschifflein zu durchsegeln hatte, elend an Klippen gescheitert war; — und weil ihm andere junge Leute einfielen, die ebenso gefährlich schifften, denn sie nannten ihren Unglauben — geistigen Fortschritt und die sittliche Verblendung, die er unausweichlich nach sich zieht — freiere Erkenntniß. Ich aber halte meinen Glauben fest! sprach er beruhigend zu sich selbst: und damit behalte ich den Ariadnesfaden in der Hand, der mich aus jedem Labyrinth sicher zurückführt. — An diesen Gedanken klammerte er sich an.

Er war vor seiner Abreise bei Herrn Illinger sen. gewesen und hatte mit demselben seine finanzielle Lage besprochen. Dadurch erfuhr Herr Illinger, daß Bachheim ganz schuldenfrei und mit keiner Hypothek belastet sei. Bachheim grenzte an Hellau, hätte eine schöne Abrundung des Besitzes abgegeben und dadurch die Verwaltungskosten für Hellau gemindert; Herr Illinger behielt den Ankauf von

Bachheim im Auge. Er hatte zu Dagobert gesagt:

„Es ist wahrhaft bewunderungswürdig, Herr Graf, daß Sie bei der Aussicht auf ein so hübsches, schuldenfreies Gut, pünktlich Ihr Budget inne zu halten suchen, das für einen jungen Herrn Ihres Namens und in Ihren Verhältnissen — knapp zu nennen ist. Maximilian braucht dreimal so viel."

„Maximilian hat einen reichen Vater," versetzte Dagobert: „der meine ist es nicht."

„Wie!" rief Herr Illinger entrüstet: „er hat ein schuldenfreies Gut, das circa einmalhunderttausend Gulden werth ist und aus dem man, wenn man es parcellirt, wenigstens das Doppelte durch Verkauf herausbringt — und ein solcher sicherer und freier Besitz soll kein Reichthum sein! . . . . So sind die jungen Herren! Millionen! Millionen! nur Millionäre sind reiche Leute! sprechen sie."

„Auf jeden Fall sind Sie reicher als mein Vater, Herr Illinger."

„Ob ich jedem meiner sieben Kinder ein Vermögen von zweimalhunderttausend Gulden hinterlassen werde, ist fraglich, Herr Graf."

„Sie taxiren Bachheim noch einmal so hoch als es werth ist, Herr Illinger."

„Nicht doch! die Parcellirung ergibt immer das Doppelte."

„Ich denke aber nicht daran das uralte Familiengut nach dem Ableben meines Vaters weder im Ganzen noch in Parcellen zu verkaufen, Herr Illinger."

„Begreiflich, Herr Graf! sehr begreiflich!" sagte Herr Illinger lächelnd: „Sie müssen mir aber schon erlauben den reellen Werth des Grund und Bodens in's Auge zu fassen, wenn auch bei der gegenwärtigen, gewiß sehr patriarchalischen Verwaltung Bachheims, der Ertrag nur den Werth eines Capitals von hunderttausend Gulden repräsentirt."

Dagobert war ungemein erfreut über diese Erklärung, doch ohne es zu äußern. Allein Herr Illinger bemerkte es dennoch und war seinerseits erfreut. Dann fragte Dagobert, ob man mit einigen tausend Gulden Speculationen unternehmen könne.

„Gewiß! und sehr rentable!" rief Herr Illinger mit Eifer.

„Ich bitte, wie fängt man das an?" fragte Dagobert gespannt.

„Man eröffnet ein Tabaksgeschäft; der Cigarrenhandel ist in Flor wie kein anderer."

„Sie mißverstehen mich, Herr Illinger!" unterbrach ihn Dagobert: „ich meinte Speculation in Staatspapieren, in Eisenbahn- oder Bankactien."

„Allerdings, Herr Graf! wer es versteht kann

mit tausend Gulden unter günstigen Conjuncturen glücklich speculiren. Soll Ihre Frage aber den Sinn haben, daß Sie speculiren möchten, so kann ich dazu nicht rathen; denn Sie müßten sich doch immer auf einen Banquier oder Geschäftsmann verlassen, dem Sie Ihr unbedingtes Vertrauen schenken — und das hat in Geldsachen seine Bedenken, denn wenn ein solcher Mann unglücklich speculirt, was auch dem feinsten begegnen kann: so werden Sie ihn als den Urheber Ihres Verlustes betrachten. Die eigentliche Speculation, den Handel mit Werthpapieren, muß man persönlich betreiben und Glück und Unglück auf die eigene Kappe nehmen. Wer das mit gutem Erfolg thun will, muß sich aber dem Geschäft widmen — ausgenommen den Fall, daß er Staatsminister oder Minister des Auswärtigen sei. Ist er das, so lenkt er die Geschicke der Nationen und spielt nebenbei mit brillantem Erfolg an der Börse. Haben Sie es dereinst so weit gebracht, dann dürfen Sie getrost Ihre Speculationen machen."

Dagobert kam endlich mit Herrn Illinger dahin überein, daß er das Capital, welches sein Vater ihm bei seiner Abreise übergeben hatte, dem Banquier einzahlte und sich von demselben einen Creditbrief geben ließ, der auf die Hälfte der Summe lautete; die andere Hälfte sollte mit zwei Prozent verzinst werden. Dagobert fand das sehr niedrig. Herr Illinger

zuckte die Achseln und versicherte, er könne das Geld nicht höher verwerthen, da er es ja jeden Augenblick zu Dagoberts Verfügung halten müsse.

„Jeden Augenblick! Herr Illinger, was fällt Ihnen ein!“ rief Dagobert: „mit meinem Creditbrief hoffe ich ein Paar Jahre auszureichen.“

„Desto besser für Sie, Herr Graf! allein Sie hoffen es nur; folglich bleibt mein Risico dasselbe.“

Dagobert mußte sich mit dieser Einrichtung zufrieden geben. Er nahm sich fest vor bei seinem Entschluß zu bleiben und sein Capital auf die nächsten sechs Jahre zu vertheilen. Dann freilich müsse ihm eine Anstellung mit einem anständigen Gehalt zu Theil geworden sein. Aber in sechs Jahren konnte Manches vorfallen, was seine pecuniäre Lage verbesserte, z. B. eine reiche Heirath. Diese lag ihm beständig im Sinn, doch nie so, daß er sie mit einem gleichgültigen Herzen, nur um des Vermögens willen, hätte schließen mögen. Ueberdachte er die Reihe der jungen Mädchen seiner Bekanntschaft, so fand er von Mimi Hellstätt bis auf Floriane Illinger nicht eine einzige, mit welcher er sich getraut hätte die Wanderung durch's Leben anzutreten, ausgenommen mit der einen — mit Wendeline. Claudia fragte ihn einmal im vertraulichen Zwiegespräch, ob sein Herz ganz ungerührt geblieben — da es in seinem Alter gewöhnlich sehr empfänglich sei.

„Bis jetzt habe ich es nie weiter als zu einem flüchtigen Wohlgefallen gebracht," entgegnete Dagobert: „und das mag zum Theil seinen Grund darin haben, daß mir die Rechte noch nicht begegnete; zum Theil rührt es daher, daß ich mich nicht kopflos verlieben, mich keiner blinden Leidenschaft hingeben will."

„Ein sehr guter Vorsatz!" rief Claudia.

„Es werden Jahre verstreichen bevor ich an die Ehe denken kann. Dann bin ich hoffentlich meiner selbst sicher genug, um eine Wahl zu treffen, die mein Herz befriedigt und meinen Wünschen bezüglich des Vermögens entspricht."

„Reiche Heirathen sind doch nicht etwas ganz Gewöhnliches, das sich nach Belieben erreichen läßt," erwiederte Claudia; „besonders dann nicht, wenn auch das Herz seine Befriedigung begehrt und wenn die Verhältnisse — ich meine Stand und Name, passen sollen."

„Auf das Letztere lege ich geringen Werth. Ein reiner Stammbaum ist heutzutage ohne den mindesten Einfluß auf meine Stellung in der Welt. Ja, hier in England fragt Niemand nach zweiunddreißig oder sechszehn Ahnen, und hier ist doch noch eine Aristokratie alter vornehmer, d. h. historischer Familien, die durch die Pairie eine Körperschaft bildet und politisches Gewicht und Ansehen hat. Das

deutsche sechszehn-Ahnen-Wesen zerbröckelt, und ich will es wahrlich nicht für meine Person zusammenkleistern."

„Wenn das unser Vater hörte, Dagobert!"

„Ich rede in seiner Gegenwart nie über diesen Punkt, denn ich will nicht den Greis betrüben; allein ebensowenig kann und will ich meine Ansicht ändern. Doch sage mir, Claudia und vergib mir die Frage — hat Wendeline ein bedeutendes Vermögen zu erwarten?"

„Ich glaube — ja; denn ihr Vater hat sie legitimiren lassen," versetzte Claudia beklommen wie immer, wenn eine Erinnerung an Wendelinens Herkunft auftauchte.

„Denn Du mußt wissen, Claudia," fuhr er fort, „daß Wendeline ein Mädchen ist, dem ich mein Lebensglück anvertrauen und das ich lieben könnte, wenn" . . . . —

„Wenn sie Dich liebte," ergänzte Claudia.

„Das auch . . . . aber Du kennst meine zweite Bedingung."

„So jung und schon so berechnend, Dagobert!"

„Vergib mir! ich muß es ja sein, Claudia, denn ich bin arm und bin in Verhältnisse gestellt und für sie gebildet, die mich zwingen mit reichen Leuten auf gleichem Fuß zu leben. Ich muß in

der Gegenwart rechnen und für die Zukunft berechnen."

„Verrechne Dich nur nicht, Dagobert," sagte Claudia ernst: „was Wendelinens Charakter betrifft, so siehst Du richtig, denn sie ist treu und zuverlässig. Was ihr Vermögen betrifft, so weiß ich nur, daß mein Mann ihr ein bedeutendes Erbe und eine glänzende Mitgift zudenkt."

„Und was meinst Du, Claudia? wie würde unser Vater Wendeline als Schwiegertochter aufnehmen — wegen ihrer Herkunft?"

Eine Purpurröthe flog über Claudia's Antlitz und sie erwiederte befangen:

„Lieber Dagobert, es scheint mir unnütz eine so ganz unreife Sache ernst zu überlegen. Wendeline ist kein junges Mädchen, das unbedingt über sich verfügen ließe, und so wenig ich die Gesinnung unseres Vaters auszusprechen mich getraue, so wenig kenne ich die ihren und die meines Mannes."

„Wendeline macht mir einen ganz eigenthümlichen Eindruck," sagte Dagobert: „sie entzückt mich nicht, sie bezaubert mich nicht, sie hat nichts Hinreißendes" . . . . —

„Nun, aber!" . . . — rief Claudia ungeduldig.

„Aber sie führt mich in mich selbst zurück und ich kann bei ihr nicht auf der Oberfläche bleiben. Sie ist wahr — und daher ist sie tief. Die reizende,

blendende Fee Floriane Illinger, von der ich Dir erzählt habe, verhält sich zu ihr, wie eine zauberhafte Theaterdecoration zur freien einfachen Natur."

„Hüte Dich, Dagobert! eine Fee bezaubert und Du kehrst in ihren Bereich zurück, während das Naturkind für Dich verschwindet."

„Sei ruhig, Claudia! wenn ich nach London zurückkehre, so begebe ich mich in das große gesellschaftliche Gewühl und sehe manches Weib, dessen Schönheit mit Floriane wetteifert. Ich hätte aber sehr gewünscht mit Euch in London zu sein und diese große Reise, für Euch so traurig, ist es auch für mich. Euer Haus wäre mein Hafen gewesen; Eure Kenntniß von Menschen, Verhältnissen und Zuständen — mein Compaß; Euer Rath — mein Steuerruder. Ohne etwas von dem Allen werde ich ziemlich hülflos auf hoher See treiben."

„Und wir, mein Gott!" seufzte Claudia, „welche sorgenschwere Zeit liegt vor uns! wie unberechenbar ist für uns Alles und Jedes! . . . . die Zeit, die Gesundheit, die Heimkehr, der dauernde Erfolg. Das Herz möchte zerspringen, wenn ich an die lange Trennung von unserem Vater — vielleicht auf immer — denke, und nur das Versenken in die Gegenwart und an die nächste Pflicht, die mich auf's Engste an Mann und Kinder anschließt, tröstet mich. Ueberdas sehe ich Wendelinens Kampf und Kummer!

Kaum betritt sie das Vaterhaus, kaum beginnt sie sich einzuwohnen, sich heimisch und zufrieden zu fühlen: so wird sie herausgerissen und in alle fünf Welttheile geschickt! Sie überwindet sich, und veredelt sich durch diese Ueberwindung; es thut mir aber dennoch weh, daß die junge Pflanze wieder von dem heimatlichen Boden abgelöst wird. Es scheint, der liebe Gott wolle ihren festen Charakter recht geschmeidig machen, damit sie zwei entgegengesetzte gute Eigenschaften in sich verbinde. Fest und unterwürfig zugleich, Dagobert — das ist selten bei einer Frau."

Ihm that der Aufenthalt in Woodrich Castle sehr wohl. Hier war nichts von dem unsinnigen Luxus, den Constance Frymar in ihrem Landhause liebte. Die Einrichtung, der Lebenszuschnitt, die Gewohnheiten stimmten überein und waren stattlich und würdig, wie es sich für Menschen ziemt, die ihren Reichthum von den Vätern geerbt haben und auf Kinder und Enkel vererben wollen. Sie wollten nicht vor Anderen damit prahlen; sie wollten auch nicht sich selbst beständig daran erinnern, indem sie jede Laune befriedigten. Das gefiel ihm ungemein! es hatte etwas Edles, etwas Unabhängiges. So zu leben, das wäre mein Ideal! Alles vollauf und Nichts übertrieben! sprach Dagobert zu sich selbst, umwogt von den Wölkchen der feinsten

Cigarren, die Graf Sierra Blanca bei seinem Lungenleiden nicht rauchen durfte und dem Schwager geschenkt hatte. Durch diese Wolken hindurch sah Dagobert aber auch, wie wenig der Reichthum gegen die gewöhnlichen Trauerschicksale des Lebens schützt. Der reiche Mann war erkrankt wie der ärmsten Einer. Die reiche Frau schwebte in Angst und Gram um ihn. Das reiche junge Mädchen war gefesselt an des Vaters Krankenlager. Statt in der lieben Heimat den Verlauf der Krankheit, statt Genesung oder Tod am traulichen eigenen Heerd unter dem sicheren eigenen Dach zu erwarten, wurde die ganze Familie auf's Ungewisse in die weite Ferne geschickt. — — Das Alles war freilich traurig. Aber es gehört zum menschlichen Leben, dachte schließlich Dagobert: und es ist und bleibt angenehmer reich zu sein, als arm . . . . und arm ist Jeder, der weniger besitzt als er zu seiner Existenz bedarf, so daß es tausend Stufen oder Schattirungen der Armuth gibt.

Claudia war fast immer bei ihrem Mann, der ihre Gesellschaft jeder andern vorzog und nur auf Stunden Wendeline rufen ließ. So kam es, daß Dagobert und Wendeline sehr viel zusammen waren. Sie machten Musik, sie lasen, sie machten weite Spaziergänge am Meeresstrand, über welchem der Felsen aufstieg, der Woodrich Castle mit Zinnen

und Thürmen trug; Wendeline versuchte sich in Reitübungen unter Dagoberts Anleitung. Sie waren jung, und mit der Beweglichkeit des jugendlichen Sinnes gewöhnten sie sich an den Zustand des Grafen und wußten auch ihn zu erheitern und Claudia's Sorgen zu zerstreuen. Dagobert aber fühlte sich mehr und mehr durch Wendeline gefesselt; — nicht bezaubert noch geblendet, sondern wohlthuend beherrscht. Ihre Schönheit war nicht von der Art, die vorzugsweise dem Auge schmeichelt. Ihrer klarer ruhiger Blick, ihre reine Stirn, der Zug von Güte und Wohlwollen ihres Mundes, verriethen auch dem ungeschärftesten Blick den keuschen Frieden ihrer Seele, ihren geraden Sinn, ihr treues Herz. Wurde durch irgend eine Anregung ihr Gefühl bewegt, so sprach es sich mit einer tiefen, doch nicht stürmischen Energie aus, mit einer Energie, die bis an die Grenze der Weiblichkeit streifte, doch ohne sie zu überschreiten und die ihrem ganzen Wesen den Ausdruck von frischer Kraft und ungesuchter Eigenthümlichkeit gab. Als Dagobert einmal ganz besonders von diesem Eindruck erfüllt war, rief er:

„Wissen Sie, Wendeline, daß Sie ein herrliches Geschöpf Gottes sind?"

„Ein Geschöpf Gottes bin ich — doch ohne jenes Beiwort," versetzte sie in ihrer gelassenen Weise:

„herrlich ist nur der Mensch, der Gott verherrlicht und davon bin ich weit entfernt."

„Meinen Sie, daß man Gott nur durch große Thaten verherrlicht?"

„Nein, Dagobert! aber durch große Tugenden."

„Sie haben immer Recht, Wendeline! Wenn ich nun aber sage: diese Tugenden sind in Ihnen und warten nur auf den Augenblick, der ihrer Entfaltung günstig ist — was antworten Sie dann?"

„Daß ich mich nicht auf Ihre Prophezeihung verlassen möchte," entgegnete sie lächelnd: „wir wollen uns aber nicht länger mit Weissagen beschäftigen, sondern den letzten Gesang des „Corsar" lesen. Ist es Ihnen recht?"

„Ganz recht! das paßt so gut zu der ganzen Scenerie. Das Meer, die brandenden Wellen, der Sturm, die ängstlich flatternden und schreienden Möven, dies lebendige Seebild sehen wir aus diesem Erkerfenster, so daß wir uns vorstellen können bei Medora im Thurm zu sein und ihre Angst um Conrad zu theilen."

„Wir wollen sehen wie weit ich es darin bringe," sagte Wendeline, setzte sich im Erkerfenster zu einer Handarbeit nieder und hörte aufmerksam der Vorlesung des letzten Gesanges zu. Als Dagobert zu Ende war, rief sie:

„Es klingt wunderschön wie ein leidenschaft-

lich bewegter Satz aus einer Beethoven'schen Symphonie."

„Sind Sie gar nicht gerührt, gar nicht ergriffen durch Medora's Tod?" fragte er.

„Nein!" erwiederte sie ehrlich.

„Sie sind wirklich etwas prosaisch, Wendeline."

„Das kommt daher, weil ich vom Lande bin."

„Ich bin auch vom Lande; . . . . aber Medora entzückt mich dennoch und ihr Tod ist mein Ideal von ächt weiblicher Liebe."

„Dies finde ich stark! binnen drei Tagen soll man sich aus bloßer Angst um Sie zu Tode ängstigen!" Sie lachte hellauf.

Auch Dagobert lachte, weil Wendeline die hochromantische Situation auf den kahlen Boden der Wirklichkeit gestellt hatte, sagte aber doch:

„Ich bleibe dabei: Sie sind prosaisch."

„Kann sein! allein ich bin wahr und kann mich nicht für etwas begeistern, das ich nicht verstehe."

„Ihre Sache wird noch schlimmer! ist es denn möglich, daß Sie nicht den Schmerz um einen geliebten Menschen bis auf den höchsten Grad gesteigert verstehen sollten?"

„Ich verstehe ihn anders, Dagobert."

„Und wie verstehen Sie ihn?"

„Ich fasse den Schmerz, auch den allerschärfsten, immer auf als ein Kreuz aus der Hand Gottes,

als einen Dorn aus jener Dornenkrone, die zu unserer Erlösung und Heiligung einst auf Golgatha getragen wurde — und davon ist bei Medora's Schmerz keine Rede. Ich kann also nicht recht mit ihr sympathisiren."

Dagobert schaute tief in Wendelinens Auge und sagte bewegt:

„Es ist nicht wahr, was ich gesagt habe: Sie sind nicht prosaisch."

„Wenigstens hab' auch ich gerade in diesem Punkt mein Ideal."

„Und das ist?"

„Wie Ritter Henning von Steinberg vor die Carthaus reitet, seinen Falken fliegen läßt und spricht: Flieg' hin Lust und Freude der Welt! fortan will ich Gott und der Jungfrau Maria dienen. — Nun, was sagen Sie dazu?" fragte sie lebhaft.

„Ich sage, daß unsere Ideale eine gemeinsame Schattenseite haben: es wird für mich keine Medora sterben und es wird für Sie kein Henning von Steinberg Carthäuser werden."

„O Dagobert, was reden Sie da! Nicht in Andern suche ich meine Ideale. In mir selbst möchte ich sie verwirklichen."

„Der Mann ist ein Glücklicher, den Sie einst lieben werden, Wendeline!" sagte er langsam nach einer Pause.

„Man spricht so leichthin von Glück und von Liebe," sagte sie: „das gefällt mir gar nicht! es sind ernste Dinge, die man nicht oberflächlich auffassen sollte."

„Das thue ich wahrlich nicht!" rief Dagobert: „ich möchte mich versenken in Glück und Liebe."

„Was nennen Sie — Glück?"

„Einen Besitz und einen Zustand, der mich für Zeit und Ewigkeit befriedigt."

„Gibt es so etwas auf Erden?"

„Ich suche es und hoffe es .... und ich würde glauben es gefunden zu haben, wenn Sie" ....——

„Wenn ich eine Medora wäre!" unterbrach sie ihn hastig: „und das bin ich nicht. Aber der Sturm hat sich gelegt und die Ebbe tritt ein. Wir wollen den günstigen Augenblick benutzen zu einem Spazierritt auf dem feuchten Sande des Ufers. Ich kleide mich geschwind um. Bitte, lassen Sie die Pferde satteln."

In diesem traulichen Verkehr lebten Dagobert und Wendeline, verstrichen Tage und Wochen. Er hatte einen Ausflug nach den großen Fabrikstädten beabsichtigt und nach den großen Hafenplätzen. Es unterblieb. Claudia bat ihn bis zu ihrer Abreise in Woodrich Castle zu bleiben und er folgte freudig ihrer Einladung. Mitte Dezember wollte man aufbrechen; — da erklärte Graf Sierra Blanca das

Weihnachts = und Neujahrsfest zu Hause feiern und im Januar die Reise antreten zu wollen. Das vernahmen Dagobert und Wendeline mit Freuden.

„O lieber Vater!“ rief sie, „könnte ich Dir nur ausdrücken wie ich mich von Tag zu Tage heimischer hier fühle! fast möchte ich sagen heimischer als in Bachheim.“

Sie wußte wie sehr eine solche Aeußerung den Grafen erfreute; aber nicht deßhalb, sondern weil sie wirklich das empfand was sie sagte, sprach sie sich so lebhaft aus. Dagobert begann zu denken, daß ihm ein Leben ohne Wendeline fortan unerträglich sein werde und daß er sich die Hoffnung auf ihren dereinstigen Besitz sichern müsse. Das werde ihm neuen Eifer geben, um sich für seine Laufbahn auszubilden und zugleich ihm Schranken setzen gegen Einflüsse von der Seite der Welt, deren Gefahren ihm nicht unbekannt waren. In einer traulichen Stunde eröffnete er sich seiner Schwester. Claudia liebte Dagobert mit einem mütterlichen Herzen und sah, daß gerade eine Frau wie Wendeline mit ihrer Festigkeit und Pflichttreue passend für ihn sei; allein sie sah auch die Schwierigkeiten, die ihr Vater erheben werde; — und was ihr Mann in seinem kranken Zustand, was Wendeline selbst dazu sagen werde — dies war ihr nicht klar.

„Lieber Dagobert,“ sagte sie endlich, „laß die

Sache ruhen bis nach unserer Heimkehr. Wendeline ist jetzt erst achtzehn Jahr alt und Du zählst fünf Jahre mehr. Schaut Euch Beide etwas in der Welt um, bevor Ihr Euch für's Leben bindet. Es ist nicht gut — ich weiß es aus Erfahrung — sich an die erste Erscheinung zu fesseln, die uns entgegentritt. Wendeline muß ihre freie Wahl haben. Sie hatte aber bis jetzt keine Gelegenheit junge Männer anders, als ganz flüchtig zu sehen und folglich könnte von einer wirklichen Wahl jetzt noch gar nicht die Rede sein, da Du der Erste und der Einzige bist, der ihr näher kam."

„Nicht doch, Claudia! sie hat mit Maximilian wochenlang im Familienkreise gelebt."

„Das ist freilich Einer! allein es ist gerade ein Solcher, bei dem an keine Verbindung zu denken ist."

„Und da soll ich gelassen abwarten, ob ihr etwa ein Portugiese oder ein Engländer, ein Brasilier oder ein Peruaner besser gefällt als ich! Das würde sicher nicht der Fall sein, wenn ich mir zuvor den Besitz ihres Herzens gesichert hätte .... und daß ich dies nicht versuchte, geschah theils — weil ich die An- und Absichten der beiden Elternpaare nicht kannte und theils, weil mir Wendeline über die Maßen imponirt."

„Das ist schön von Dir, Dagobert!" rief Claudia gerührt: „diese Ehrfurcht vor den Eltern, diese hohe

Achtung vor Wendelinen's jungfräulichem Seelenfrieden, ehrt Dich selbst" .... — —

„Wohlan, Claudia! Du gibst mir Muth, um mich offen gegen Wendeline auszusprechen. Ich ertrage nicht länger die Unbestimmtheit. Sie soll entscheiden. Gibt sie mir Hoffnung, so bin ich bereit jahrelang auf die volle Erfüllung meiner Wünsche zu warten. Gibt sie mir keine Hoffnung, so weiß ich wenigstens mein Schicksal sogleich und schwebe nicht in Ungewißheit, bis Ihr aus der andern Hemisphäre heimkehrt."

„Ich kann Dich nicht zum Stillschweigen verpflichten, Dagobert, und ich kann nicht Wendelinen's Ohr verschließen," sagte Claudia niedergeschlagen: „allein ich habe kein Vertrauen zu einem glücklichen Ende bei Deinem Verfahren. Solch' ein langer Brautstand ist nicht ungefährlich. In zwei, drei Jahren entwickelt sich der Charakter junger Personen zuweilen ganz anders als man erwartet hat. Oder der eine Theil macht Fortschritte und der andere bleibt stehen, so daß die sympathischen Berührungen aufhören."

„Liebste Claudia, dies Alles kann auch in der Ehe eintreten und wird ertragen."

„Ja! vermittelst der Gnade des Sacramentes und weil es nach dem Bündniß unvermeidlich ist die Last zu tragen, die man auf sich nahm."

„Je mehr Schwierigkeiten Du mir entgegenstellst, desto geneigter fühle ich mich sie zu überwinden."

„Auch den Widerstand unseres Vaters?"

„Vor der Hand würde ich darüber schweigen, und wer kann wissen, wie viel Tage dem Greise noch zugemessen sind."

Was konnte Claudia noch sagen, da jedes abmahnende Wort Dagobert in seinem Entschluß bestärkte, wie das bei jungen Leuten fast immer zu geschehen pflegt. Dennoch führte er ihn nicht auf der Stelle aus. Es war in Wendeline ein Gemisch von Ernst und von kindlicher Unbefangenheit, das ihn vor dem Gedanken zittern machte, daß sie Nein! sagen könne und daß dann das anmuthige Verhältniß, in welchem er jetzt zu ihr stand, für immer verstört sei. Oft schwebte eine Erklärung auf seinen Lippen — aber er fand nie das rechte Wort. Er wurde befangen und zerstreut und verlor die Heiterkeit, die in seinem Charakter lag. Wendeline bemerkte es und glaubte, daß er anfange sich in Woodrich Castle zu langweilen, was sie bei dem stillen, einförmigen Leben recht natürlich für ihn fand und was ihr doch sehr weh that.

In dem einen breiten und tiefen Erkerfenster des Salons hatte sie sich ihre kleine Privatniederlassung eingerichtet, indem sie einen Tisch mit Büchern, mit Schreib- und allerhand Arbeitsgeräth zwischen zwei Stühlen hineinstellte. Da saß sie bei ihren Be-

schäftigungen; da setzte sich Claudia, wenn sie in den Salon kam, ihr gegenüber und Dagobert, wenn er ihr vorlas oder mit ihr plauderte. Der Erker schwebte wie ein Schwalbennest an jener Seite des Schlosses, die dem Meer zugewendet und auf dem schroffen Felsen erbaut war, dessen Fuß die Brandung der Flut bespülte. Man hatte dort immer das erhabene Schauspiel vor Augen, welches der Atlantische Ozean aufrollt, uralt und immer neu, eine Offenbarung der Allmacht Gottes, welche diesen riesigen Wellen, diesen unermeßlichen Fluten geheimnißvolle Schranken setzt, damit sie nicht verwüstend über das Gestade sich hinwälzen, sondern taktmäßig zurückweichen in die Tiefe, die kein menschliches Maß ergründet, und in die Weite, die kein menschlicher Blick überschaut.

In diesem Erker hielt sich Wendeline mit Vorliebe auf und nie wurde sie der Aussicht müde. Von ihrem Buch, ihrem Briefblatt, ihrer Stickerei flog ihr Auge zuweilen hinweg, unwillkührlich, und versank in das wundervolle Bild der Unermeßlichkeit. Wie einst das Kind über den goldenen Wolken des Abendhimmels Gott den Herrn wandelnd glaubte: so wandelte jetzt für sie über das Weltmeer Derjenige, der allen Stürmen in der Natur und in der Menschenbrust Ruhe gebieten kann. In der Abgeschiedenheit des Klosterhofes aufgewachsen und

mit einer Seele begnadet, die sich gern und leicht dem Höheren zuwendete, blieb sie einsam unter den Hunderten von jungen Mädchen des Instituts, in deren Heerde ein Individuum leicht verschwindet, wenn es sich friedlich der allgemeinen Ordnung und Regel fügt. Sie war da um zu lernen und zu gehorchen: das war ihre Pflicht; also lernte sie eifrig und gehorchte pünktlich. Eine Vorliebe, eine besondere Zuneigung hatte sie für Niemand. Aus den Lehrjahren trat sie in den Familienkreis, in dem sie sich glücklich fühlte und mit dem sie wiederum in der Abgeschiedenheit von der Welt war — zuerst in Bachheim, jetzt in Woodrich Castle. Wer diesem Kreise angehörte, den schloß sie in ihr Herz, in ihre Gedanken, in ihre Liebe ein; und jede Trennung war ihr ein heißer Schmerz.

So saß sie denn am letzten Tage des Jahres in ihrem Erker, dachte traurig an die nahrückende Trennung von Dagobert und blickte auf's Meer, das grau und unbestimmt mit umnebeltem Horizont sich ausbreitete — ein Bild der Zukunft. Dagobert saß am Flügel und spielte; aber oft schaute er zu ihr hinüber, ohne daß sie es bemerkte, denn er sah sie im Profil, und mehr denn je fiel ihre edle Schönheit ihm auf. Durch ihre reichen schwarzen Locken zog sich wie ein Lichtstreif vom Himmel ein schmales hellblaues Sammtband, das der Mode des Tages

gemäß rückwärts geknüpft über den Nacken herabfiel, und ihr einfaches lichtgraues Kleid umschloß in weiten Falten vom Halse bis zu den Füßen ihre Gestalt. Sie hatte sich im Lehnstuhl zurückgelegt und ihr Kinn ruhte leicht auf der Hand des aufgestützten linken Armes. Michel Angelo meißelte das Marmorbild eines Medizäischen Herzogs, das man wegen des tief sinnenden Ausdrucks in Zügen und Haltung „il Pensiero“ zu nennen pflegte. Daran dachte Dagobert und er nannte in seinen Gedanken Wendeline einen träumenden Genius. Dann aber senkten sie sich um einige Stufen hernieder und er begann Schubert's süßes, träumerisch schwärmendes „Ständchen“ zu spielen, das mehr als irgend eine andere Musik, vielleicht sogar mehr als Worte seine Empfindung ausdrückte: sie sollte erwachen! die Liebe sollte sie wecken! Aber sie regte sich nicht, sie blieb in ihrer Stellung und nichts deutete an, ob sie das Ständchen höre oder nicht. Als es zu Ende war ertrug Dagobert die Spannung nicht länger. Er ging rasch auf Wendeline zu und sagte zögernd und beklommen:

„Nur ein Wort, Wendeline .... nur einen Augenblick Gehör .... Ich liebe Sie! aber könnten Sie mich lieben?“

Bei seiner Anrede blickte sie ihn mit flüchtigem Befremden an, denn sie pflegten ja stets offen und

traulich mit einander zu sprechen; aber schnell verstand sie, daß jetzt etwas Anderes gemeint sei; sie wurde leichenblaß und schwieg, denn sie fühlte ihr Herz, ihre Lippen, ihre Stimme zittern.

„O ja! ja! Sie können meine Liebe erwiedern!“ rief er stürmisch und ergriff ihre Hand.

Wendeline zog die Hand zurück und sagte bebend:

„Von können ist nicht die Rede, sondern von dürfen — und ich darf es nicht.“

„O Wendeline! wenn Sie mich lieben, so sehe ich nicht, wer den Bund unserer Herzen trennen sollte.“

„Ihr Vater, Dagobert! er wird nie zugeben, daß die Glöcknerstochter aus dem Bachheimer Klosterhof die Frau seines Sohnes werde.“

„Aber sie ist jetzt die Tochter des Grafen Sierra Blanca, ist wohlerzogen, talentvoll, vermögend — Alles, was man für eine Schwiegertochter wünschen kann.“

„Dennoch liegt auf meiner Herkunft ein Schleier! Niemand kennt meine Mutter .... nie spricht man von ihr! man könnte mir doch sagen wer sie war, wo sie lebte, wo sie starb. Sehen Sie, während ich dies sage werden Sie verlegen. Es ist nicht blos ein Schleier, der auf meiner Herkunft liegt, sondern ein Schatten, ein Fleck: ich bin nicht in einer rechtmäßigen Ehe geboren.“

Sie hatte mit unaussprechlicher Traurigkeit langsam und leise geredet; jetzt bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen, während Dagobert voll zärtlicher Theilnahme erwiederte:

„Lassen Sie das ruhen, Wendeline! Sie sind die Tochter Ihres Vaters, Sie führen seinen Namen, Sie werden von ihm und seiner Frau wie ein geliebtes Kind gehalten und gehegt! . . . . Weshalb durchwühlen Sie die Vergangenheit?“

„Ich thue es nicht, doch sie drängt sich mir auf! ich habe Leute in Bezug auf mich fragen hören: wer war ihre Mutter? — ich habe ein Achselzucken bemerkt, ein zweifelndes Lächeln“ . . . . — —

„Das Alles will ich nicht hören, Wendeline!“ rief Dagobert erregt, „sondern nur ein Wort, ein einziges Wort! nur ein Ja — und weiter nichts.“

Sie sah ihn an mit ihrem grundguten ernsten Auge, das von einem lieblichen Schimmer überglänzt wurde und antwortete sanft und ruhig:

„Ich habe so viel und so lange für Sie gebetet, daß Sie in meinem Herzen eingeschlossen und mit mir aufgewachsen sind. Ist das Liebe?“

„Die beste, die schönste, die edelste Liebe!“ rief er hingerissen. Doch sie unterbrach ihn:

„O schweigen Sie, Dagobert! ich weiß nicht was meine Eltern sagen werden — was aber Ihr Vater sagen wird, Ihr herrlicher Vater, der mir erlaubt

ihn Großvater zu nennen — o Gott! das weiß ich ganz genau! und gegen seinen Willen kann ich nimmer Ihre Gattin werden."

„Wer kann sagen, wie Gott den Willen des Menschen lenkt und stimmt, Wendeline," versetzte Dagobert von der Schwermuth ergriffen, mit der sie stets auf ihren Grundgedanken zurückkam.

„Ja .... aber ist es auch der Wille Gottes, daß wir uns lieben?" fragte sie sinnend: „ich meine, daß Sie mich lieben; denn daß ich Sie liebe, Dagobert, das versteht sich von selbst, das hat Er mir schon in meinen kindlichen Tagen in's Herz gegeben, als ich noch Wendelchen hieß und Sie mir sagten: Bete für mich."

„Das sage ich auch jetzt! bete für mich, Wendeline und liebe mich."

„Wie werden meine Eltern dies aufnehmen? ich muß sogleich mit ihnen darüber sprechen," sagte Wendeline sich erhebend.

„Ja, mit meiner Schwester, denn sie ist meine Vertraute gewesen und kann zu guter Stunde ihren Mann benachrichtigen" .... —

„Nur nichts von meinem geheimen Kummer, Dagobert!" rief Wendeline ängstlich: „ich beobachte darüber tiefes Schweigen gegen die Eltern, weil ich fühle, daß jedes Wort sie schmerzen würde. Gegen Sie habe ich mich ausgesprochen, weil es nöthig war.

Uebrigens aber spreche ich nie darüber, nie! auch nicht mit Pfarrer Edelholt. Es ist ein Kreuz, das ich in der Tiefe meines Herzens tragen und verbergen muß. Verstehen Sie das?"

„Würde ich Sie lieben, wenn in Ihrem Herzen, in Ihrer himmelvollen Seele etwas Unverständliches für mich wäre?" fragte er zurück.

Sie gingen zu Claudia und Dagobert führte das Wort, während Wendeline die Hand ihrer Mutter in ihre beiden Hände nahm und sie erwartungsvoll anschaute. Claudia erwiederte nur, wenn beide Väter einverstanden wären, so wäre sie es von ganzem Herzen; allein sie müsse zuerst mit ihrem Mann sprechen und sie werde es noch heute thun, um die spannende Erwartung möglichst abzukürzen. Und sie that es. Graf Sierra Blanca war wenig erfreut, sah alle Schwierigkeiten voraus, die Graf Wianden machen werde, fand Dagobert's Charakter schwankend, dessen Zukunft und Laufbahn unsicher und die Aussicht höchst unerfreulich, Wendeline in Deutschland zu verheirathen. Er hatte die größte Lust auf der Stelle Nein! zu sagen und damit eine Sache abzuschneiden, die ja nichts weiter als die unreife Frucht des abgeschiedenen Lebens der beiden jungen Leute in Woodrich Castle sei.

„Das sieht Wendeline nicht ähnlich," versetzte Claudia kopfschüttelnd.

„Desto mehr Deinem Bruder," sagte der Graf: „doch ich will nicht ungerecht gegen ihn und nicht hart gegen mein liebes Kind sein! Ebensowenig will ich aber auch mein Gewissen mit dem Selbstvorwurf des Leichtsinns in einer so heiligen Sache beschweren, sondern Bedingungen stellen, denen sich Beide fügen müssen. Sei so gut und führe sie in einer Stunde zu mir."

„Nun Claudia, himmlischer Boote, welche beseligende Nachricht bringst Du?" rief Dagobert und flog ihr entgegen, als sie wieder im Salon erschien.

„Wo ist Wendeline?" fragte Claudia.

„In der Capelle! sie sagte, sie wolle Gott bitten um vollkommene Hingebung in seinen heiligen Willen."

„Du hättest das Nämliche thun sollen."

„Ich kann nicht, Claudia! ich bin allzu erregt und bewegt .... Aber Du bist so ernst .... Hast Du eine schlimme Botschaft zu bringen?"

„Durchaus nicht! Allein die Sache ist ernst, um die es sich handelt, Dagobert, denn Glück und Würde des Lebens hängt für zwei geliebte Menschen von ihr ab. Mein Mann will selbst mit Euch über seine Bedingungen reden."

Dagobert fühlte sich herabgestimmt; er wäre am liebsten sogleich zum Altar gegangen, um das Bündniß segnen zu lassen und, dadurch gekräftigt, allen

späteren Schwierigkeiten muthig entgegen zu treten. Er sprach das aus.

„Du redest wie im Traum, Dagobert!“ entgegnete Claudia: „wie strafbar wären Eltern, die sich zu einer solchen Nachgiebigkeit hinreißen ließen! und überdas scheinst Du ganz zu vergessen, daß Dein Vater auch mein Vater ist und daß ich vor Niemand auf Erden höhere Achtung habe, als vor ihm, — folglich keinen Schritt thue oder gestatte, der ihn verletzen könnte.“

Das Alles gab Dagobert gern zu und sagte dann:

„Entnimm aus meiner Unruh' und Verkehrtheit, liebste Claudia, wie unaussprechlich hoch ich das Glück anschlage Wendeline die Meine zu nennen.“

Endlich schlug die Stunde, und Claudia führte Beide zu ihrem Mann. Der Graf saß am Camin; seine hohe kräftige Gestalt war zusammengesunken, die Schultern nach vorn gebogen und auf seinem Antlitz lag etwas Krankhaftes, sowohl in den Zügen, als in der Farbe. Auch seine Stimme hatte nicht mehr den vollen Ton der Südländischen. Die Seinen, die ihn täglich sahen und sich allmälig an seine Veränderung gewöhnt hatten, bemerkten nicht, welche Todesdrohung in ihr lag. Er empfing Dagobert liebreich wie immer und Wendeline zärtlicher denn

je und sagte, er sei nicht entschieden weder für noch gegen ihre Verbindung.

„Aber," setzte er hinzu, „ehe ich mich auf irgend eine bindendes Wort einlasse, muß ich die Ueberzeugung haben, daß Ihr Beide sicher seid, in dieser Ehe das Glück eines ganzen langen Lebens finden zu wollen. Ob Ihr es findet — das steht bei Gott, wie jedes Glück! Allein Ihr müßt den andauernden Willen haben es nur dort zu suchen .... und dieser Wille muß um so mehr geprüft werden, als Ihr Beide noch sehr jung seid. Du, Wendeline, kennst kaum andere Menschen als die, welche Du in Bachheim und in Notre-Dame-aux-Oiseaux gesehen hast. Du, Dagobert, hast noch nicht einmal Deine Laufbahn angetreten, bist nicht im Stande einer Gattin einen häuslichen Heerd anzubieten, weißt gar nicht, ob Dir in der untergeordneten Stellung, welche Du zuerst wirst einnehmen müssen, eine Frau, eine Familie nicht höchst lästig sein würde, sogar in dem Fall, daß Du sie ernähren könntest — was Du aber nicht kannst. Diese verschiedenen Gründe bestimmen mich zu folgender Entscheidung: Wir treten nächstens eine Reise an, die zwei bis drei Jahre dauern wird. Bis zur Rückkehr ist jeder von Euch frei, durch nichts gebunden. Benutzt die Frist, um Euch zu prüfen. Euer Charakter, Eure Lebensansichten werden reifen und sich entwickeln. Vielleicht

bringt diese Entwickelung es mit sich, daß die Sympathie zwischen Euch sich mindert, sogar erlischt; — denn der Eine kann andere Wege einschlagen oder größere Schritte machen als der Andere und würde sich dann zu seiner Qual gebunden fühlen. Das darf nicht sein. Ihr bleibt vollkommen frei und deshalb wird auch kein Briefwechsel zwischen Euch stattfinden; denn er würde nur dazu dienen Gefühl und Phantasie zu erregen und Euch in beständiger unruhiger Spannung zu erhalten. Ihr sollt aber mit Vernunft und Ruhe die jugendlichen Gefühle und die Träumereien der Phantasie sichten. Bleibt nach der Sichtung — Liebe übrig: nun dann in Gottes Namen gebe ich Euch meinen Segen. Bei unserer Heimkehr wird es sich entscheiden. Bis dahin bleibt das verwandtschaftliche und freundschaftliche Verhältniß zwischen Euch bestehen, das vielleicht für Euch das bessere ist."

Dagobert war etwas entmuthigt durch die Länge der Frist; Wendeline durchaus nicht.

„Drei Jahre des Glücks sind uns geraubt!" rief er.

„O nein! wir sollen nur drei Jahre anwenden, um uns des Glückes würdig zu machen, Dagobert. Ist es zu hart drei Jahre getrennt zu sein, wenn wir damit ein halbes Jahrhundert der Vereinigung erkaufen können?"

„Und von der ehelichen Verbindung könnte ja doch nicht die Rede sein innerhalb dieser drei Jahre, weil Du keine bleibende Stätte hast, Dagobert," sagte Claudia.

„Aber durch eine wirkliche Verlobung wäre mir mein Glück gesichert!" rief er: „Jetzt muß ich beständig zittern, daß ein westindischer Pflanzer oder ein ostindischer Nabob es mir streitig macht."

„Muß auch ich zittern? .... und vor wem?" fragte Wendeline lächelnd.

„O nein! vor Niemand!" entgegnete er: „Es gibt nur eine Wendeline, ein unvergleichliches Wesen!" .... — —

„Diese Gespräche gehen über das freundschaftlich verwandtschaftliche Verhältniß hinaus, welches der Vater erhalten wissen will, Dagobert," bemerkte Claudia, freundlich mit dem Finger drohend.

„Das beginnt erst mit Eurer Abreise! O Claudia, verschärfe doch nicht die Strenge Deines sehr gestrengen Eheherrn!" versetzte er hastig. —

So ging der Abend zu Ende, der letzte Abend des Jahres. Aus der Mitternachtsmesse in der Schloßcapelle kehrte Wendeline in ihr stilles Zimmer zurück. In einen Plaid gehüllt trat sie an das geöffnete Fenster und blickte hinaus in die rabenschwarze Nacht. Der Sturm heulte und die Wellen brandeten

uit donnerndem Getöse an den Uferfelsen. Himmel, Erde und Meer waren mit einer gleichmäßigen Finsterniß bedeckt. Es war schauerlich diese furchtbaren Naturstimmen zu hören, in diesen wüthenden Aufruhr unbezwinglicher Naturmächte zu blicken und ihnen gegenüber die menschliche Ohnmacht zu fühlen, welche sie nicht leiten, nicht lenken, nicht beschwichtigen, nicht zügeln kann. Das empfand auch Wendeline; und sie dachte weiter: Ist nicht ungefähr so die Zukunft des Menschen? statt der Naturkräfte liegen Leidenschaften, Verwirrungen, streitende Ansichten, feindliche Meinungen vor ihm und bilden eine chaotische Finsterniß, durch die er sich winden soll .... sich retten soll .... die eigene Seele und geliebte Seelen retten soll, während er allen Stürmen der Welt und der Unterwelt, allen streitenden Elementen des eigenen Herzens ausgesetzt ist. Werde ich es können? O Dagobert, wirst du es können? Werden wir jenseits dieses dunkeln Meeres der Zukunft gemeinsam Hand in Hand an einer freundlichen Küste landen und hienieden glücklich werden? .... Oder werden wir erst auf den wechsellos heitern Höhen der Ewigkeit das wahre, das unvergängliche Glück finden? O Dagobert! möge Gott Dich führen .... und mich führen! Ich wußte bis jetzt nicht, daß ich Dich liebe .... aber jetzt ist es ausgesprochen; ich weiß es und ich will es! Ja, ich will Dich lieben

zum Heil Deiner und meiner Seele, gleichviel ob mir zur Freude oder mir zum Leid.

Die Schloßuhr schlug Eins. Wendeline sank auf die Knie. Ihr letzter Gedanke im scheidenden Jahr und ihr erster Gedanke im anbrechenden Jahr — war Gott. Dann schloß sie das Fenster, setzte sich an den Schreibtisch und faßte in einem Brief an Pfarrer Edelholt die Ereignisse des Tages zusammen. Zum Schluß sagte sie:

„Beten Sie für uns, Vater meiner Seele, um „die vollkommene Vereinigung mit dem Willen Gottes. „Denn das glaube ich fest: das letzte Ende und Ziel „der Dinge ist nicht unser irdisches Glück."

Eine reiche Erbin.

Sie waren abgereist. Nach der Havanna hatten sie sich eingeschifft. Der schmerzliche Abschied war überstanden. Dagobert saß im Wartesaal der Eisenbahn und dachte über den merkwürdigen Wechsel nach, der in der letzten Zeit über ihn gekommen war. Ahnungslos hatte er Woodrich Castle betreten; fest war sein Entschluß gewesen keinen Gedanken an eine eheliche Verbindung festzuhalten; eine starke Liebe und ein großes Vermögen hatte er begehrt als Bedingung seiner Wahl; und jetzt, nach zwei Monaten, wie war Alles so verändert. Er liebte, er wurde geliebt, er war in seinem Herzen gebunden, von Vermögen war gar keine Rede gewesen! — — und diese ganze erschütternde Revolution seines innern und äußern Lebens hatte keine unumstößliche Grundlage, konnte jeden Augenblick in Frage gestellt werden, sobald ein leiser Wechsel in seiner oder in Wendelinen's Willensrichtung eintrat. Scheinbar gebunden, scheinbar frei — ein Zwitterzustand: darin

sollte er leben! Wohlan! sprach er zu sich selbst, ich will diesen Punkt als erledigt betrachten und ihn nicht weiter durchgrübeln: Wendeline, das herrliche Geschöpf, wird die Meine; sie ist die geliebte Tochter eines reichen Mannes und mein Vater wird — wenn Gott ihm noch so lange das Leben schenkt — dem Glück seines einzigen Sohnes nicht entgegen sein. Dies Alles soll mir zweifellos fest stehen. Ich will mich fortan mit nichts beschäftigen, um nichts mich bekümmern, als mir Kenntnisse zu erwerben, die mir in meiner Laufbahn förderlich sind.

In tiefem Sinnen hatte er in einem Winkel gesessen und nicht bemerkt, daß sich allmälig der Saal mit Menschen füllte. Plötzlich blieb ein Herr, der an jedem Arm eine Dame führte, vor ihm stehen und rief überrascht:

„Dagobert! Du hier?“

Wie aus einem Traum erwachend fuhr er auf und begrüßte Maximilian und seine schönen Schwestern.

„Wir waren bei guten Freunden auf der Insel Wight,“ sagte Constance: „es war sehr hübsch in dem Schlößchen, sehr elegant, ganz wie es in den englischen Romanen beschrieben wird; allein es regnete vom Morgen bis zum Abend, so daß man weder spazieren gehen, noch fahren, noch reiten konnte und sehr langweilige Augenblicke hatte.“

„Und aus der Reihenfolge von Augenblicken dieser

Art bestand unser Aufenthalt," setzte Floriane munter hinzu: „ich bin so zu sagen in einem Murmelthierzustand von Schlaftrunkenheit."

„Ihr Aussehen verräth das nicht, Fräulein Floriane," versetzte Dagobert lächelnd.

Sie sah ganz reizend aus in dem Pelzkragen, den sie dicht unter dem Kinn zusammenfaßte. Constance sagte eifrig:

„Wir haben uns sehr gut unterhalten, als wir verzauberte Thiere darstellten."

„Oho!" rief Dagobert hellauf lachend: „das war ja ein formidables Unternehmen."

„Constance will sagen, daß wir lebende Bilder darstellten nach jenen allerliebsten französischen Phantasien, welche die menschliche Gestalt mit dem Kopf eines Thieres und mit dessen Bewegungen zusammensetzen," erläuterte Floriane: „ich war die Katze."

„Und ich war das Lamm," sagte Constance: „ich lag auf einem grünen Teppich zwischen vielen Blumen — das stellte eine Wiese vor."

„Ungeheuer amüsant!" rief Maximilian dazwischen: „aber spart Eure Erzählungen auf bis Graf Wianden nach London kommt, was ohne Zweifel bald geschieht."

„Ich trete jetzt eine Rundreise durch Englands See- und Fabrikstädte an. Gegen den Frühling komme ich nach London," versetzte Dagobert.

„Wir sind schon in der Stadt, sagte Constance; „Chiswick wurde unaushaltbar."

„Wie gut trifft sich das!" rief Maximilian: „ich bin bis Liverpool Dein Reisegefährte. Ich muß nur zuvor meine Schwestern auf den Londoner Zug befördern."

Dies geschah und Dagobert wußte nicht genau, ob das Zusammentreffen mit Maximilian ihm lieb oder leid sei. Er war daran gewöhnt dem Freunde sein volles Vertrauen zu schenken und er wollte doch über Alles schweigen, was in Woodrich Castle vorgegangen war. Ließ sich das verbinden? mußte nicht etwas Gezwungenes den Verkehr unbehaglich machen? würde Maximilian nicht Fragen thun? — Aber die Sache war nicht zu ändern und so beschloß denn Dagobert aus der Gesellschaft seines Freundes den größtmöglichen Vortheil zu ziehen, da Maximilian sehr viele Persönlichkeiten kannte und Verbindungen hatte, die in und über das große und merkwürdige Räderwerk des allgemeinen englischen Lebens Einblick und Auskunft zu geben versprachen. Vor der Hand war Maximilian ganz eingenommen von einer wichtigen financiellen Operation, die er in Liverpool bewerkstelligen sollte und die er gern zum glänzendsten Ausgang führen wollte, um dem Herrn Illinger sen. zu beweisen, daß sein Kopf für die größten Geschäfte befähigt sei; denn es dämmerte

ihm der Verdacht auf, der Vater könne seine Töchter oder einen seiner Schwiegersöhne, namentlich den sehr reichen, sehr soliden und sehr erfahrenen Herrn Feymar bevorzugen wollen zum Nachtheil des geschäftsunkundigen und verschwenderischen Sohnes. Es machte sich also ganz von selbst, daß die materiellen Interessen des Lebens, die Dagobert in Woodrich Castle vergessen hatte, nunmehr in den Vordergrund traten und vielfach besprochen wurden, so daß Dagobert auf's Neue den Wunsch spürte durch irgend eine financielle Unternehmung — reich zu werden. Welche Genugthuung hätte es ihm gewährt ein Vermögen zu erwerben und nicht in seiner gegenwärtigen Mittellosigkeit vor seinem Vater und seinem Schwager zu erscheinen. Allein er wußte keinen Rath und Maximilian auch nicht. Dieser sagte:

„Es gibt Waghälse von Speculanten, die mit zwölf Kreuzern in der Tasche für eine halbe Million gefährlich schwankende Papiere kaufen. Sie können so sicher gewinnen, wie Eins gegen Tausend steht; gleichwohl wagen sie es darauf hin. Gelingt der tolle Streich, so werden sie immer kecker bis sie denn doch einmal den Hals brechen. Gelingt er nicht, so bleibt ihnen nichts übrig als sich an den ersten besten Baum aufzuhängen oder sich als vacirender Lump zu den Goldgräbern in Californien oder Australien zu begeben. Dergleichen thut ein überlegender Mann

nicht; wenigstens beginnt er nicht seine Speculationen damit. Will man durch dieselben sich ein Vermögen machen, so ist der erste und nothwendigste Schritt — höchste Sparsamkeit. Damit hat mein Vater vor fünfzig Jahren angefangen; er war arm und wollte reich werden. Er zählte sechszehn Jahre als er sich darauf verlegte und mehr als zwanzig Jahre — also seine ganze Jugend und seine kräftigste Lebenszeit — widmete er ausschließlich und in jeder Richtung diesem Bestreben. Im vierzigsten Jahr war er wohlhabend. Da heirathete er meine schöne reiche Mutter, eine Venetianerin von spanischer Abkunft und nun wurde er nach und nach ganz außerordentlich reich. Aber er sagt zuweilen zu seinen Kindern: Ihr schwelgt durch meinen Hunger und bewohnt Paläste durch meine Dachkammer. Eine solche Energie hast Du nicht, Dagobert und ich setze hinzu, auch ich nicht. Sie kann sich nur bei dem Armgeborenen entwickeln."

„Und auch nur auf der untersten Stufe der Gesellschaft," setzte Dagobert hinzu, „wo man keine Verbindlichkeiten des Anstandes und des geselligen Verkehrs mit gebildeten Kreisen zu berücksichtigen hat. Leider sehe ich nur allzu deutlich ein, daß ich zum Speculanten durchaus nicht tauge und ich zürne meiner Verkehrtheit, die mich dazu machen möchte."

„Das doch nicht!" erwiederte Maximilian lächelnd:

Du möchtest keineswegs ein Speculant werden, sondern nur als grand seigneur die Früchte glücklicher Geldspeculationen genießen. Dir wäre es am liebsten, wenn Dein Banquier sie für Dich machte."

„Dies versteht sich von selbst!" rief Dagobert.

„O träges Geschlecht, welches daran gewöhnt ist Alles von Andern für sich thun zu lassen!" entgegnete Maximilian: „dies ist so recht das Mittel, um in schlaffe Charakterlosigkeit, in brutale Unthätigkeit zu verfallen! Nicht bei Dir, Dagobert, ist das der Fall; Du hast einen regen Geist und strebende Kraft. Doch Du selbst sollst mir antworten wenn ich frage: Findet man das häufig bei Deinen Standesgenossen?"

Dagobert erinnerte sich nur zu gut der Klagen, die er als Student über sie geführt hatte; indessen versuchte er doch eine Vertheidigung und sagte:

„Man kann geistige und sittliche Kräfte haben ohne sie auf den speziellen Erwerb zu richten. Ja! in jeder anderen Richtung sind sie edler angewendet und der Stachel des Ehrgeizes ist ebenso scharf und nur feiner, als jener der Habsucht."

„Ich stimme Dir bei! nur täusche Dich nicht. Biete Deinen Standesgenossen die Erfolge des Ehrgeizes und die Früchte der Habsucht zur Wahl an — und von Zehn greifen Neun mit großer Begier nach dem Gelde .... vielleicht sogar alle Zehn."

„Macht Ihr es anders?“

„Wir wissen wenigstens das Geld zu erwerben und es nicht blos für materielle Genüsse des Augenblicks zu vergeuden. Wer regiert Europa? die Fürsten etwa? — Nein! oder die Minister? — Nein! oder Kammern .... oder Constitutionen .... oder wie all der Plunder heißt? — Nein! Also wer? — Das Geld regiert durch die allgemeine Staatsschuld — und das Geld repräsentiren wir durch unsere großen Banquiers; — und die öffentliche Meinung regiert durch die Presse: und das sind wir abermals, wenn auch mit einigem Beisatz fremder Gesinnungsgenossen. Ihr aber seid nicht im Stande uns auf diesen beiden wichtigsten Punkten der Gegenwart nur Concurrenz zu machen, viel weniger uns zu vertreiben, denn die Machthaber, d. h. diejenigen die dafür gelten, halten es mit uns, theils heimlich, theils offenkundig, weil sie unser Geld, unsere Talente, unsere Gewandtheit nöthig haben und in ihnen willkommene Stützen sehen. Hahaha, Dagobert! ich muß lachen, wenn ich an naive Seelen denke, die den Juden zumuthen möchten Christen zu werden. Hast Du nicht etwa Lust Jude zu werden? .... Das könnte ich eher begreifen.“

„Von Deinem Standpunkt aus ist das richtig, denn Ihr haßt grundsätzlich das Christenthum und folglich müßt Ihr wünschen es ausgerottet zu sehen.

Aber Grundsätze, die aus Haß entspringen, können zwar zerstören, doch kein neues Leben geben; — und deshalb, lieber Freund, mag die morsche Gegenwart Euch gehören: die Zukunft gehört Euch nicht! — Zum Wiederaufbau eines zusammenkrachenden gesellschaftlichen Zustandes gehören andere Mittel, als Euer Geld, Eure Presse und Eure angebeteten Kanonen, die jetzt in Europa über Recht und Unrecht entscheiden. Das neunzehnte Jahrhundert ist das des Umsturzes. Es hat schon manche Krone stürzen sehen. Es sieht auch den Sturz heiliger Ideen, den Sturz des Völkerrechts, den Sturz des Rechtsbewußtseins, den Sturz von Allem, was die Menschheit veredelt. Wenn dermaleinst jede rechtmäßige Autorität gestürzt sein wird, dann kommt die Reihe an die unrechtmäßige und die Revolution wird sich gegen die drei Gewalten richten, welche jene vertreten — das ist der Geldsack, die schlechte Presse und die Kanone."

„Wir wollen nicht allzu eifrig in unseren Discussionen werden," entgegnete Maximilian; „unsere Freundschaft könnte darunter leiden und das darf nicht sein. Eigentlich müßte sie den Chor der verschiedensten Ansichten gleichmüthig hinnehmen; aber wer von uns mag sich eine solche felsenhafte Unbeweglichkeit zutrauen! Also von andern Dingen! .... Sprich, wie gefällt Dir Floriane?"

„Floriane?“ wiederholte Dagobert ganz erstaunt.

„Ja, meine jüngste Schwester. Findest Du sie nicht reizend? . . . . Und stelle Dir vor was das kleine Geschöpf für ein rasendes Glück hat. Ein Bruder unserer Mutter ist jüngst gestorben, unverehelicht und Erzmillionär. Er vermacht ihr sein ganzes Vermögen, über das sie von ihrem zwanzigsten Jahre an frei verfügen darf. Wir Geschwister erhalten nur Legate. Ist das nicht ein colossales Glück? Sie wird jetzt ihr Näschen noch einmal so hoch tragen wie früher. Diese ungeheuere Erbschaft ist das Wichtigste, was in letzter Zeit in unserer Familie vorfiel. Nun erzähle mir von der Deinen — besonders von der schönen, edelstolzen Bradamante.“

Dazu hatte Dagobert gar keine Lust. Er ließ bei seinem Bericht über Woodrich Castle seinen Schwager den Vordergrund einnehmen und sagte, die Reise werde wahrscheinlich drei Jahre dauern, was ihn, wegen seines alten Vaters, sehr bekümmere, da Niemand Claudia's Gegenwart in Bachheim ersetzen könne.

„Drei Jahre!“ rief Maximilian: „da will Graf Sierra Blanca gewiß diese Reise auch dazu benutzen, seine Tochter in Brasilien zu vermählen und wir Europäer werden uns entschließen müssen ihr auf immer Valet zu sagen.“

„Von einer solchen Absicht meines Schwagers hörte ich nichts."

„Ich denke nur, daß man in England bei einem Heirathsproject Anstoß an ihrer Herkunft nehmen könnte und daß der Graf dem ausweichen will. Hast Du keine Ahnung wer ihre Mutter war?"

„Nicht die leiseste," entgegnete Dagobert, höchst unangenehm durch diese Wendung des Gesprächs berührt.

„Wenn die Mutter so schön wie die Tochter ist, so muß man mit dieser Jugendsünde Deines Herrn Schwagers große Nachsicht haben . . . . wie überhaupt mit der menschlichen Gebrechlichkeit auf diesem Cardinalpunkt."

„Da wären wir in Plymouth!" rief Dagobert sehr mißmuthig, und kaum hielt der Zug, so sprang er aus dem Waggon mit einem Gefühl, als müsse er sich für immer von Maximilian verabschieden und seinen eigenen Weg gehen. Doch unter welchem Vorwand? — — Er tröstete sich über die Unmöglichkeit mit dem Hinblick auf die Trennung in Liverpool.

Constance und Floriane waren inzwischen in London angekommen und Floriane begann ihre Pläne zu entrollen, die unreif wie ihre Jugend waren, aber den Geist offenbarten, in welchem sie ihre Zukunft zu gestalten dachte. Während Constance auf ihrem Lieblingsplatz in der Sophaecke vor dem großen Spiegel saß und sich still bewunderte, saß

Floriane vor dem Camin, durcharbeitete die Glut mit dem Feuerstocher und sagte, halb mit sich selbst redend zur Schwester:

„Unermeßlich reich .... ja, unermeßlich! das bin ich jetzt.“

„Du wirst nicht reicher sein als wir sind, mein Mann und ich,“ entgegnete Constance.

„Unermeßlich sag' ich Dir! wie eine Königin kann ich leben. Ich muß mir nun auch eine Umgebung anschaffen, die mir zusagt. Wäre ich nur nicht so entsetzlich jung!“

„Sprichst Du chinesisch, Floriane?“

„Für Dich, wie es scheint! — Ja, Constance, wäre ich nicht so sehr jung, so richtete ich mir selbstständig mein eigenes Haus ein: Wagen und Pferde, Koch und Kammerdiener, Lackeyen und dienende Frauen, zwei Gesellschaftsdamen, eine ältere und eine jüngere — nichts sollte fehlen .... aber ich fürchte, der schöne Plan scheitert vor der Hand an meinen erbärmlichen sechszehn Jahren.“

„Es ist ja auch ein unerhörter Einfall, da Du einen Vater und fünf Schwestern hast, bei denen Du leben kannst.“

„Aber wie!“

„Wie? .... Nun so wie wir Alle leben.“

„Das ist aber nicht so, wie ich es wünsche. Heirathen will ich jetzt, da ich so reich bin, durchaus

nicht. Es ist grausig als eine lebende Zugabe zum Heirathsgut einem Mann überliefert zu werden; — grausig unter dessen Botmäßigkeit zu gerathen und ein wenig Freiheit um den Preis der Schmeichelei und kriechender Heuchelei zu erkaufen; — ganz grausig, sag' ich Dir!"

„Und Du hast mir doch gerathen mich meinem Mann so liebenswürdig wie möglich zu machen!" sagte Constance weinerlich.

„Nun das versteht sich, denn Du steckst im Joch mitsammt unseren Schwestern, und in diesem Fall muß man es sich so leicht wie möglich machen. Allein ich will nicht unter dies Joch kriechen und ich will ebensowenig die zärtliche Tochter spielen, die nur im Vaterhause leben mag. Ich bin vom Schicksal auf meine eigenen Füße gestellt und das gefällt mir. Bis zu meinem zwanzigsten Jahr hat unser Vater die Verwaltung meines Vermögens und nur über die Hälfte meiner Renten kann ich disponiren. Er wird das sehr zu seinem Vortheil benutzen und der sei ihm gegönnt; . . . . ich hoffe aber gerade deshalb, daß er mir in zwei Jahren, spätestens! gestatten wird in der Unabhängigkeit zu leben, die mir zusagt. Unser zärtlicher Vater hat ja für uns nur den einen Wunsch, daß unsere Stellung in der Welt nicht seinem Geldbeutel zur Last falle. Dieser Sorge hat mein guter lieber

Onkel ihn in Beziehung auf mich enthoben. Ja ja, Constance! in zwei Jahren hab' ich mein eigenes Haus .... ein deliziöses."

„Wo denn, Floriane?" fragte Constance neugierig.

„Das muß gehörig überlegt werden. Vor der Hand schweige ich über meinen Plan, denn diese unglücklichen sechszehn Jahre machen, daß er den Leuten etwas fabelhaft erscheinen würde und ich mag nicht für eine Phantastin gelten. Es könnte mir in der Zukunft schaden."

„Du bist recht vorsichtig, Floriane und sehr klug," sagte Constance mit einiger Bewunderung.

„Wer selbstständig sein will, muß bedachtsam sein, sonst macht er dumme Streiche, läßt sich, in meinem speciellen Fall, zur Verschwendung hinreißen .... oder zu Liebeleien .... oder zur Protection miserabler Subjecte .... oder dergleichen. Das Alles ist mir zuwider, Constance, und deshalb muß ich mich mit großer Vorsicht benehmen."

„Es wird sicher manchem Mann sehr leid sein, daß Du keine Ehe schließen willst, Floriane! Du bist so reich und bist hübsch! Mir däucht Du wirst mir ähnlich."

„Das kümmert mich nicht was einem Mann leid ist! Ich lebe nach meinem Gefallen .... und sollte ich meiner Freiheit überdrüssig werden, so heirathe

ich, gleichviel ob bei dreißig oder vierzig Jahren. Wer reich ist, gilt beständig für jung und schön."

„Für solche Freiheitsideen bin ich gar nicht geschaffen," sagte Constance: „und ich begreife gar nicht, wie man mit ihnen gemüthlich leben kann."

„Ist auch nicht nöthig, beste Constance! . . . . aber ich begreife es," versetzte Floriane, „und das genügt. Hat Dein Mann schon eine Loge für die Season in der italienischen Oper genommen?"

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hahn-Hahn, Ida

Die Glöcknerstochter

Bd.: 1

1871

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB E 425(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11419120-6